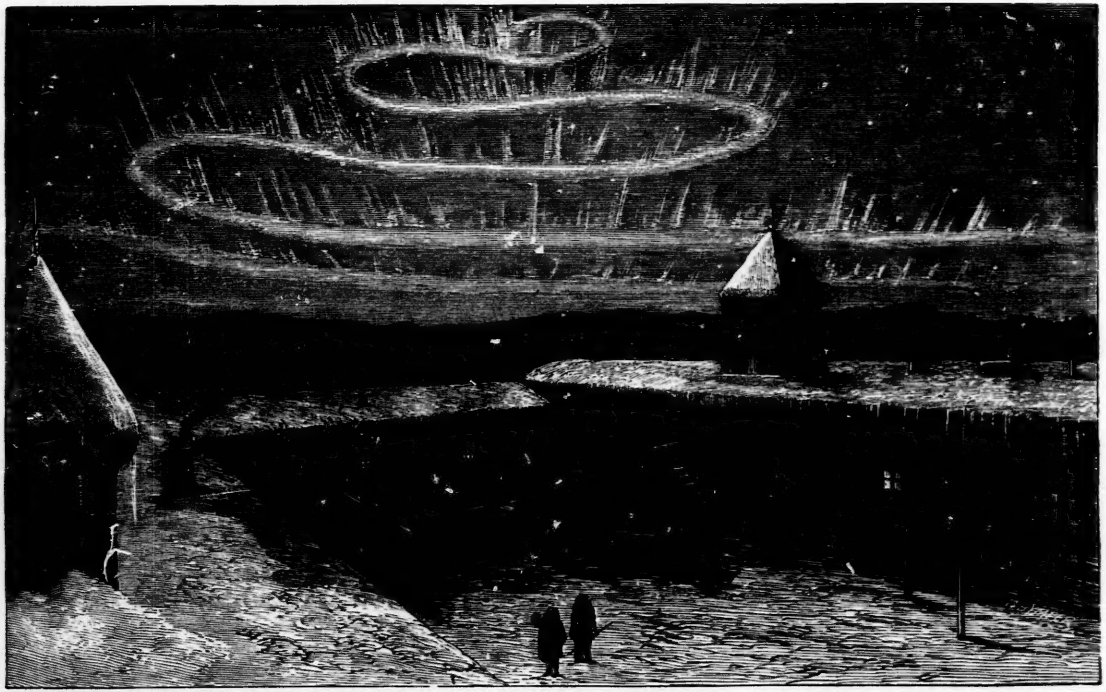
Alaska.

Reisen und Erlebnisse im hohen Norden.



Nordlicht, am 27. December 1866 von Fort Nulato am Jukon gesehen.

Nordlicht, am 27. December 1866 von Fort Rulato am Yukon gesehen.

Alaska.

Reisen und Erlebnisse im hohen Norden

von

Frederick Whymper.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

Dr. Friedrich Steger.

Mit 1 Karte und 38 Original-Illustrationen.

Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1869.

150,904
HR
F5908
W62.
1869a

Vorwort.

Vom Innern des ehemaligen russischen Amerika ist so wenig bekannt, daß meine Schilderung, so unvollständig sie sein mag, nicht ganz uninteressant sein wird. Ein großer Theil der folgenden Zeilen bezieht sich auf eine Reise im Jukon-Gebiet, das, obgleich es einen der größten Ströme des nordamerikanischen Continents enthält, bis jetzt so gut wie unbekannt geblieben ist. Allerdings hat Sir John Richardson, als er den Mackenzie erforschte, einige Nachrichten über dieses Gebiet gesammelt, aber selbst besucht hat er es nie, während die Reisen des russischen Seeoffiziers Zagoskin nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen sind.

Die Abtretung der russisch-amerikanischen Besitzungen an die Vereinigten Staaten hat die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und binnen wenigen Jahren werden wir mehr von ihnen hören. Die Eingeborenen sind bisher von der Cultur so getrennt gewesen, daß man die „Rothhäute" vielleicht nirgends in größerer

Reinheit sehen kann als hier. Nach wenigen Menschenaltern werden sie ausgestorben sein.

Der Name „Alaska," den man dem russischen Amerika gegeben hat, ist offenbar durch eine falsche Auffassung entstanden. Er leitet sich von Aliaska ab, mithin von dem Namen der langen Halbinsel, die wir Alle von der Landkarte her kennen. Das ganze russische Gebiet hat nie so geheißen.

Vor mir liegt ein „Bericht über die Hülfsquellen von Island und Grönland," der in diesem Jahre (1868) von dem Ministerium des Aeußern zu Washington veröffentlicht worden ist. Der Minister Seward ließ ihn von Herrn Peirce zusammenstellen. Ich ziehe aus diesem Schriftstück den Schluß, daß die Unionsregierung den Ankauf von Alaska durchaus nicht bereut und vielmehr ziemlich geneigt ist, auch auf Island und Grönland zu bieten. Herr Seward scheint einen wahren Heißhunger auf Eisberge und Schneefelder zu haben.

Die ersten Capitel erzählen von früheren Besuchen des britischen Columbia und der Insel Vancouver, am Schlusse habe ich das heutige Californien zu schildern gesucht. Auch über einige Reisen, die ich an den östlichen Küsten Sibiriens und Kamtschatka's gemacht habe, berichte ich in der Kürze.

Die Illustrationen wurden mit zwei Ausnahmen nach Originalskizzen ausgeführt, die ich an Ort und Stelle entworfen

habe. Das Porträt eines Aht-Indianers von der Insel Vancouver ist die Copie einer vortrefflichen Photographie, die Herr Gentile, der gegenwärtig in San Francisco lebt, aufgenommen hat, und das Original der Abbildung eines Tschuktschen-Hauses ist eine Photographie Herrn Ryder's, der im Sommer von 1866 ein Mitglied der Telegraphen-Expedition war.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Die Seereise.

Abschied von England. — Meine Reisegefährten. — Der alte Moses. — Fracht für den Heirathsmarkt. — Sturm an Bord. — Meuterei. — Freiwillige Kohlenträger. — Die Falkland-Inseln. — Port Stanley. — Cap Horn. — Keine Kohlen mehr. — San Francisco. — Die Fuca-Straße. — Cook. — Vancouver. — Juan de Fuca. — Victoria. — Die Cariboo-Minen. — Das Gold. — Die Entdecker von Williams-Creek. — Zeitungswesen am Stillen Meer. . . . . S. 1—18

Zweites Capitel.

Die Gletscher an der Bute-Bucht.

Die Gebirge des britischen Columbia und der angrenzenden Küsten. — Die Bute-Bucht. — Chilicoten-Indianer. — In die Luft gesprengt. — Indianer-Träger. — Der Weg durch die Wälder. — Ein Führer. — Das Chinook-Kauderwälsch. — Pfadlose Wälder. — Verirrt in der Wildniß. — Die Gletscher-Ströme. — Das Lager. — Der große Gletscher. — Die Rückkehr. — Der zweite Gletscher. . . . . S. 19—30

Drittes Capitel.

Die Tragödie zwischen den Gletschern.

Wir hören von einem Morde. — Canoefahrt auf dem Meere. — Dodd's Enge. — Eine brennende Insel. — Das Gemetzel an der Bute-Bucht. — Erzählungen der Entkommenen. — Zweites Gemetzel. — Aufregung in der Colonie. — Expeditionen gegen die Indianer. — Einige der Mörder

werden gefangen. — Der Roman- und der wirkliche Indianer. — Sein unvermeidlicher Untergang und dessen Ursachen. — Indianer-Händler. — Das Project von halb weltlichen Missionsstationen. — Die Mission zu Metlakahtla. . . . . S. 31—43

Viertes Capitel.

Das Innere der Insel Vancouver.

Die Freuden der Arbeit. — Das unbekannte Innere Vancouvers. — Unsere Expedition. — Der Cowichan-Fluß. — Somenos. — Kakalatza und seine Hutschachtel. — Fahrt auf dem Flusse. — Unsere Lager. — Erzählungen am Feuer. — Wie die Indianer die Geschichte vom Jonas kennen. — See Cowichan. — Erfahrungen mit dem Flößen. — Das aufgerichtete Floß. — Brown's Lager. — Wir bekommen ein Canoe. . S. 44—55

Fünftes Capitel.

Schluß unserer Entdeckungsreise.

Die Nittinaht-Bucht. — Whyack. — Die Indianer. — Die Aht-Stämme. — Die Brandung. — Port San Juan. — Indianer-Geschichten. — Sooke, die Bucht und der Fluß. — Entdeckung von Gold. — Das Gold der Königin-Charlotten-Insel. — Nanaimo. — Comox hat Kohlenlager. — Fahrt auf dem Puntledge. — Schiffbruch. — Binnenseen. — Der Barclay-Sund. — Unsere Jagdbeute. — Lagerzeichen. . . S. 56—68

Sechstes Capitel.

Das Alaska-Gebiet.

Ankauf des russischen Amerika durch die Union. — Amerikanische Kritik des Geschäfts. — Entdeckungen von Gold und Kohlen. — Spöttereien der Presse. — Amerika für die Amerikaner. — Geographische Literatur des Stillen Meeres. — Werke über das russische Amerika. — Der Vertrag. — Die Telegraphen-Expedition. — Ihre Organisation. — Bevorzugung junger Leute. . . . . S. 69—76

Siebentes Capitel.

Besuch in der Hauptstadt von Alaska.

Die Reise. — Der Sitka-Sund und der Hafen. — Baranow. — Früheste Geschichte. — Die Stadt. — Trinkwasser. — Ackerbau. — Die Russen in Californien. — Die russisch-amerikanische Gesellschaft. — Die Fische-

reien. — Die Kalosh-Indianer. — Russische Gastfreundschaft. — Sitka in neuen Händen. — Zwei Sonntage in einer Woche. — Kodjak-Eis. — Uebergabe von Alaska. . . . . S. 77—89

Achtes Capitel.

Fahrt im nördlichen Stillen Meer.

Abreise von Sitka. — Ukamok. — Onga. — Brandung dicht vor uns! — Vulcane im Unimak-Paß. — Die St.-Michaels-Insel. — Sondirungen in der Behrings-Straße. — Die Plover-Bai. — Die Tschuktschen. — Ihre Zelte und Canoes. — Ihre Körperkraft. — Die Kinder. — Der unvergleichliche „Naukum." — Ideen der Eingeborenen vom Telegraphen. — Der Caper Shenandoah. — Die Avatscha-Bai. . . S. 90—100

Neuntes Capitel.

Petropawlowsk und Rückkehr nach San Francisco.

Der Hafen. — Die Stadt. — Monumente. — Der Pelzhandel. — Kamtschatka im Allgemeinen. — Die Vulcane. — Der Angriff der Verbündeten von 1854. — Ihre Rückkehr im nächsten Jahr. — Der General Teste. — Rückfahrt im Dampfer Wright. — Ein Sturm. — Bau eines Schornsteins. . . . . S. 101—112

Zehntes Capitel.

Reise im nördlichen Stillen Ocean.

Organisirung der Expedition. — Der durstige Arzt. — Unsere Flotte. — Abfahrt. — Wieder in Petropawlowsk. — Die russische Corvette. — Eine russische Hochzeit. — Hitze. — Internationaler Piknik. — Fahrt gegen Norden. — Behring's Reisen. — Schiffbruch. — Behring's Tod. — Der Golf von Anadyr. — Die wandernden Tschuktschen. S. 113—125

Elftes Capitel.

Der Anadyr-Fluß und die Plover-Bai.

Tschuktschen mit einem Empfehlungsbriefe. — Bootfahrt auf dem Flusse. — Unsere Erforscher. — Ihre Erfahrungen. — Der Anadyr-Fluß. — Diebische Tschuktschen. — Die Plover-Bai. — Naukum tritt wieder auf. — Ankündigungen in der Behrings-Straße. — Errichtung einer Telegraphenstation. — Der Walfischfang. — Norton-Sund. — Alaska. — Tod des Majors Kennicott. . . . . S. 126—136

Zwölftes Capitel.

Russische Ansiedlungen und Indianerdörfer.

St. Michael. — Das Fort und seine Bewohner. — Der Provalischik. — Russisches Dampfbad. — Die griechische Taufe. — Die Insel. — Eine Straße empfiehlt sich. — Ein Todter als Schlittenfuhrmann. — Ausflug mit dem Dampfboot. — Das Boot wird aufs Trockene geschafft. — Der russische Posten Unalachleet. — Malemute- und Kaveak-Indianer. — Kleider von Fellen. — Handel zwischen den Stämmen. — Verkehr mit den Tschuktschen. — Unterirdische Häuser. — Das Fischen unter dem Eise. . . . . S. 137—152

Dreizehntes Capitel.

Unalachleet am Norton-Sunde.

Indianisches Rathhaus. — Vorbereitungen zum Ball. — Rauchessende Indianer. — Festmahl, Tanz, Concert. — Die Malemuten und Kaveaks. — Die Häuptlinge. — Parkamanie. — Hausbau. — Vorkehrungen für eine Schlittenreise. . . . . S. 153—160

Vierzehntes Capitel.

Schlittenreise nach dem Jukon.

Straßen zum Jukon. — Schlitten und Hunde. — Unser Aufbruch. — Unsere Gesellschaft. — Der Fluß Unalachleet. — Erzwungener Stillstand. — Die Hunde reißen aus. — Die Ingelete-Indianer. — Häuser unter der Erde. — Bohnen oder Reis? — Indianische Reinlichkeit. — Aerztliche Hülfe. — Ulukuk. — Der Fluß. — Indianischer Handel. . . . . S. 161—173

Fünfzehntes Capitel.

Beendigung der Schlittenreise.

Uebergang über den Ulukuk. — Schneeschuhe. — Ulukuk-Gebirge. — Landreisen. — Versola Sofka. — Das beste Lager. — Unser gefrorener Athem. — Indianische Ehrlichkeit. — Der Nutzen von Schneeschuhen. — Warme Quellen. — Erster Blick auf den Jukon. — Coltog. — Der alte Starik. — Die Reise auf dem Jukon. — Alikow's Barabba. — Zusammentreffen mit einem russischen Schlittenzuge. — Ankunft in Nulato. . . . . S. 174—184

Sechzehntes Capitel.

Leben in Nulato am Jukon.

Die ersten Erforscher des Jukon. — Nulato. — Unser Quartier. — Wasserschlitten. — Fischfänge. — Zeichnen im Winter. — Gefrorene Lebensmittel. — Der kälteste Tag. — Abfahrt eines Schlittenzugs. — Mittagsgesellschaft. — Ankunft von Indianern. — Der kürzeste Tag. — Fröhliche Weihnachten. — Speisekarte. — Nordlicht. — Temperaturen. — Zufuhren. — Die größte Winterreise unserer Erforscher. . S. 185—198

Siebzehntes Capitel.

Die Co-Jukon-Indianer.

Der Co-Jukon-Stamm. — Moden. — Das Gemetzel von Nulato. — Vorgänge bei dem Angriff. — Indianische Mordthaten. — Trauergebräuche. — Die Todtenwache. — Särge auf vier Pfählen. — Aberglauben. — Einhegen von Hirschen. — Schnelle Reisen. — Pelze und Pelzhandel. — Indianische Frauen. — Jagdbrillen und Kinderpuppen . S. 199—209

Achtzehntes Capitel.

Canoe-Fahrt auf dem Jukon.

Frühling. — Thauwetter. — Der Jukon bricht auf. — Vorbereitungen für die Reise. — Unsere Canoes. — Aufbruch. — Gefährlicher Zustand des Flusses. — Seine Größe. — Die Strömung. — Gefährliche Schifffahrt. — Untergegangene Inseln. — Der Co-Jukuk. — Kähne von Birkenrinde. — Sachertelontin. — Lagune. — Newicargut. — Ankauf von Lebensmitteln. — Erfahrungen mit Zahnbürsten. — Bereitung von Arzneien. — Ausschweifungen der Indianer. — Kinderstuhl von Birkenrinde. S. 210—226

Neunzehntes Capitel.

Fahrt auf dem Jukon (Fortsetzung).

Zusammentreffen mit einem Ausreißer. — Vorliebe der Indianer für Negerlieder. — Bootziehen. — Lagune. — Haufen von Treibholz. — Nuclukayette. — Unverfälschte Indianer. — Ceremonie. — Abschied von den Russen. — Häßliche Indianerköpfe. — Gebirgsschlucht. — Indianerhunde. — Ein Leck. — Die Stromschnellen. — Die Wälle. — Jagd auf Musethiere. — Inseln. — Ueberhängende Ufer. — Untiefen. — Die kürzeste Nacht. — Die ersten englischen Indianer. — Der Fluß Porcupine. — Fort Jukon. . . . . S. 227—240

Zwanzigstes Capitel.

Fort Jukon.

Rückkehr des Commandanten und des Missionärs. — Ihre Berichte. — Der Mackenzie und der Jukon. — Die Indianer. — Zahlreiche Stämme. — Die Pelze. — Der angebliche Schwarze Fuchs. — Das Missionswerk. — Rückkehr unserer Erforscher vom oberen Jukon. — Fort-Jukon-Schlitten. . . . . S. 241—253

Einundzwanzigstes Capitel.

Thalfahrt auf dem Jukon.

Abwärtstreiben auf dem Strom. — Jukon-Lachse. — Ankunft in Nulato. — Eine zu starke Dosis Arsenik und Alkohol. — Weiterreise. — Indianermusik. — Anvic. — Die Mission. — Erdbeben auf dem Wasser. — Andreawski. — Die Jukon-Mündungen. — Smith's Untersuchungen. — Pastolik. — St. Michael. — Fortschritt des Telegraphen. — Gefrorener Boden. — Scorbut. — Ankunft unseres Schiffs. — Die Plover-Bai. — Rückkehr nach San Francisco. . . . . S. 254—267

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Werth Alaska's. — Der Ursprung der Eskimos im nördlichen Alaska und in Grönland.

Der Werth Alaska's. — Die Pelze und Fische. — Der Ankauf war ein Act der Gerechtigkeit gegen Rußland. — Die Aleuten. — Vulcane. — Die Insel Bogoslow. — Der asiatische Ursprung der Eskimos. — Die Tschuktschen. — Seetüchtige Canoes. — Die Reisen der beiden japanischen Dschonken. — Die Verbindungsglieder zwischen den Tschuktschen und den Eskimos. — Die Sprache. — Entartung der Eskimos. — Gütergemeinschaft. — Der Schamane und der Angekok. . . . . S. 268—281

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Telegraphenarbeiten in Asien.

Major Abasa erhält die Oberleitung. — Ankunft in Petropawlowsk. — Reisen in Kamtschatka. — Ghijega. — Straße von Ghijega nach Ochotsk. — Mahood's und Bush's Forschungen. — Nikolajewsk und die Mündung des Amur. — Reise nach Ochotsk. — Ritte auf Rennthieren. — Die Tungusen. — Ajan. — Ochotsk. — Mac Crea's und Arnold's Wanderungen unter den Tschuktschen. — Anadyrsk. . . . . S. 282—293

Vierundzwanzigstes Capitel.

Californien.

Californien im Jahre 1849 und heute. — Fortschritte des Ackerbaues. — Der Weinbau. — Das Klima. — Untercalifornien. — San Francisco. — Kein Papiergeld. — Die Münzen. — Zunahme. — Allgemeiner Wohlstand. — Mangel an Arbeitern. — Das Miethen eines Dienstboten. — Die Genüsse des Landes. — Die Mission. — Hotel-Speisekarte. — Heimath für Betrunkene. — Wunsch nach Einwanderung. — Die Zeitungen. — Die chinesische Bevölkerung. — Ihre Zahl. — Der Chinese als Bergmann. — Der todte Chinese. — Ein chinesisches Gastmahl. — Der Kaufmannszopf. . . . . S. 294—307

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Californien (Fortsetzung).

Die Gesellschaft von San Francisco. — Redensarten. — Die Damen von Fr'isco. — Der Sonntag der Stadt. — Freie Urtheile über Geistliche. — Die Lage. — Steile Straßen. — San-Francisco-Waden. — Erdbeben. — Häuser auf dem Marsche. — Löschvereine. — Wells Fargo's Expreß. — Die Dreicentmarken. — Die Männerwelt. . S. 308—318

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Californien als Land für Auswanderer.

Frühere amerikanische Ansichten über das Land. — Californische Dampfer. — Die öffentlichen Ländereien. — Ausdehnung des Landes. — Preise. — Arbeit und Arbeitslöhne. — Der Weinbau. — Temperaturtabelle. — Für welche Classe von Auswanderern Aussicht ist. — Erziehung und Schulwesen. — Schul-Ma'ams. — Baustellen. . . . S. 319—334

Anhang.

1. Die projectirte Ueberlandstraße von Meer zu Meer durch britisches Gebiet . . . . . S. 337
2. Der Plan des westlichen Telegraphen . . . . . „ 341
3. Bemerkungen über Sitka . . . . . „ 344
4. Port Clarence im nördlichen Alaska . . . . . „ 346
5. Bemerkungen über die Geologie des Yukon . . . . . „ 348

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Nordlicht, am 27. Dec. 1866 von Fort Nulato am Jukon gesehen. Titelbild.
Vignette. Beladung eines Schlittens in Alaska . . . . Titelblatt.
Der Große Gletscher an der Bute-Bucht 27
Waldbrand auf einer Insel im Golf von Georgia 33
Das aufgerichtete Floß 53
Aht-Indianer auf der Westküste der Insel Vancouver 57
Maske der Eingeborenen auf Vancouver 58
Lagerzeichen 67
Sitka oder Neu-Archangel, die Hauptstadt von Alaska 78
Grabkasten der Kalosh-Indianer 84, 85
Indianische Steinzeichnung: Russischer Soldat in Sitka 88
Gerüst eines Hauses bei den Tschuktschen 95
Fellboot bei den Tschuktschen 96
Pfeife der Tschuktschen 97
Petropawlowsk auf Kamtschatka 101
Behrings-Monument in Petropawlowsk 102
Die Vulcane Koriatski, Awatscha und Koseldskai auf Kamtschatka . . 104
Fort St. Michael 138
Malemute-Indianer 146
Fellkleider der Malemuten 147
Tabackspfeife der Malemuten 155
Durchschnitt eines Hauses unter der Erde 166
Schneeschuh 175
Ankunft auf dem gefrorenen Jukon 180
Fischfänge am Jukon 188
Sarg auf vier Pfählen 204
Hirschgehäge der Co-Jukons 205
Indianerbrillen 208
Der Jukon beim Aufbruch des Eises 216
Indianisches Sommerlager bei Newicargut am Jukon 222
Feuerzeug, Messer und Scheide der Jukons 223
Kinderstuhl von Birkenrinde 225
Tanana-Indianer 231
Muskethierjagd im Jukon 237
Messer der Jukon-Indianer 237
Fort Jukon, Posten der Hudsonsbai-Compagnie 241
Beladener Schlitten in Fort Jukon 252
Karte des Jukon ꝛc. . . . . Ende.

Seite
elbild.
lblatt.
. 27
. 33
. 53
. 57
. 58
. 67
. 78
84, 85
. 88
. 95
. 96
. 97
. 101
. 102
. 104
. 138
. 146
. 147
. 155
. 166
. 175
. 180
. 188
. 204
. 205
. 208
. 216
. 222
. 223
. 225
. 231
. 237
. 237
. 241
. 252
Ende.

Erstes Capitel.

Die Seereise.

Abschied von England. — Meine Reisegefährten. — Der alte Moses. — Fracht für den Heirathsmarkt. — Sturm an Bord. — Meuterei. — Freiwillige Kohlenträger. — Die Falkland-Inseln. — Port Stanley. — Cap Horn. — Keine Kohlen mehr. — San Francisco. — Die Fuca-Straße. — Cook. — Vancouver. — Juan de Fuca. — Victoria. — Die Cariboo-Minen. — Das Gold. — Die Entdecker von Williams-Creek. — Zeitungswesen am Stillen Meer.

Im Jahre 1862 beschäftigte die Küste des Stillen Meeres und besonders das britische Amerika unsere Gedanken in England sehr. Da ich gleich der Mehrzahl meiner Landsleute etwas überflüssige Energie besaß und im Augenblick damit nichts anzufangen wußte, so beschloß ich, mir jene Küsten einmal anzusehen, und brachte meine Siebensachen für die Reise zusammen. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich eine Menge von Dingen einpackte, die ich für tragbar, nothwendig, ja unentbehrlich hielt und die mir nachher blos zur Last fielen. Diese Erfahrung werden alle jungen Reisenden machen. Am 6. Juni des genannten Jahres liefen wir aus der Themse aus, wobei ich etwas wie Reue empfand, und am 9. sahen wir, nachdem wir in dem stillen schläfrigen Dartmouth einen kurzen Halt gemacht hatten, die Küste des alten

Englands zum letzten Male. Einige Stunden später befanden wir uns, mit Lamartine zu sprechen, „in der Gewalt der Wogen" und fühlten das nur zu sehr.

Nie kennt die wilde Bucht Biscaya's Schlaf,

wenigstens schlief sie nicht, als wir ihre Bekanntschaft machten, und begrüßte uns mit einem scharfen Winde, der zum Sturm anschwoll, ehe wir ihre Gewässer ganz verlassen hatten. Unser Schiff war der Tynemouth, ein derber eiserner Schraubendampfer, der im Krimkriege berühmt geworden war, weil er den furchtbaren Orcan im Schwarzen Meer, bei dem der Schwarze Prinz und viele andere Schiffe untergegangen waren, überstanden hatte. Wir waren nach der Insel Vancouver, via Cap Horn, bestimmt und sollten unterwegs in einem oder zwei Häfen anlegen. Am Bord befanden sich etwa dreihundert Passagiere, von denen zwei Drittel in den ersten Tagen ihrer Würde und Selbstachtung ganz zu vergessen schienen und unser Fahrzeug zu einem schwimmenden Spital machten. Alle Dinge nehmen aber ein Ende, und als wir die Tropen erreichten, hatten unsere Freunde ihren Hunger wieder gefunden. In leichten Anzügen saßen, rauchten, schwatzten und lasen sie unter dem Sonnenzelte und gaben dem Verdeck das Aussehen eines nautischen Speisesaals.

Meine Reisegefährten waren eines besonderen Studiums werth. Zu ihnen gehörte eine Anzahl junger Männer, von denen viel zu viele offenbar keinen Beruf, kein Geschäft, überhaupt kein bestimmtes Lebensziel hatten, als daß sich dieser Classe eine gute Zukunft im neuen Lande hätte versprechen lassen. Unter den Uebrigen waren so ziemlich alle Zweige menschlicher Thätigkeit vertreten: es gab Landwirthe, Kaufleute, Handwerker, Rechtsgelehrte, Künstler und Schriftsteller. Der hervorragendste Charakter

an Bord war ein ehrwürdiger Jude, von Jedermann der alte Moses genannt. Er war ein Israelit von dem Schlage, wie er für die Bühne typisch geworden ist, und versäumte keine Gelegenheit, die sich darbot, durch den Verkauf von verdorbenen Citronen und Cigarren ohne Luft, oder durch das Ausspielen oder Versteigern von Sachen einige Pfennige zu verdienen. Gegen das Ende der Reise erstand er allen Tand und Kram, auf den er die Hand legen konnte, und bot „für alte Kleider und Juwelen" die höchsten Preise. Mit diesen Waaren stattete er später in Victoria einen kleinen Laden aus. Wie Shylock hatte Moses viel Hohn und Spott zu erdulden und ertrug Alles mit leichtem Achselzucken.

Unsere merkwürdigste lebendige Fracht bestand in sechszig jungen Damen, die für den Colonial- und Heirathsmarkt bestimmt waren. Eine englische Gesellschaft hatte sie unter der wachsamen Obhut eines Geistlichen und einer Matrone ausgeführt. An Bord müssen sie die drei langweiligsten Monate ihres Daseins verlebt haben, denn sie waren von den andern Mitreisenden getrennt und konnten den Belustigungen und Späßen, mit denen sich Alles die Zeit vertrieb, blos von Weitem zusehen. Jede wohlwollende Bestrebung verdient Achtung, doch kann ich nach meinen persönlichen Beobachtungen eine solche Manier, dem Bedürfnisse einer Colonie abzuhelfen, nicht empfehlen. Die Hälfte verheirathete sich bald nach der Landung, oder ging in Dienst, aber viele Mädchen wurden schlecht und waren es nach allem Anschein schon früher gewesen. Ein paar solcher Dirnen kann auf die achtbarere Classe den verderblichsten Einfluß üben. Um die Wahrheit, wenn auch keine Schmeichelei zu sagen, waren die meisten der jungen Damen weder jung noch schön und erinnerten mich an den Weiberschwarm, der in der Posse: „Zehntausend Putz-

macherinnen werden gesucht!" auf die Bühne schwärmt. Ich erkenne an, daß man armen Geschöpfen Aussicht auf eine Versorgung gewährt, aber ich halte es für gewiß, daß der Markt ohne fremde Beihülfe sich besser versorgen würde. Der strebsame Ansiedler würde sich sein Liebchen nachkommen lassen, oder in die Heimath gehen, um sich eine Frau selbst zu suchen, und tüchtige Dienstmädchen könnte er sich von seinen Freunden zuschicken lassen und im Hafenplatze in Empfang nehmen. Ich gebe gern zu, daß in einer neuen Ansiedlung unter der hin- und herströmenden Masse Einige zu finden sind, die durch Zufall oder durch Fleiß sich etwas Geld verdient haben und keiner vielen Einladungen bedürfen, um in den Hafen der Ehe einzulaufen, aber es giebt auch eine große Anzahl schwarzer Schafe, [illegible] nichts lieber thun, als sich auf Kosten armer Mädchen zu unterhalten.

Wir begannen unser Leben etwas langweilig zu finden, als an Bord ein Sturm ausbrach, der das Ansehn der Dinge veränderte. Wie es bei Schiffen häufig der Fall ist, hatten wir nicht Mannschaft genug und unsere überbürdeten Leute lehnten sich auf. Sie kamen zum Capitän aufs Hinterdeck und es folgte nun eine Scene, bei der die stärksten Worte fielen, bis einer der kühnsten Meuterer, um in der Matrosensprache zu reden, dem Schiffer seine Faust zwischen die Lichter pflanzte und der Nase den Rothwein reichlichst entströmen ließ. Auf der Stelle und mit Donnerstimme ertönte der Befehl: „Legt sie in Eisen!" aber das war leichter gesagt als gethan. Endlich gelang es den Officieren mit Hülfe einiger Passagiere, den Rebellen Handschellen anzulegen, worauf sie nach dem Grundsatze, daß Hitze durch Hitze vertrieben werden muß, in ein leidlich warmes Gemach neben dem Maschinenraum eingeschlossen wurden.

Unser Capitän steckte in der übelsten Lage. Die Luft war

fast windstill, die Segel hingen schlaf an den Masten und unsere Einrichtung mit den Kohlen war so, daß die Maschine bald stehen bleiben mußte, wenn die ungehorsamen Matrosen keinen Dienst thaten. Die Kohlen befanden sich nämlich vorn im Kielraume und mußten heraufgewunden, über das Verdeck gekarrt und zur Maschine geschafft werden.

So war die Lage, als ein Ausschuß von Passagieren zusammentrat und den Beschluß faßte, daß die kräftigen Männer aller Classen aufgefordert werden sollten, als Freiwillige so lange Matrosendienste zu verrichten, als es nöthig sei. Die sämmtlichen jungen Männer, denen eine Unterbrechung der Einförmigkeit der Reise lieb war, meldeten sich sofort, wurden feierlich in eine Liste eingetragen und gingen ans Werk. Wir scheuerten die Decks, holten die Taue ein, füllten die Kohlensäcke, zogen sie herauf und bekamen einen guten Geschmack von dem Leben eines Matrosen auf einem Dampfschiffe. Es ist mehr als zweifelhaft, ob einer von uns mitgesungen haben würde, wenn einer der älteren Herren das Lied des englischen Dichters angestimmt hätte:

Wir danken Alle unserm Gott,
Daß wir Matrosen sind.

Eine gute Körperübung hatten wir übrigens und arbeiteten sogar mit Eifer. Wußten wir nicht, daß die Augen von sechzig Jungfrauen wohlgefällig auf uns ruhten, da wir sie dem Ziele ihrer höchsten Wünsche näher bringen halfen? Das eiferte uns an und selbst der Pfarrer gab von seiner christlichen Muskelkraft anerkennenswerthe Proben und beschmutzte sich ab und zu seine tadellosen Gewänder. Ich kostete die Würde der Arbeit in der Rolle eines Kohlenträgers aus Liebhaberei und verwaltete zwischendurch die Sinecure eines Ausgucks. Zur Kühlung unserer

heißen Glieder dienten Trankopfer von Bier und von Citronensaft, in Wasser aufgelöst. In dieser Beziehung waren wir gegen unsere Vorgänger in: entschiedensten Vortheil, denn die bekamen von solchen Luxusartikeln nicht viel. Endlich brachte die tropische Hitze, von der Gluth der Oefen unterstützt, unsere Leute zur Vernunft. Die meisten kehrten zur Arbeit zurück; drei hielten aus und wurden in Ketten gelegt.

Nachdem wir auf der Höhe des Rio de la Plata rauhes Wetter gehabt und ein Boot verloren hatten, erreichten wir die Falklands-Inseln und gingen im Hafen von Stanley vor Anker. Dieses Becken, das überall von Land umgeben wird, ist bei einer Breite von einer halben Meile* sechs Meilen lang und befindet sich auf Ost-Falkland. Wir kamen zu Anfang August an und hier endete eben der Winter. Der Schnee war kaum aus den Niederungen verschwunden und hatte viele sumpfige Stellen zurückgelassen. Die Insel ist dick mit Torf bekleidet, der den Einwohnern ihren ganzen Brennstoff liefert, da Holz, mit Ausnahme einer sehr geringen Menge Treibholz, nicht zu bekommen ist. Bäume wachsen auf den Falklands nirgends und alle Versuche von Anpflanzungen sollen mißlungen sein. Von diesen Inseln hat Oberst Moody, der früher Statthalter dieser Colonie war, das Tussock-Gras** nach England gebracht.

Ehe wir in den Besitz der Falklands kamen, waren sie in

---

* Da diese Reise sich hauptsächlich auf englische und amerikanische Besitzungen erstreckte, so glaubte der Uebersetzer die landesüblichen englischen Meilen beibehalten zu müssen.

** Das Tussock-Gras (Dactylis caespitosa) ist durch den Botaniker Hooker, der Sir James Clark Roß auf dessen Südpolreise begleitete, bekannt geworden. Es wächst buschartig aus einem großen und hohen Wurzelknollen hervor und treibt Halme von sechs Fuß Länge. Ein solcher Busch hat Aehnlichkeit mit einer kleinen Palme.

spanischen und französischen Händen und wurden damals nicht so geachtet wie jetzt. Port Stanley ist eine hübsche kleine Stadt von siebenhundert bis achthundert Einwohnern mit einer Kirche, einem Regierungsgebäude und einem Schulhause. Die aus China, Australien oder Californien heimkehrenden Schiffe finden diese Inseln genau in ihrem Wege und legen häufig in Port Stanley an, um Ausbesserungen vorzunehmen und sich mit Wasser, Kohlen und Lebensmitteln zu versorgen. Gemüse und frisches Fleisch giebt es in Ueberfluß und von dem letztern kostet das Pfund zwei bis drei Pence. Die Rinder, die von den Spaniern eingeführt wurden, sind sehr zahlreich und leben größtentheils wild. Stanley war zu unserer Zeit Freihafen und unsere Passagiere benutzten diesen Umstand, um Genever und Branntewein einzukaufen. Unser Aufwärter, der in diesen Artikeln ein Monopol zu haben glaubte, mißbilligte den Handel höchlich.

Da unsere Schiffskuh, von einem Sturme zum Tode erschreckt, den Geist aufgegeben hatte und unser Geflügel zu den vergangenen Dingen gehörte, so freuten wir uns alle, an die Küste zu gehen, in Milch und frischem Fleisch schwelgen und unsere Beine in Bewegung setzen zu können. Eine englische Gesellschaft, die sich mit der Ausfuhr von Fellen und Pelzen beschäftigte, besaß in Port Stanley eine große Niederlage, die von hundertundfünfzig Personen stehend und von einer noch größeren Anzahl ab und zu mit jenen Waaren versorgt wurde. Unser Schiff erhielt durch dieses Handelshaus Kohlen.

Wir widmeten mehrere Tage größeren Ausflügen, schossen wildes Geflügel und unterhielten uns damit, die sehr zahlreichen Pinguine zu beobachten. Wenn sie am Strande vor uns eilig davonwatschelten, so mußten wir an alte Weiber denken, die über Steine trippeln und dabei oft fallen. Wir besuchten auch

den vortrefflichen Leuchthurm, der auf Cap Pembroke, dem östlichsten Punkt von Ost-Falkland steht und etwa acht Meilen vom Hafen entfernt ist. Dort fanden wir die Frau des Wächters mit ihrer kleinen Familie, unter der mehrere Kinder waren, die sogar die Herrlichkeiten von Port Stanley noch nicht gesehen hatten und sich doch ganz glücklich fühlten. Der Leuchtthurm, der hundertundzehn Fuß hoch ist, steht auf dem Endpunkte einer öden Sandwüste und der Strand ist überall mit Tang und Seegras von so ungeheurer Größe bedeckt, daß man diese Pflanzen Seebäume nennen könnte. Der Tang wächst an manchen Stellen des Hafens so dicht, daß es fast unmöglich ist, hindurchzurudern.

Unsere Meuterer wurden vor Gericht gestellt und zu schwerer Arbeit auf eine gewisse Zeit verurtheilt. Ihre Strafe bestand darin, daß sie die Gärten bestellen und die Fußböden des Regierungsgebäudes mit Sand bestreuen mußten. Allem Anscheine nach waren sie gar nicht unzufrieden, in einem Orte, wo es frisches Fleisch in Ueberfluß gab, einige Zeit verweilen zu müssen, und außerdem wußten sie, daß das erste Schiff, welches mit ungenügender Mannschaft anlege, sie zu höheren Löhnen, als sie im Hafen von London üblich sind, annehmen werde.

Wir wurden, hauptsächlich durch schlechtes Wetter, zwölf Tage aufgehalten, aber endlich trat ein günstiger Moment ein und wir dampften in gutem Stil aus dem Hafen hinaus. Am Abend desselben Tages fuhren wir bei Staten-Land vorbei, über dessen Felsenküsten ein Thronhimmel von Nebel schwebte. Ueber den Thälern lag noch ein Spitzenschleier von Schnee gebreitet. Am nächsten Morgen befanden wir uns im Stillen Meer und in Sicht der Felsentrümmer des berühmten und gefürchteten „Horns." Das Wetter war prächtig, das Meer lag wie ein

Spiegel da und von den herkömmlichen Schrecken dieser Gewässer ließ sich nichts spüren. Der Leser kommt dadurch um eine interessante Schilderung, aber wir Passagiere sahen uns von der bangen Sorge befreit, daß das gewöhnliche schlechte Wetter des Caps auch uns beschieden sein werde. Wir gelangten nun bald in die Passatwinde, zogen alle Segel auf und gönnten unsern Dampfkesseln Ruhe.

Ehe wir die californische Küste erreichten, hörte der Wind auf, und da wir nun wieder mit Dampf fahren mußten, so erschöpften wir unsern Kohlenvorrath bis auf den letzten Korb. Alles lose Holz auf Deck und selbst mancher werthvolle Sparren wurde für die Oefen zersägt und am Tage vor unserer Ankunft in San Francisco kam die Frage in ernste Erwägung, ob die zweite und dritte Cajüte nicht ihrer Bettstellen und Möbeln beraubt werden solle.

Waren wir schon froh gewesen, auf den Falklands landen zu können, so betraten wir den Boden von San Francisco mit noch viel freudigeren Gefühlen, schlenderten in den schönen Straßen umher und genossen der vorhandenen guten Dinge. Mehreren meiner Reisegefährten gefiel es hier so, daß sie den Gedanken der Weiterreise aufgaben, und andere blieben gezwungenerweise zurück, da sie nicht gedacht hatten, daß der Capitän in solcher Eile abfahren werde. Von San Francisco werde ich am Schlusse sprechen. Ich habe die Entwicklung der Stadt fünf Jahre lang beobachtet und kenne unter allen in modernen Zeiten entstandenen Orten keinen, der so schnell aufgeblüht wäre und auf eine so glänzende Zukunft rechnen könnte.

Wir setzten unsere Fahrt fort, ließen Cap Flattery hinter uns, liefen in die Fuca-Straße ein und warfen den ersten Blick auf die endlosen Wälder der Insel Vancouver, welche manchen

Tag meine Heimath sein sollten. Noch bis auf Cook glaubte man, daß die Insel Vancouver ein Theil des Festlandes sei und so wurde sie in den Atlas eingetragen, der sein großes Werk begleitet. Erst 1792 fand Vancouver die Fuca-Straße wieder auf und benannte sie nach ihrem ersten Entdecker Juan de Fuca, einem alten griechischen Seemann, dessen Ansprüche auf Erforschung dieser Gegenden die Geographen lange zurückgewiesen haben. Cook befuhr die Küste von Neu-Albion und kam zu dem Vorgebirge, welches den Namen Cap Flattery, den er ihm gegeben, behalten hat. „Genau in die Breite, wo wir uns jetzt befanden," sagt er, „haben die Geographen die angebliche Straße Juan de Fuca's verlegt. Wir sahen sie aber nicht und es besteht nicht die entfernteste Wahrscheinlichkeit, daß sie jemals existirt habe." Das heißt ziemlich bestimmt gesprochen und unsere Verwunderung steigt, wenn wir die nähern Umstände von Cook's Besuch dieser Gegenden kennen, wie Capitän James Burney, der auf dieser Reise unter Cook diente, sie der Welt später erzählt hat.

„Nachdem wir die Küste erreicht hatten," lautet sein Bericht, „trieben ungünstige Winde unser Schiff bis zum 43. Grad zurück, und als wir wieder gegen Norden segelten, verhinderten uns Stürme und Nebel, die Fortsetzung der Küste aufzunehmen, so daß wir zwischen einem Cap unter 44 Grad 55 Linien nördlicher Breite, das Capitän Cook Cap Foulweather benannte, und einer Landspitze unter 48 Grad 15 Linien nördlicher Breite, das er Cap Flattery taufte, weil das Land in seiner Nähe uns eine trügerische Hoffnung auf einen Hafen einflößte, nur dann und wann einen Blick auf das Ufer hatten. Am 22. (März 1778) und kurz vor sieben Uhr Abends, befanden wir uns in der Nähe des letztgenannten Punktes. Es wurde dunkel und Capitän Cook

wendete das Schiff gegen den Wind, um den Anbruch des Tages behufs einer näheren Erforschung zu erwarten, aber gegen Morgen begann es unter Regen zu stürmen, so daß wir vom Lande abhalten mußten. In jener Zeit bedurften wir für beide Schiffe eines Hafens, um Ausbesserungen vorzunehmen und uns mit frischem Wasser zu versorgen. Am 29. Vormittags sahen wir wieder Land. Um Mittag war unsere beobachtete Breite 49 Grad 28 Linien nördlicher Breite." Sind die Leser mir bis hierher gefolgt, so haben sie sich überzeugt, daß Cook den Eingang der Fuca-Straße verfehlte. Darin liegt nichts Ueberraschendes, um so mehr aber darin, daß er über die Existenz der Straße so voreilig absprach. Die zuletzt erwähnte Breite ist annähernd die des Nootka-Sundes bei der Insel Vancouver, den Cook und Burney ausführlich beschreiben.

In den Jahren 1787 bis 1789 bestätigten die Engländer Berkely, Duncan und Meares und der Amerikaner Kendrick die Entdeckung Fuca's durch Besuche, welche sie verschiedenen Theilen der Straße machten. Die Wahrheit ihrer Angaben zu untersuchen, war einer der Zwecke von Vancouver's großer Reise. Am 29. April 1792 kam er in der Straße an — in der „angeblichen" Fuca-Straße, sagt er — und begann noch an demselben Tage mit der Aufnahme, die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Bei seiner Ankunft traf er den amerikanischen Capitän Grey, der eine Fahrt in der Straße gemacht und auf der Küste überwintert hatte.

Nun einige Worte über Fuca, der in seinen Tagen ebenso vernachlässigt und mißverstanden, wie später verdächtigt und vergessen wurde. Sein wirklicher Name war Apostolos Valerianos. Alles, was wir von ihm wissen, steht in dem berühmten Buche: Purchas his Pilgrimes. Die erste Ausgabe erschien 1625 unter

dem Titel: „Eine Beschreibung, gemacht von mir, Michael Lok dem Aeltern, bezüglich der Straße des Meeres, gewöhnlich Fretum Anian genannt, in der Südsee, in der Nordwest-Durchfahrt von Meta incognita."

Der Kern der Erzählung ist der folgende: Lok befand sich 1596 in Venedig und wurde zu einem griechischen Lootsen, einem sechzigjährigen Manne, geführt, der unter seinen Gefährten allgemein als Juan de Fuca bekannt war, obgleich sein wirklicher Name der oben mitgetheilte war. Er sagte, daß er vierzig Jahre in spanischen Diensten gewesen sei und sich bei einer seiner Reisen auf der Galione befunden habe, die von dem englischen Capitän Candlish auf der Höhe von Cap California (Cap St. Lucas) gecapert worden sei, wobei er sechzigtausend Ducaten eingebüßt habe.

Im Jahre 1592 beauftragte ihn der Vicekönig von Mexiko mit einer Entdeckungsreise, die ihn zu der nach ihm benannten Straße führte. Er folgte den Küsten von Californien und Oregon, „bis er zur Breite von siebenundvierzig Graden kam und sah, daß das Land gegen Norden und Nordosten lief, mit einer Seeeinfahrt zwischen 47 und 48 Graden der Breite: in diese lief er ein und segelte darin länger als zwanzig Tage und bemerkte, daß das Land sich noch immer weiter erstreckte, zuweilen gegen Nordwesten, Nordosten und Norden, zuweilen gegen Osten und Südosten. Die See war viel breiter, als bei der erwähnten Einfahrt, und er kam bei verschiedenen Inseln vorbei. Am Eingange der besagten Straße, und zwar auf der im Nordwesten liegenden Küste, befindet sich ein großes Vorgebirge oder eine Insel mit einer außerordentlich hohen Klippe oder Felsspitze, die gleich einer Säule gestaltet ist.

Er erzählte auch, daß er an mehreren Punkten die Küste

betrat und verschiedene Leute sah, die in Thierfelle gekleidet waren, und daß das Land sehr fruchtbar und wie Neuspanien an Gold, Silber, Perlen und andern Dingen reich sei.

Er sagte ferner, nachdem er in der besagten Straße so weit gefahren und bereits wieder in die Nordsee eingelaufen (d. h. rund um die Insel Vancouver gesegelt) sei, und gefunden habe, daß das Meer überall weit genug und an der Mündung der Straße, in die er eingelaufen, dreißig bis vierzig Stunden breit sei, so habe er gedacht, daß er sich jetzt seines Amtes wohl angenommen und die Sache, wegen der man ihn ausgeschickt, gut besorgt habe, und da er nicht mit Waffen versehen gewesen sei, um vorkommende Angriffe der wilden Völker zurückweisen zu können, so sei er unter Segel gegangen und nach Neuspanien heimgekehrt, dessen Hafen Acapulco er anno 1592 erreicht habe."

Der Vicekönig empfing ihn mit leeren Schmeicheleien und rieth ihm, nach Spanien zu gehen und seine Entdeckungen dem König vorzulegen. Er vollbrachte diese Reise und der König empfing ihn höflich „mit Worten nach spanischer Art," that aber nichts für ihn, so daß Fuca zuletzt alle Hoffnungen auf eine Belohnung aufgab und nach Italien ging, wo Lok ihn traf.

Hier erbot er sich in englische Dienste zu treten, indem er hoffte, daß man ihn für seinen großen durch Candlish erlittenen Verlust entschädigen werde. Lok schrieb auf der Stelle an den Lord Oberschatzmeister Cecil, an Sir Walter Raleigh und an Meister Richard Hakluit den Geographen, und bat um hundert Pfund für Fuca's Reise nach England, da er nicht in der Lage sei, das Geld vorstrecken zu können. Man antwortete ihm, daß man seine Idee billige, aber Geld schickte man ihm nicht und so schlief die Sache ein. Später knüpfte Lok, der englischer Consul in Aleppo geworden war, mit Fuca einen Briefwechsel an, und

als man ihn nach Zante versetzt hatte, schrieb er dem alten Lootsen nach Cephalonia, daß er die Kosten der Reise nach England bestreiten wolle. Inzwischen war der arme gute Mann aber gestorben, oder lag im Sterben, und England büßte die Gelegenheit ein, eine wichtige Küste frühzeitig zu entdecken.

Die Fuca-Straße ist oft beschrieben worden und ich will daher bei diesem Gegenstande nicht verweilen. Obgleich die Landschaft an manchen Punkten wahrhaft schön und gelegentlich großartig ist, leidet sie doch an der Eintönigkeit, die von Fichtenwäldern, Felsen und Inseln unzertrennlich ist. Bald kamen wir vor Esquimalt an, verschafften uns einen Lootsen und liefen in den Hafen ein, der jetzt eine unserer wichtigsten und gesundesten Schiffsstationen im Stillen Meer ist. Esquimalt ist eigentlich der Hafen von Victoria, d. den eigenen Hafen des letztern Platzes, vor dessen Eingang eine Barre liegt, blos Schiffe von mäßiger Größe benutzen können.

Was soll ich von Victoria sagen, wo ich drei Winter verlebt habe? Sein Aufschwung ist ein künstlicher und ungesunder gewesen und heute hat es an den Folgen zu leiden. Eine Zeit lang gaben ihm die Minen im britischen Columbia einen mächtigen Anstoß und wäre in der Nähe ein wahrhaft guter Ackerboden vorhanden gewesen, so würde die Stadt ohne Zweifel zu dauernder Blüthe gelangt sein. Aber so viel auch zu Victoria's Gunsten spricht — ein fast unübertreffliches Klima, Fülle und Wohlfeilheit der Lebensmittel und leichte Verbindungen mit den umliegenden Ländern — ist es doch wieder tief gesunken. Man wird mich entschuldigen, wenn ich hier einer in der Colonie wohlbekannten Thatsache erwähne, über welche die meisten der Schriftsteller, die den Gegenstand besprochen haben, beharrlich schweigen. Es ist die, daß Männer, die in den Minen oder

auf andere Weise zu bedeutendem Vermögen gekommen sind — und solcher Männer giebt es viele — gewöhnlich in dieser Gegend nicht als Ansiedler bleiben. In Australien und Californien werden sie heimisch, finden herrenloses und werthvolles Land in Ueberfluß und enden als wohlhabende und zufriedene Landwirthe. Dieser Punkt ist von großer Bedeutung. Durch die Entdeckung von Mineralien, so vortheilhaft sie für einzelne sein mag, entsteht keine Colonie, wohl aber durch die Entdeckung von Mineralien und fruchtbaren Ländereien, die sich zum Ackerbau eignen.*

Ich habe in Victoria, wo ich zwischen meinen längern Reisen ausruhte, viele angenehme Tage verlebt. Es ist eine helle, reinliche, wohlgebaute kleine Stadt, die sich keinem Fortschritt der Neuzeit verschließt. Es giebt Kirchen der Anglicaner, Dissenter und Katholiken, einen Gewerbeverein, ein Theater, eine Gasanstalt. Man hat viele öffentliche und Privatgesellschaften mit freimaurerischer Tendenz und zu nationalen oder mildthätigen Zwecken gegründet und der Reisende kann auf eine große Gastfreundschaft rechnen, wenn er gute Empfehlungsbriefe mitbringt. Die seemännischen Gäste aus Esquimalt geben der Gesellschaft Leben und Ton, während die noch thätigen oder pensionirten

* Der auf dem Festlande liegende Theil der jetzt zu der Colonie British Columbia vereinigten Gebiete besitzt viel gutes Land. In einem der neuesten Blaubücher sagt der Statthalter: „Der größte Fortschritt, den Columbia 1866 machte, war die rasche Entwicklung des Ackerbaues, der durch die zunehmende Zahl fahrbarer Straßen und anderer Verbindungen hervorgerufen wurde. Einheimisches Mehl von vorzüglicher Beschaffenheit befindet sich bereits unter den Ausfuhren. Man benutzt das vortreffliche Bauholz, das an den Ufern der Häfen und Buchten wächst, und Balken und Stangen bester Art wurden 1866 im Werthe von zehntausend Pfund Sterling ausgeführt. Was an Gold in diesem Jahre gewonnen wurde, beläuft sich nach einer ungefähren Schätzung auf 600,000 Pfund, und da gewiß nicht mehr als dreitausend Goldgräber arbeiten, so kommen auf den Kopf zweihundert Pfund, also weit mehr als in Californien oder Australien verdient wird."

Beamten der Hudsonsbai-Gesellschaft unter den ständigen Bewohnern die vornehmsten sind. Diese Gesellschaft besitzt in Victoria ein sehr schönes Lagerhaus nebst Werften und sammelt nicht blos Pelze, sondern treibt auch Handel mit allen möglichen Artikeln.

Unsere Reisegefährten, die sich auf den Weg gemacht hatten, um in Cariboo rasch ein riesiges Vermögen zu erwerben, wurden fast alle sehr kleinlaut, als sie hörten, daß die Minen noch über fünfhundert Meilen entfernt seien. Von den dreihundert Personen unserer Schiffsliste sind nicht mehr als fünfundzwanzig zu dem Dorado des Nordens gelangt. Als ich im Jahre 1863 eine Fußreise in jene Gegend machte, begegnete ich einigen meiner Freunde vom Schiffe, die bereits mißmuthig und niedergeschlagen auf dem Rückwege waren. Sie verstanden vom Goldgraben nichts und konnten nur auf die auch in England übliche Weise in eine Gesellschaft eintreten, nämlich durch den Kauf eines Antheils. Auch das wäre eine unsichere Sache gewesen. Kauft man an Ort und Stelle, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Erde „gesalzen" ist, das heißt, daß einige Unzen Goldstaub unter die Bodenproben gemischt worden sind, die der Verkäufer unter den Augen seines Opfers wieder findet. Es ist nicht einmal immer Gold, welches zu diesem Betruge dient, denn zuweilen müssen Bruchstücke von messingenen Leuchtern dieselben Dienste thun und die chinesischen Goldgräber sollen sogar künstliche Goldkörner und Quarzproben anzufertigen verstehen.

Einer meiner Freunde kaufte in Victoria einen Antheil an einer Mine und konnte bei seiner Ankunft in Cariboo keine Spur von ihr auffinden. Sie existirte blos auf dem Papier. Auf der andern Seite war Cariboo ein sehr reiches Goldfeld und ist es noch heute. Eine einzige Gesellschaft brachte einmal an einem

Tage hundertundachtzig Pfund Gold zusammen.* Ich selbst habe während einer Schicht oder in acht Stunden zweihundert Unzen gewinnen sehen. Berichte dieser Art sind schon häufig veröffentlicht worden, aber man hat die Schattenseite der Goldfelder verschwiegen. Es ist eine Thatsache, daß die Arbeitskosten in vielen Fällen sehr groß sind und daß man häufig einen, zwei und selbst drei Sommer daran setzen mußte, ehe man Vortheil hatte. Der Preis der Lebensmittel betrug zur Zeit meines Besuches durchschnittlich einen Dollar für das Pfund und der Arbeiter verlangte zehn Dollar. Selbst die erfahrenen Goldgräber, die in Californien oder Australien ihre Schule gemacht hatten, waren durchaus nicht immer glücklich. Das Schicksal der Entdecker von Williams-Creek, dem reichsten Thal in Cariboo, dient zum Beleg. Einer derselben, ein Deutscher Namens Wilhelm Dietz, war durch Anstrengungen und Entbehrungen arbeitsunfähig geworden und lebte in Victoria von Almosen. Ein anderer, ein Schotte, Rose mit Namen, starb in den Wäldern vor Hunger und wurde später von seinen entsetzten Freunden gefunden. Er hatte die Geschichte seiner Leiden auf seinen Zinnbecher schreiben wollen, aber nur wenige abgebrochene Worte einkritzeln können.

Von meinen Erlebnissen auf der großen Cariboo-Straße, die ein Meisterwerk von Chausseebau ist und namentlich in den Schluchten am Fraser Bewunderung erweckt, von jenem Flusse selbst, von den Seen, Wälbern und Bergströmen, von den Niederlassungen und Schenken an der Straße könnte ich genug erzählen,

* Im Juli 1865 brachte es eine Gesellschaft auf 1400 Unzen. In der folgenden Woche stieg der Ertrag noch höher, nämlich auf 1926 Unzen, die über 6000 Pfund werth waren. Ich erinnere mich noch, wie man hier auf das erste Gold stieß und wie Alles in Erstaunen gerieth, daß man in dieser Oertlichkeit überhaupt Erfolg haben könne.

um einen ganzen Band zu füllen, doch werde ich davon schweigen und zwar aus einem guten Grunde, weil nämlich die Gegend in dem Werk Lord Milton's und Dr. Cheadle's bereits vortrefflich beschrieben ist. Auch Hauptmann Mayne behandelt in seinem zuverlässigen und interessanten Buche: „Vier Jahre in Columbia" denselben Gegenstand. Lord Milton und sein Begleiter haben denselben Weg wie ich gemacht und in ihrem getreuen Gemälde der ganzen Gegend Alles geschildert, was für das Publicum wissenswerth ist.

Eine für die Geschichte des Zeitungswesens am Stillen Meer interessante Thatsache will ich hier erwähnen. Im Jahre 1865 wurde in den Minen eine kleine Zeitung gegründet und die Cariboo-Schildwache getauft. Sie bestand aus einem Bogen von vier Seiten, zu dem gelegentlich eine Beilage erschien, und jede Nummer kostete einen Dollar. Der Herausgeber, Herr Wallace, den ich persönlich kannte, war bei diesem Unternehmen Alles in Allem. Er war sein eigener Setzer, Drucker, Vermittler von Ankündigungen, Buchhändler und Austräger und würde wahrscheinlich auch sein eigener Papiermacher gewesen sein, wenn die Lumpen am Druckorte nicht so theuer gewesen wären. Er verdiente übrigens viel Geld und verkaufte seine Zeitung später an einen Andern. Nun gab er in der Stadt Yale, die am Fraser liegt, eine neue Zeitung heraus und kehrte schließlich als vermögender Mann nach England zurück.

Zweites Capitel.

Die Gletscher an der Bute-Bucht.

Die Gebirge des britischen Columbia's und der angrenzenden Küsten. — Die Bute-Bucht. — Chilicoten-Indianer. — In die Luft gesprengt. — Indianer-Träger. — Der Weg durch die Wälder. — Ein Führer. — Das Chinook-Kauderwälsch. — Pfadlose Wälder. — Verirrt in der Wildniß — Die Gletscher-Ströme. — Das Lager. — Der große Gletscher. — Die Rückkehr. — Der zweite Gletscher.

Ein Blick auf die Karte des britischen Columbia's zeigt uns eine der gebrochensten und eingezacktesten Küstenlinien der Welt, in die unzählige Meerarme eindringen, um jeder einen kleinen oder großen Fluß aufzunehmen. Diese Ströme, die von zahlreichen Zuflüssen, aus Schnee und Eis entstanden, genährt werden, durcheilen die Thäler des Cascaden- und Küstengebirges, die an den Golf von Georgien, an die Fuca-Straße und an die nahe Küste angrenzen. Der allgemeine Charakter dieser Bergketten ist der alpine; in den obern Regionen liegt ewiger Schnee und in den Thälern steigen Gletscher herunter. Die bekanntesten der letztern liegen am Stekine-Fluß.

Eine directe Straße von der Küste nach den Cariboo-Minen über die Bute-Bucht war projectirt und im Jahre 1864 theilweise ausgeführt worden. Dies veranlaßte mich, das früher

unzugängliche Land zu besuchen. Am 16. März jenes Jahres ging ein Schooner, mit Arbeitern und Lebensmitteln an Bord, von Victoria ab und ich erhielt von Herrn Alfred Waddington, dem Urheber jenes Straßenbaues, die Erlaubniß zur Mitreise.

Nach einer langweiligen Fahrt erreichten wir am 22. März die Bute-Bucht und konnten mit günstigem Winde noch an demselben Tage in den Homatheo-Fluß einlaufen. In dieser Bucht ist der Uebergang von den niedrigen Felseninseln des Golfs von Georgien zu den steilen und mit Schnee bedeckten Gebirgen des Festlandes auffallend schroff. Unser Schiffer, der die norwegische Küste kannte, glaubte ein Fiord vor sich zu sehen. Der Schnee, der im schnellen Schmelzen begriffen war, erzeugte viele Bäche, die friedlich durch den Wald dem Meer zueilten, und manchen donnernden Wasserfall, der über nackte und senkrechte Klippen hinunterstürzte. Aus dem Flusse ruderten uns einige Chilicoten-Indianer entgegen und kamen an Bord, um sich freie Fahrt zu erbitten. Sie trugen Ringe in den Nasen, waren stark bemalt und hatten die unvermeidliche wollene Decke um sich geschlagen. Uebrigens lag in ihrer Kleidung gerade nichts Charakteristisches; Einige trugen ein Hemd ohne Aermel und Andere Aermel ohne ein Hemd. Zwei sahen in ihren Röcken von Wolfsfellen, mit den Haaren nach innen und die Außenseite mit Fransen von Marder- und Eichhornschwänzen geschmückt, pittoresk aus. Ein altes Weib fiel uns wegen ihres abstoßenden Aeußern und wegen der kurzen Tabackspfeife auf, die ihr großen Genuß zu verschaffen schien.

Als wir uns dem kleinen Werft näherten, das an der Mündung des Flusses bereits erbaut war, trat ein weißer Mann hervor und begrüßte uns mit großer Freude. Er war im Winter

allein zurückgeblieben, um die Vorräthe zu bewachen und die Maulthiere zu füttern, und die Indianer hatten sein Leben mehrmals bedroht.

Während seines Aufenthaltes kam ein komischer Vorfall vor. Er vermißte in seinem Blockhause mehrere kleine Sachen und kannte den Dieb nicht, der durch den weiten offenen Schornstein in die Hütte gestiegen sein mußte. Er veranlaßte einen befreundeten Indianer, mit einem Viertelpfund Pulver im Blockhause zu bleiben, verschloß die Thür und stellte sich, als ob er fortgehe, schlich sich aber wieder nahe heran, um das Resultat zu beobachten. Nicht lange, so näherte sich verstohlen ein Indianer, der alle seine Kleider abgelegt hatte. Er kletterte auf das Dach und war beinahe im Schornstein herunter gestiegen, als der Mann im Blockhause das Pulver auf die glimmende Asche warf. Hoch flog es in die Luft und auch der Indianer flog mit einem entsetzlichen Gebrüll. Ueber seinen Zustand müssen wir einen Schleier werfen; längere Zeit diente er seinem Stamm zur heilsamen Warnung, da er weder sitzen noch liegen konnte.

Diese Leute schienen von Lebensmitteln sehr entblößt zu sein und kämpften mit ihren elenden Hunden um Alles, was wir in der Form von Knochen, Schinkenschwarte, Theeblättern und ähnlichen Luxusartikeln aus dem Lager warfen. Viele benutzten wir später dazu, ihnen Waaren auf den Rücken zu laden, und sie trugen ihre Last immer an einem Riemen, den sie sich um den Kopf geschlungen hatten. Da sie hundert Pfund und mehr fortzuschaffen im Stande waren, so müssen ihre Schädel leidlich dick und fest gewesen sein. Einige von ihnen wurden auch beim Straßenbau verwendet.

Nachdem wir unsere Einrichtungen getroffen hatten, brachen wir auf. Der Weg führte durch einen prächtigen Wald von

Cedern, Schierlingstannen und Douglas-Fichten,* unter denen Riesen waren, die sich fast mit den „dicken Bäumen" Californiens messen konnten. Eine Ceder hatte in einer Höhe von fünf Fuß über dem Boden einen Umfang von fünfundvierzig Fuß. Obgleich der Schnee noch so dick auf dem Boden lag, daß die schwerbeladenen Maulthiere kaum vorwärts kommen konnten, wenn man ihnen nicht einen Weg freischaufelte, waren die Moskitos bereits vollzählig ins Feld gerückt. Sie waren so massenhaft da, daß ich einmal mit einem einzigen Griff zwischen Zeigefinger und Daumen fünf vom Rücken meiner Hand nahm. Sie stachen durch Alles, durch wollene Decken wie durch Unaussprechliche und gegen ihre Heimsuchungen gab es im buchstäblichen Sinne des Wortes „nichts als Leder."

Die Straße folgte meistens dem Flußthale und wir konnten die Landschaft nicht früher gut übersehen, als bis wir in einer Fähre über den Strom gesetzt waren und nun einen Berg zu ersteigen anfingen, der uns eine von Felsen umgürtete Schlucht zu umgehen gestattete. Von diesem Punkte war die Aussicht prachtvoll. Rothe, mit Fichten bekleidete Klippen erhoben sich steil, während unten der Homathco sich seinen Weg zum Meer bahnte und uns an die Worte unsers gekrönten Dichters (Tennyson) erinnerte:

Das Wasser drängt sich zwischen Mauern
Von dunklem Stein in einen finstern Paß.

* Der Baum, der an der Küste allgemein Ceder heißt, ist die Thuja gigantea der Botaniker. Die Douglas-Fichte (Abies Douglasii), die Schierlingstanne (Abies Bridgei), der Ahorn (Acer macrophyllum), die Weißtanne (Pinus strobus?), die Erle (Alnus Oregana) und die Rothtanne (Abies Menziesii) sind an der Küste ebenfalls gewöhnliche Bäume. Ich verdanke diese botanischen Namen Herrn Brown, mit dem ich später die Expedition auf der Insel Vancouver mitmachte.

Weit in der Ferne vervollständigten Schneegipfel und blaue Thäler das Gemälde.

Am 19. April erreichten wir das letzte Lager der Straßenarbeiter, wo ich mir einen Indianer miethete, der das Land gut kennen sollte, und mit ihm zum Großen Gletscher aufbrach. Das Chinook-Kauderwälsch, in dem man sich mit den Indianern allein verständigen kann, hat für Gletscher kein Wort. Man kann den Begriff blos durch hyu Eis, hyu Schnee, viel Eis und viel Schnee, ausdrücken, und ich befand mich in derselben Verlegenheit wie jener Geistliche dieser Küste, welcher die Indianer mit „Kinder des Waldes" anredete und sehr unangenehm berührt wurde, daß sein Dolmetscher seine Worte nicht anders übersetzen konnte, als durch: „Hyu tenass Mensch copa Stöcken," oder: Viele kleine Menschen zwischen den Stöcken (Stämmen). Ich konnte mich dem Manne nicht ganz verständlich machen und sah nach zweitägiger Wanderung ein, daß ich nichts Besseres thun könne, als umzukehren und mir einen andern Führer zu suchen. Ich machte also Kehrt, und nachdem ich einen Indianer von einiger Intelligenz, einen alten Häuptling Namens Tellot in meinen Dienst genommen hatte, trat ich meine Reise wieder an, und dieses Mal mit besserem Erfolge.

Wenige können sich eine Idee von den Urwäldern machen, durch die mein Weg mich führte, es sei denn, daß sie Aehnliches schon gesehen haben. Von lebenden Pflanzen strotzend, tragen diese Wälder auch Verfall und Tod in sich. Jetzt versperrte uns ein umgefallener Baum, über den wir wegklettern mußten, den Weg, und jetzt hatten wir unter einem andern Stamm wegzukriechen. Dann und wann lagen solche Bäume, die ein Wintersturm oder ein natürlicher Tod getroffen hatte, haufenweise da. Wie der Baum gefallen ist, so bleibt er auch liegen, und Menschen-

alter vergehen, ohne daß ihn Jemand stört. Einmal brach ein mit grünem Moos bekleideter Stamm, auf den wir gerade zugingen, plötzlich zusammen und begrub uns halb in faulem Holz. Dornendickichte waren gewöhnlich. Häufig sind Menschen in den Wäldern dieser Gegend lange irre gegangen, und Mancher, der sich nicht wieder herausfinden konnte, hat ein schreckliches Ende genommen.

Im Jahre 1865 machte ein Kaufmann aus Victoria am Geburtstage der Königin eine kleine Erholungsreise und landete mit Freunden im Sooke-Hafen der blos sechzehn Meilen von der Stadt entfernt ist und von dem dichten Walde, den man auf der Insel Vancouver überall antrifft, umgeben wird. Da er ziemlich kurzsichtig war, so gerieth er vom Wege ab und irrte sechs Tage in den Wäldern ohne Nahrung umher. Sechzig Männer, denen ich mich anschloß, suchten ihn auf. Wir durchstreiften die Gegend mit großer Aufmerksamkeit, indem wir in der Weise ausschwärmender Plänkler vorgingen und so im Anschluß blieben, wie es auf einem Boden angeht, der so dicht mit Wald und Unterholz bestanden ist, daß man oft seinen Nebenmann auf zehn Schritte nicht sieht. Alle unsere Bemühungen waren aber gänzlich erfolglos, obgleich wir sie mehrere Tage fortsetzten, und es war ein bloßer Zufall, daß der Vermißte endlich, ohne es selbst zu wissen, auf den richtigen Weg gerieth, wo einige vorübergehende Jäger ihn trafen. Ich brauche nicht zu sagen, daß er völlig erschöpft war. Er hatte unsere Hornsignale und Schüsse gehört, war aber schon zu schwach gewesen, um sich durch Rufen bemerkbar zu machen. Am vierten Tage setzte er sein Testament auf und schrieb es, da er kein Papier hatte, mit Bleistift auf sein weißes Taschentuch.

In demselben Jahre ging später Herr Butler, der mit mir

zu der russisch-amerikanischen Telegraphen-Expedition gehörte, auf beinahe zwei Wochen im nördlichen Columbia in der Nähe des obern Fraser verloren. Er war bei der Verfolgung eines Caribouf-Hirsches vom Lager seiner Gefährten weit weggegangen und hatte auf dem Rückwege die Richtung gänzlich verloren. Um sich zu orientiren und einen Weg aus dem Walde ausfindig zu machen, kletterte er auf einen Baum. Da brach ein Zweig und er war so unglücklich, auf den Boden zu fallen, wo er gelähmt und halb ohne Bewu[illegible]ein zwei Tage liegen blieb. Als seine Kräfte zum Theil wiederkehrten, machte er es möglich, den Fraser zu erreichen und aus kleinen Stämmen ein Floß zu bauen. Er war indessen so schwach und die Strömung so stark, daß er es nicht lenken konnte und auf eine Klippe im Fluß geworfen wurde, wo er das Vergnügen hatte, sein Floß in der Ferne verschwinden zu sehen. Zum Glück gelangte er ans Ufer und er entschied sich nun für das langsamere, aber sicherere Verfahren, dem Laufe des Flusses zu Lande durch Wälder und Dickichte zu folgen. Zuletzt erreichte er eine kleine Lichtung, das Eigenthum eines Chinesen, der ihn freundlich behandelte und nach der Stadt führte, die, von Brettern und Schindeln erbaut, an der Mündung des Quesnelle steht. Zwölf Tage hatte er von Farnkräutern, von „Gamaß" oder Lilienwurzeln und einigen Beeren gelebt.

Doch zurück zu meiner Erzählung. Der Boden war mehrere Fuß hoch mit lockerem Schnee, Baumstämmen und Unterholz bedeckt. In einem solchen Terrain mit einer schweren Last gehen zu müssen, ist kaum ein Vergnügen zu nennen. Wir drangen trotzdem vor und nachdem wir fast den ganzen Tag lang dem Laufe des Homathco-Flusses in größerer oder geringerer Nähe gefolgt waren, erreichten wir den ersten Gletscherbach und sahen

bald auch in der Ferne den „großen gefrorenen Strom“ mit den hinter ihm aufragenden hohen Schneegipfeln.

Der Gletscherbach, der mit mehreren andern dieselbe Quelle hatte, schoß mit großer Heftigkeit dahin und mußte durchwatet werden. Dieser Gang wurde mir fast zu viel und hätte ich nicht fünfzig Pfund auf meinem Rücken gehabt, so wären mir die Beine unter dem Leibe weggerissen worden.

Bis zu diesem Punkte hatten uns mehrere Indianer begleitet und ich war nicht unzufrieden, als sie uns hier verließen, um dem Homatheo weiter zu folgen. Sie baten um ein Geschenk und da ich froh war, sie los zu werden, so gab ich ihnen etwas Mehl und Tabak. Einem der Kinder gab ich einen Sixpence und erklärte in meinem zweifelhaften Chinook, das Porträt auf dem Geldstücke sei „Victoria, Klootch-Mann tyhee copa König Georg illi-he,“ d. h. Weiblicher Häuptling von König Georg's Land oder England.* Der beschenkte Junge gab durch seine Bewegungen zu verstehen, daß er die Münze in die Nase hängen wolle.

Auf der Fläche, die sich einige Meilen weit unter dem Gletscher hinzieht, fanden wir eine von Schnee freie Stelle und schlugen dort unser Lager auf. Am nächsten Morgen (24. April) brach ich auf, nachdem ich ein einfaches Frühstück verzehrt und eine Pfeife geraucht hatte. Tellot ließ ich im Lager, wo er nach den Fallen sehen mußte, ohne daß er sich weiter anzustrengen brauchte. Ich arbeitete mich durch den sehr tiefen schmelzenden

* Im Chinook, einer Mischung der englischen, französischen und Indianersprache, heißt jeder Engländer König Georg's Mann. Die Bezeichnung erklärt sich daraus, daß wir in der Zeit der George unsere erste Bekanntschaft mit den Indianern machten. Jeder Amerikaner heißt Boston Mann oder kürzer Boston, da die ersten Schiffe mit den Sternen und Streifen aus jenem Hafen kamen.

Der Große Gletſcher an der Bute-Bucht.

Schnee dritthalb Meilen weit zum Fuße des Gletschers hin. Die Fläche war mit Felsblöcken und Treibholz bestreut und zuweilen zog sich ein Sandrücken durch sie hin. Der Schnee war so weich, daß ich mehrmals zwischen Felsmassen bis an die Brust und sogar tiefer einsank, oder auch unversehens in einen Bach fiel, der die weiße Decke unterwaschen hatte. Die Gletscherbäche waren breit und flossen rasch, ja einer war ein kleiner Fluß und zu tief, um durchwatet werden zu können. Fichten und Erlen schlossen diesen offenen Raum auf beiden Seiten ein.

Als ich den Gletscher erreichte, wurde mir seine Gegenwart durch das Krachen des Eises und das Herabrollen von Steinen sehr bemerklich. Das letztere fand unaufhörlich statt; etwas kam immerfort, bald ein Schauer von Kieseln, bald Felsblöcke centnerweise, bald ein Fingerhut voll Sand. Daß Eis da war, bemerkte ich blos in den Spalten, wo es seine echte Farbe zeigte, und an der Stalaktiten-Form der untern träufelnden Ränder. Sonst sah der Gletscher in Folge des vielen Schmutzes auf seiner Oberfläche wie nasses Gestein aus. Unten mochte er eine Ausdehnung von drei Viertelmeilen haben, oben war er bedeutend breiter. Während ich ihn zeichnete, war Alles umher so todtenstill, daß seine Thätigkeit um so bemerklicher wurde. Es rollten Steine und Blöcke von ihm herab, die einen unachtsamen Naturfreund zerschmettern konnten. Auf seiner Oberfläche lag viel Schnee, doch schmolz derselbe rasch und bildete Bäche, die in der Sonne blitzten, während aus den Eishöhlen im Innern Ströme mit schmutzigem Wasser hervorsprudelten. Der Tag war außerordentlich warm und der Gletscher in voller Arbeit. Er erstreckte sich gegen Osten und Westen und die Sonne versank hinter den großen Bergen, deren Schnee er seine Existenz verdankte.

Die Moränen wurden durch Schuttkegel, Inseln zwischen den Bächen und Steinhaufen, von denen einige eine Viertelmeile auf die Fläche vorgeschoben waren, sehr deutlich bezeichnet. Daß die letzteren auf eine frühere Periode hindeuteten, in der der Gletscher eine größere Ausdehnung hatte, ist nicht zu bezweifeln. Die grünen Fichtenwälder traten stellenweise dicht an das Eis heran. Felsblöcke lagen ziemlich dicht auf dem Gletscher und auch seine mittlere und Seiten-Moräne ließ sich leicht verfolgen. Hier und da harrte ein junger Schößling, der von den angrenzenden Felsenwänden losgelöst oder auch aus einem auf eine erdige Stelle gefallenen Samenkorn entsprossen sein konnte, ruhig seines Untergangs. Die Spalten gähnten breit und tief auf. Viereckige Eisblöcke, die bei dem Schließen solcher Spalten empor gedrückt waren, existirten an vielen Punkten, während am obern Endpunkte Spitzen, Thürme und Pyramiden von Eis in der Ferne sichtbar wurden. Ich bezweifle nicht, daß hier alle die Erscheinungen vertreten waren, die man bei Gletschern gewöhnlich wahrnimmt.

Einer der hohen Berge hinter dem Gletscher hatte eine Form fast wie ein Horn und aus den weißen Schneemassen der Kette hob sich eine ungeheure schwarze Felsmasse mit senkrechten Seiten. Nachdem ich den ganzen Tag der oberflächlichen Untersuchung, die meine Zeit mir allein gestattete, gewidmet hatte, kehrte ich spät am Abend ins Lager zurück, wo Tellot ohne Unterbrechung geblieben war. Aus seinem Benehmen schloß ich, daß er mich wegen der Anstrengungen, die ich ohne Noth auf mich genommen hatte, für einen Narren hielt, doch verrieth er an meinen Skizzen eine gewisse schwache Theilnahme.

Ich ging nun zum Lager der Straßenarbeiter zurück, wo ich ein paar Tage blieb und mich dann der Küste zuwendete,

indem ich gemächlich der Fähre über den Homatheo zuschlenderte und in der Nachbarschaft zeichnete. An der Fähre traf ich mehrere Beamte und Arbeiter, die mit Vorräthen angekommen waren, und ritt auf einem der leer zurückkehrenden Maulthiere der Küste zu. Elf Meilen vom Meer verließ ich den Zug, um ganz allein einen zweiten Gletscher zu besuchen, der vom Wege aus sichtbar wurde und mit dem Mer de Glace der Schweiz große Aehnlichkeit hatte. Dieser Gletscher war leichter zu erreichen, doch hatte ich beständig Bäche zu durchwaten. Oft wurde ich durch Treibholz unterstützt, das sich auf einer Barre, auf einem Riff, wie man an der Küste sagt, festgesetzt hatte. Der vom Gletscher kommende Hauptstrom ließ sich gar nicht überschreiten. Er tobt gewaltig und hat einmal eine wirkliche Brücke, die zur neuen Straße gehörte, fortgerissen.

Das Eis dieses Gletschers war wie das ihm entströmende Wasser verhältnißmäßig rein und gewährte einen wahrhaft schönen Anblick. Die hinter ihm liegenden Berge waren minder hoch und hatten rundere Formen, als die des ersten Gletschers. Ein ungeheurer Abhang von blendender Weiße machte einen imposanten Eindruck. Die Berge und Klippen, die ihn einschlossen, waren ausnahmsweise steil. Fast bis zu seiner Basis dehnten sich Wälder aus. Die vorliegende Ebene war mit Bäumen bestreut, die der Fluß in geschwollenem Zustande seinen Ufern entführt oder der Gletscher selbst heruntergeschafft hatte. Die Felsblöcke waren nicht so mächtig und zahlreich, dafür gab es mehr Sand.

Da am nächsten Tage von der Bute-Bucht* ein Kahn ab-

* In einem Aufsatze, der in einer der Sitzungen der Königlichen Geographischen Gesellschaft von 1868 vorgelesen wurde, figurirt die Bute-Bucht als jenseitiger Ausgangspunkt einer Eisenbahn- und Dampfschiffverbindung

fahren sollte und es bereits spät geworden war, so ging ich, nachdem ich meine Skizze vollendet hatte, auf die Straße zurück und folgte ihr durch die Wälder bis zur Station an der Mündung des Flusses.

mit dem Atlantischen Ocean. (S. Anhang.) Derselbe Plan ist später auch der Britischen Gesellschaft vorgelegt worden.

Drittes Capitel.

Die Tragödie zwischen den Gletschern.

Wir hören von einem Morde. — Canoefahrt auf dem Meere. — Dodd's Enge. — Eine brennende Insel. — Das Gemetzel an der Bute-Bucht. — Erzählungen der Entkommenen. — Zweites Gemetzel. — Aufregung in der Colonie. — Expeditionen gegen die Indianer. — Einige der Mörder werden gefangen. — Der Roman- und der wirkliche Indianer. — Sein unvermeidlicher Untergang und dessen Ursachen. — Indianer-Händler. — Das Project von halb weltlichen Missionsstationen. — Die Mission zu Metlakahtla.

Spät am Abend erreichte ich die Station, aß ein wenig, hüllte mich dann sogleich in meine Decken und schlief bald fest. In der Frühe des nächsten Morgens, als ich noch in Gesellschaft der Packer und einiger Arbeiter, welche die Gesellschaft verlassen wollten, in tiefster Ruhe lag, drangen mehrere befreundete Indianer ohne Anmeldung ein, weckten uns und erzählten in aufgeregtem Ton, daß der Mann, der dreißig Meilen weiter oben am Fluß die Fähre zu besorgen hatte, von den Chilicotens ermordet worden sei, weil er sich geweigert habe, ihnen die Lebensmittel und die andern Sachen, die er in seinem Gewahrsam hatte, auszuliefern. Wir lachten über die Nachricht, da wir wußten, daß der fragliche Mann, wenn er auch zuweilen allein

lebe, doch Arbeiter in der Nähe habe, die Felsen sprengten, Brücken bauten und sich noch in anderer Weise mit der Straße beschäftigten. Mit diesen Leuten stand er in fortwährender Verbindung, da seine Station die Niederlage von Lebensmitteln, Werkzeugen und Sprengpulver war. Der Packthierzug von der Mündung des Flusses sprach regelmäßig alle sechs Tage bei ihm vor und wir glaubten, daß er und seine Freunde gut bewaffnet seien.

Der Oberaufseher des Straßenbaues war froh, mir wichtige Briefe anvertrauen zu können, und beschleunigte meine Abreise, damit seine Mittheilungen frühzeitig in Victoria einträfen. Am 30. April verließ ich Nachmittags den Fluß in einem Canoe, in dem außer mir zwei Arbeiter und ein Clayoosh-Indianer saßen. Da der letztere der Eigenthümer des Canoes war, so benahm er sich tyrannisch und ließ uns drei Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend rudern. Ob ich diese „leichten Kanims," die man aus Cedernholz baut, für das Meer zu gebrechlich zu sein scheinen, kamen wir doch glücklich aus der Bucht heraus, fuhren über den Golf von Georgien in der vollkommensten Sicherheit zur Nanaimo-Spitze auf der Insel Vancouver und benutzten von da an bis zum Ende unserer Fahrt einen günstigen Wind.

Ich habe oft gesehen, daß die Indianer dieser Küste, wenn sie von einem Dorfe zum andern fahren, zwei Canoes benutzen, die in einiger Entfernung parallel mit einander liegen und mit Brettern bedeckt werden. Ihr Hausrath, ihre Jagdbeute und ihre getrockneten Fische werden auf dem höchsten Punkte aufgehäuft und zum Steuern genügt ein Mann, der in einem der Canoes Platz nimmt. Diese Vorrichtung, zu der auch ein Segel gehört, bewährt sich auf dem Meere vortrefflich.

Waldbrand auf einer Insel im Golf von Georgia.

So lange das Wetter leidlich ist, giebt es nichts Angenehmeres, als auf dem Boden des Canoes zu liegen und zu rauchen und zu träumen, während das Fahrzeug durch die Wogen rauscht, wenn aber das Wetter rauh wird und Sturzwellen entstehen, dann hat ein Mann mit dem Ausschöpfen des Wassers vollauf zu thun und auch die Arbeit der steuernden Indianer wird dann eine heikle und mühsame. Wir lagerten auf einigen der zahlreichen Inseln des Golfs und hatten herrliches Wetter. Als wir durch Dodd's Enge fuhren, hatten wir einen kleinen Strauß mit dem Schicksal zu bestehen. Das Wasser ebbt und fluthet dort mit großer Gewalt wirbelnd und strudelnd durch einen schmalen Felsenpaß. Unser Indianer, der sonst so gleichgültig war, fürchtete sich offenbar, als wir zwischen zwei Wirbel geriethen, von denen uns nur wenige Fuß trennten. Wir ruderten ums Leben und kamen glücklich durch. Draußen sagte er und zeigte schaudernd über die Schulter zurück: „Da sind viele Indianer schnell auf den Grund des Meeres gegangen."

Bei einer unserer Mittagsrasten kochten wir uns Thee und steckten eine ganze Insel in Brand. Unser Lagerfeuer, für das wir eine Stelle am Fuß einer sanft ansteigenden Höhe gewählt hatten, verbreitete sich über das trockene Gras, welches die Flammen seinerseits dem in kurzer Entfernung wachsenden Unterholz mittheilte. In kurzer Zeit war der Wald selbst, der die ganze Insel bedeckte, ein ungeheures Feuermeer. Noch einige Stunden später, als wir mit günstigem Winde ziemlich weit gefahren waren, sahen wir die Rauchwolken am Horizont schweben. Diese Waldbrände gewähren häufig einen großartigen Anblick und erlöschen erst nach Wochen. New Westminster am Fraser ist der Gefahr, durch sie vernichtet zu werden, mehrmals nur mit genauer Noth entgangen.

Waldbrand auf einer Insel im Golf von Georgia.

Wohlbehalten landeten wir in Victoria, ohne weitere interessante Erlebnisse zu haben, und wurden allgemein wegen unserer raschen Fahrt beglückwünscht. Wir hatten die 185 Meilen von der Bute-Bucht bis Victoria in fünf Tagen gemacht und jede Nacht am Lande geschlafen.

Eine Woche nach unserer Ankunft überraschte und erschreckte mich eine Nachricht, die über Nanaimo aus der Bute-Bucht zu uns kam. Vierzehn von den siebzehn Straßenarbeitern waren von den Chilicotens auf die grausamste Weise ermordet worden, und zwar an demselben Morgen, an dem die Indianer uns an der Bute-Bucht von dem Tode des Fährmanns erzählt hatten. Der arme Mensch war wirklich am Tage zuvor getödtet worden, aber an seinem Blute hatten die Indianer noch nicht genug gehabt. Als die Arbeiter am Frühmorgen des Tages nach seinem Tode noch in gesundem Schlaf lagen, umzingelten die Indianer das Lager, hieben die Zeltstangen ab, so daß die Zelte auf ihre Opfer fielen, und feuerten nun mit ihren Musketen und stachen mit ihren Messern auf sie ein, bis alle, mit Ausnahme von dreien, todt waren.

Einer der Geretteten, ein Däne Petersen, erzählte mir, daß er, als er die Schüsse gehört, aus seinen Decken gesprungen und sofort ein Indianer mit der Axt nach ihm geschlagen habe. Er sprang zur Seite, so daß die Waffe nicht ihn, sondern den Boden mit voller Wucht traf, und wurde einige Secunden später in den Arm geschossen. Einer Ohnmacht nahe und stark blutend, sprang er in den dicht daneben liegenden Fluß und wurde von der starken Strömung über Steine und Baumstämme, von denen er manche Quetschung bekam, eine halbe Meile weit abwärts geführt. Nachdem er das Ufer erreicht hatte, stieß ein Arbeiter Mosley zu ihm, der unverletzt entkommen war, obgleich er während seiner

Bemühungen, sich von dem auf ihn gefallenen Zelte los zu machen, gesehen hatte, wie rechts und links lange Messer in seine neben ihm liegenden Gefährten eindrangen. Der dritte Gerettete, ein Ire Buckley, der später zu den Beiden stieß, war von mehreren Messerstichen getroffen worden, vor Blutverlust in Ohnmacht gefallen und stundenlang bewußtlos liegen geblieben, so daß die Indianer ihn für todt gehalten und nicht weiter beachtet hatten. Als die drei an der Fähre ankamen, sahen sie, daß das Boot vom Seile abgeschnitten und stromabwärts getrieben war. Sie waren zu schwach, um über den Fluß schwimmen zu können, aber Buckley, der ein Matrose gewesen war, machte eine laufende Schlinge und half sich mittelst ihrer an dem Fährseile fort, das noch über dem Flusse hing und etwa zweihundert Ellen lang war. Drüben konnte er eine Art von Fähre zusammensetzen und holte die beiden Andern herüber. Sie gelangten an die Küste, verschafften sich ein Canoe und trafen nach einer mühsamen Fahrt in Nanaimo ein, wo der nach Victoria fahrende Dampfer sie aufnahm. Der Oberaufseher und zwei andere, die am Morgen des Angriffs etwas oberhalb der Uebrigen lagerten, waren früh aufgestanden und zeichneten mit einem Beile die Bäume, die gefällt werden sollten, weil sie auf dem Strich der Straße standen. Sie wurden angegriffen und erschossen, ehe sie an Widerstand denken konnten. Man sagt, daß die mit Blut übersättigten Indianer einem der Ermordeten das Herz aus dem Leibe rissen und es fraßen. Ich hatte die Unglücklichen kaum verlassen und am 28. April, zwei Tage vor ihrem blutigen Ende, mit ihnen gelagert. Ich mußte Gott für mein Entrinnen danken.

Die Chilicotens waren mit Feuerwaffen wohl versehen. Wie sich später zeigte, hatte man ihnen eine Anzahl von Ge-

wehren, die den Arbeitern zum Schutze dienen sollten, an Zahlungsstatt gegeben und unsere Leute waren also mit ihren eigenen Waffen getödtet worden. Die letztern waren so gut wie unbewaffnet, da sie blos ein Gewehr und einen Revolver besaßen. Der Angriff wurde so plötzlich und so heimtückisch gemacht, daß diese Waffen ihnen nicht den geringsten Nutzen leisteten. Die scheinbare Freundlichkeit der Eingeborenen hatte sie in eine verhängnißvolle Sicherheit gewiegt und sie hatten sich auch nicht der kleinsten Beleidigung schuldig gemacht. Ich selbst war ohne alle Waffen gewesen, bekam damals aber eine Lehre, die ich mir zu Herzen nahm. Seitdem habe ich immer einen guten Revolver bei mir geführt und besaß in ihm eine Waffe, vor der die Indianer die größte Furcht haben. Nur in ganz seltenen Fällen können sie sich durch Kauf einen Revolver verschaffen.

Meine Geschichte ist leider erst halb erzählt. Drei Wochen später wurde eine größere Gesellschaft von Europäern, die einen Zug beladener Maulthiere begleiteten, von demselben Stamm am Bentinck-Arm* angegriffen und größtentheils ermordet. Ich

* Der Bentinck-Arm liegt an der nördlichen Küste von Columbia. Von dem Endpunkte dieses Meerarmes führt ein Saumpfad auf die Straße nach Cariboo. Die nähern Umstände dieses zweiten Gemetzels sind die folgenden: „Am 13. Mai brachen M'Donald und seine Leute von New Aberdeen oben am Bentinck-Arm nach Fort Alexandria am Fraser auf. Sie hatten zweiundvierzig Packthiere bei sich, von denen achtundzwanzig mit Waaren für die Minen mit einem Werth zwischen vier- und fünftausend Dollars beladen waren. Am Nancootioon-See, etwa fünfundsiebzig Meilen vom Arm entfernt, trafen sie auf Indianer, die zu den Stämmen der Chilicotens, Tatla's und Sitleece's gehörten und unter denen zwei der Mörder von der Bute-Bucht waren. M'Dougall's Frau, die Tochter eines der Chilicoten-Häuptlinge, hörte hier von ihren alten Freunden, daß die Indianer die ganze Gesellschaft berauben und ermorden wollten. Sie warnte die Treiber, die nun umkehrten, aber von den Wilden angegriffen wurden. Zwei fielen bei dem ersten Feuer von den Pferden. M'Donald verlor sein Pferd durch

brauche kaum zu sagen, daß in der Colonie eine große Aufregung entstand, denn viele Ansiedler hatten Verwandte und Freunde, die an einsamen Stellen des dünn bevölkerten Landes wohnten, und befürchteten, daß von den Eingeborenen noch weitere Gefahr drohe. Herr Waddington, der ein großes Werk auf eigene Kosten unternommen hatte, das für das Land von bedeutendem Werth sein mußte, wenn es zur Vollendung gelangte, fand natürlich die allgemeinste Theilnahme. Die Behörden handelten sehr rasch. Eine Abtheilung Marinesoldaten, zu denen ausgesuchte Leute, die man für diese Gelegenheit besonders anwarb, und Freiwillige aus New Westminster stießen, zogen von befreundeten Indianern begleitet gegen die Mörder aus. Andere Abtheilungen marschirten von der Küste am Bentinck-Arm und an der Bute-Bucht wie aus dem Innern ab, so daß die Feinde von allen Seiten

einen Schuß und bestieg ein anderes, das ebenfalls getödtet wurde. Er sprang nun in den Busch und als man ihn zum letzten Male sah, stand er hinter einem Baume und schoß mit seinem Revolver auf die Indianer. Johnson wurde in Gesicht und Brust von starkem Schrot verwundet und sein Pferd durch den Kopf geschossen. Malcolm wurde mit Schrot verwundet und seine Hand von einer Kugel zerschmettert. Grant bekam eine Kugel durch den Arm und Schrot in die Seite. Harrison wurde auch schwer verletzt und nur ein Treiber entkam unverwundet, obgleich ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Er flüchtete in den Wald, wo er vier Tage, blos von Beeren sich nährend, umherirrte und sich nicht auf den Pfad wagte, weil er von den Indianern entdeckt zu werden fürchtete. Zuletzt gelangte er an den Arm zurück. M'Dougall's Frau wurde ebenfalls erschossen und alle Pferde und Waaren blieben den Indianern. Grant rettete sich in ein Blockhaus am Arm, wo er plötzlich, Gesicht und Körper mit Blut überströmt, mitten unter die Familie trat und von dem Gemetzel erzählte. Die Ansiedler packten ihre wenigen Werthsachen ein, griffen zu ihren Waffen und Patronen, eilten zum Fluß hinab und bestiegen einen Kahn. Sie waren kaum abgestoßen, als die blutdürstigen Schurken auf dem hohen Ufer über ihnen erschienen. Sie feuerten übrigens nicht, da sie blos das Haus plündern wollten, und die kleine Gesellschaft kam unverletzt davon." (Aus dem Britischen Ansiedler vom 28. Juni 1864.)

eingeschlossen werden konnten. Das Land ist aber so unzugänglich, daß blos ein Theil der betheiligten Indianer gefangen wurde, wobei noch der Verlust eines ausgezeichneten und berühmten Beamten der Hudsonsbai-Gesellschaft, des Hauptmanns Mac Lean zu beklagen war. Die Chilicotens erschossen ihn, indem er seinen Leuten voranritt. Die Indianer wurden später vor Gericht gestellt und gehängt. Der alte Tellot, mein Begleiter auf der Gletscherreise, befand sich unter ihnen.

Von selbst drängt sich die Frage auf: Welche Beweggründe leiteten die Indianer bei ihren Verbrechen? Die Antwort muß einfach dahin lauten: Die Sucht zum Plündern in Verbindung mit dem Bewußtsein, daß sie höchst wahrscheinlich nicht erreicht und zur Strafe gezogen werden könnten. Daß sie gereizt worden seien, kann ich nicht glauben, da Herr Waddington dafür bekannt war, sie mit besonderer Güte zu behandeln.

Der Indianer wird noch heute wenig verstanden. Für Einige ist er ein Thier, für Andere fast ein Romanheld. Die ideale Rothhaut, der bemalte und schön geschmückte Wilde mit erhabenen Gesinnungen ist sicherlich, so weit ich nach meiner Erfahrung urtheilen kann, heutigen Tages ein höchst seltenes Wesen und dürfte zu allen Zeiten eine bloße Mythe gewesen sein. Ein Geschöpf, halb Kind und halb Thier, ein Gemisch von Einfalt und Wildheit, existirt wirklich und mag auch eine theilweise Civilisation seinem Aeußern einen Firniß verliehen haben, so lauert doch unter der dünnen Schale die wilde Natur und ist immer zum Ausbruch bereit, jener geschmolzenen Lava gleich, die von dem reinen Schnee der vulcanischen Berge verdeckt wird. Es ist leicht genug, Eingeborene zu finden, die ihre einfache Tracht, eine wollene Decke, mit einer anständigerern Kleidung

vertauscht haben, in gebrochenem Englisch fluchen, ein Matrosenlied singen und so viel Branntwein trinken,* als sie bekommen können, aber es ist höchst selten, einen Indianer zu sehen, der durch den Verkehr mit den „bleichen Gesichtern" besser geworden ist. Meine Erfahrung geht ganz entschieden dahin, daß die Indianer, welche mit den Weißen am wenigsten zu thun gehabt haben, nicht die Schlechtesten sind. Die Bekanntschaft mit dem Feuerwasser ist nicht das einzige Uebel, welches durch die Europäer über die Indianer gekommen ist. Auch unbekannte oder wenig vorgekommene Krankheiten sind entstanden und die bloße Thatsache, das Weiße unter den Indianern leben, scheint den letztern den Untergang zu verkünden. Dieser höchst interessante Punkt ist von einem neuen Schriftsteller Herrn Sproat in einem Buch: „Scenen und Studien des Wilden Lebens" betitelt, näher erörtert worden. Der Verfasser hatte in seiner Sägemühle zu Alberni auf der Insel Vancouver die beste Gelegenheit zu den eingehendsten Beobachtungen. Er verwendete ebenso viele Indianer als Weiße, wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann. In seiner Mühle waren die Grundsätze der Mäßigkeitsvereine eingeführt und Mißhandlungen der Eingeborenen kamen nie vor. Diese wurden besser genährt, besser gekleidet und besser gepflegt, als jemals zuvor. „Es verfloß eine längere Zeit," sagt Herr Sproat, „ehe unter den Indianern, die den Weißen am nächsten lebten, Anzeichen einer Veränderung wahrgenommen werden konnten. Da ich den allmäligen Gang des Processes nicht

* In Victoria, einer verhältnißmäßig kleinen Stadt, sind von 1858 an bis 1864 einschließlich nicht weniger als 336 „Branntweinfälle" vorgekommen, d. h. eben so viele Leute sind unter der Anklage, den Indianern geistige Getränke verkauft zu haben, vor Gericht gestellt und 240 von ihnen verurtheilt worden.

beobachtet hatte, weil ich mit andern Dingen beschäftigt war, so war es für mich eine plötzliche Entdeckung, daß einige der klügsten jungen Indianer unangenehm europäisch geworden waren, und daß die große Masse unsere Ansiedlung nicht mehr so unbefangen als früher besuchte, sondern verdrossen in ihrem Dorfe blieb und scheinbar über wichtige Gedanken brütete." Ihre Neugier war befriedigt worden, sie hatten den Fleiß des weißen Mannes, seine Werkzeuge und Dampfmaschinen angestaunt und schienen nun Mißtrauen, ja fast Widerwillen gegen sich selbst zu bekommen. Sie begannen ihre alten Gebräuche und die Ceremonien ihres Stammes zu verlassen. „Nach und nach," fährt Herr Sproat fort, „fiel es auf, daß unter den Indianern ungewöhnlich viele Krankheiten vorkamen. Während der fünf Jahre, die ich auf meiner Mühle verlebte, war die Sterblichkeit unter den Indianern eine sehr bedeutende. Niemand belästigte sie, sie hatten Lebensunterhalt und Schutz gegen das Wetter, so viel sie brauchten, aber sie schwanden dahin. Die immerwährende Helle des Culturlebens schien das flackernde Licht des Indianerthums zu dämpfen und auszulöschen, wie die Sonne ein gewöhnliches Feuer überstrahlt."

Nehmen wir nun an, daß diese Ansichten richtig sind, und daß der Indianer, wie es unter unserer Voraussetzung nicht anders sein kann, seine Lage fühlt, wie können wir uns da wundern, wenn er jede gerechte oder ungerechte Veranlassung benutzt, diejenigen zu vertreiben, welche er besten Falls für Eindringlinge in seinen angeborenen Besitz hält?

Es läßt sich kaum ein Platz denken, der eine günstigere Lage gehabt hätte, als Alberni, da es durch einen Arm des Meeres von der Welt abgeschlossen wurde; und überdies war die Mühle eine wahre Musteranstalt. Wenn es den Indianern

dort schon so schlecht erging, wie viel schlimmer sind sie dann an Orten gestellt, welche jedem Händler offen stehen und wo es für ihn keine Schranke giebt als ein halb ohnmächtiges Gesetz. Große Körperschaften, wie die Hudsonsbai-Gesellschaft und die Russisch-amerikanische Gesellschaft haben den Eingeborenen nie geistige Getränke verkauft, aber die gewöhnlichen Händler wollen den bedeutenden Gewinn, den dieser Verkehr gewährt, nicht fahren lassen und führen Mischungen, die auch einen Weißen tödten würden und diese Wirkung auch nicht selten haben. Dem Indianer, der einmal eine Vorliebe für Branntwein gefaßt hat, bleibt wenig Hoffnung, da er keinen Mittelweg kennt. Catlin faßt die Geschäfte unseres Verkehrs mit den Rothhäuten in die kurzen Worte zusammen: „Weiße Männer, Branntwein, Tomahawks, Scalpirmesser, Büchsen, Pulver und Blei, Pocken, Ausschweifungen, Untergang."

Das Thema ist ein trauriges und trübes, da das Missionswesen solchen Einflüssen wenig entgegenwirken kann. Herr Sproat räth zur Gründung halb weltlicher und halb kirchlicher Anstalten, die man in Indianerdörfern, fern von den Ansiedlungen der Weißen, anlegen müsse. Er meint, daß fünf weiße Männer von Muth, Thatkraft und bewährter Sittlichkeit, die dem Genuß geistiger Getränke zu entsagen bereit wären und von denen mindestens zwei sich dem Handel widmen müßten, für jede solche Ansiedlung genügen würden. Einem hätte man eine amtliche Gewalt beizulegen, damit er die in der Nähe wohnenden Händler verhindern könnte, den eigentlichen Zweck der Anstalt zu vereiteln.

Der Erfolg würde ganz allein von den ernstlichen, aufopfernden, mit einem Worte christlichen Bemühungen der angestellten Weißen abhängen. In den Vereinigten Staaten haben

sich die Indianer-Agenturen, die in der Theorie etwas Aehnliches sind, in der Praxis nicht bewährt, weil die Agenten geldgierige Menschen sind, die ihr Amt zu ihrer persönlichen Bereicherung benutzen und die Indianer, für deren Wohlfahrt zu sorgen ihre Bestimmung ist, „draußen in der Kälte stehen lassen."

Der Glaubensbote Duncan hat in dem Dorfe der Metlakahtla an der Küste von Columbia einen solchen Versuch gemacht. Unter seinen Indianern findet man jetzt geschickte Zimmerleute, Gärtner und Straßenarbeiter. Einige von ihnen besitzen ein kleines Schiff, welches ihre Erzeugnisse, Oel, Pelze und Manufacturen, nach Victoria führt. Sie nennen ihr Fahrzeug ihren Sclaven und wollen damit sagen, daß es die Arbeit verrichtet und sie den Nutzen haben. Nach jeder Fahrt theilen sie sich in den Gewinn. Das Gedeihen dieser Ansiedlung beruht zum Theil auf ihrer Lage fern vom Ort schachernder Weißen, doch muß Herr Duncan mit Ernst und Ausdauer für sein edles Ziel bemüht gewesen sein.

Ich darf hier einen Vorwurf nicht verschweigen, der Herrn Duncan in und außerhalb der Colonie gemacht wird. Man sagt, daß er für einen Glaubensboten „zu sehr Kaufmann sei." Ich weiß nicht, in welchem Sinne und in welcher Ausdehnung dies wahr sein mag, doch glaube ich nicht, daß er Tadel verdient. Wenn er wegen gewisser kleiner Vortheile, die er für seine Person hat, seinen Aufenthalt unter den Indianern verlängert und sein Werk der Civilisation fortsetzt, so darf man ihm deshalb keinen Vorwurf machen. Die meisten Glaubensboten begehen den entgegengesetzten Fehler, nicht lange genug an einem Orte zu bleiben, um sich eine gründliche Kenntniß der Indianer-Dialecte verschaffen zu können,

und bringen sich daher selbst um die besten Früchte ihrer Anstrengungen.

Wenn Herr Duncan, indem er lange Jahre seines Lebens dem Wohl der Indianer opfert, zugleich vermögend zu werden versteht, so wollen wir ihm das von Herzen gönnen.

Viertes Capitel.

Das Innere der Insel Vancouver.

Die Freuden der Arbeit. — Das unbekannte Innere Vancouvers. — Unsere Expedition. — Der Cowichan-Fluß. — Somenos. — Kakalatza und seine Hutschachtel. — Fahrt auf dem Flusse. — Unsere Lager. — Erzählungen am Feuer. — Wie die Indianer die Geschichte vom Jonas kennen. — See Cowichan. — Erfahrungen mit dem Flößen. — Das aufgerichtete Floß. — Brown's Lager. — Wir bekommen ein Canoe.

Eine Reise im Innern der Insel Vancouver bietet nichts als eine Reihenfolge der verschiedenen Schattirungen von Monotonie, so daß von einmonatlichen Wahrnehmungen zu erzählen, ebenso gut und vielmehr weil besser ist, als bei den Einzelheiten eines fünfmonatlichen Marsches zu verweilen. So einförmig eine solche Reise ist, habe ich im Innern der Insel doch einige meiner glücklichsten Stunden verlebt. An die „Würde" der Arbeit glaube ich nicht, wohl aber an ihre Freuden. Wenn Jemand jede Speise vertragen kann, sogar Bohnen, und zwar von der Art, die man zu Hause blos den Pferden giebt, und wenn er Thee für das beste und erfrischendste Getränk hält, so ist das gewiß ein guter Beweis, daß er einer kräftigen Gesundheit genießt, gut schläft und sein Leben nicht als eine Last betrachtet. Das war aber unser Fall in Zeiten, wo wir mit einer Ladung von fünfzig bis

hundertundzwanzig Pfund auf dem Rücken durch ein rauhes Land wanderten, dessen Flüsse Bergströme, dessen Wälder fast Dickichte waren und wo wir unsere Decken selten anders als in nassem Zustande um uns schlugen.

Im Jahre 1864 waren wenige Bewohner der Ostküste weiter als zehn Meilen in das Hinterland ihrer Städte und Gehöfte eingedrungen. Hauptmann Richards, Hauptmann Mayne und die Herren Pemberton und Pearce hatten bereits sehr interessante Reisen ins Innere gemacht, aber von den Resultaten ihrer Forschungen war wenig bekannt geworden. Victoria war von dem Segen der Minen Columbia's erbaut und ernährt worden und blieb von den wechselnden Schicksalen derselben abhängig. Im Frühling des genannten Jahres wurden sich die Einwohner dieser Thatsache bewußt und organisirten mit Beihülfe der Regierung eine Expedition zur Erforschung der Hülfsquellen des Innern, die ohne Zeitverlust aufbrach. Ein Naturforscher, Herr Robert Brown von Edinburg, wurde einstimmig zum Anführer gewählt. Unser Astronom war Herr P. Leech und ich ging als Künstler mit. Unsere Gesellschaft bestand ausschließlich der Indianer aus neun Personen und erhielt später einen kleinen Zuwachs. Wir wählten unsere Leute, unter denen mehrere Goldgräber waren, nach ihren persönlichen Eigenschaften aus und hatten uns ihrer nicht zu schämen.*

Am 7. Juni bestiegen wir am Landungsplatze der Hudsonsbai-Gesellschaft das Kanonenboot Grappler, das nach Cowichan,

* Außer den bereits Genannten gehörten zu unserer Expedition: Herr John Buttle, Gehülfe des Naturforschers, Barnston, Macdonald, Lewis, Meade und Foley, Pfadfinder und Bergleute, Thomas Antoine und Lazare de Buscay, Jäger von Halbblut. Während der Reise verließ uns Foley und Drew und Hooper stießen zu uns.

einer Ansiedlung auf der Ostküste der Insel und fünfunddreißig Meilen nördlich von Victoria, bestimmt war. Als wir die Cowichan-Bucht erreicht hatten, landeten wir in der hübschen kleinen Ansiedlung Comiaken, die sich einer katholischen Mission und verschiedener Häuser von Landwirthen und sonstiger Einwohner rühmt. In einigen der letztern fanden wir eine solche Gastfreundschaft, daß mehrere von uns in ernste Erwägung zogen, ob sie nicht dort bleiben und den Anfang ihrer Reise auch zum Ende machen sollten.

Am 9. Juni war Herr Brown endlich nach einem „dicken Gespräch" mit den Indianern so glücklich, ein Canoe zu bekommen, das mit dem größten Theil unseres Gepäcks beladen und unter der Obhut eines Weißen von unserer Gesellschaft und mehrerer Rothhäute den Cowichan-Fluß hinaufgeschickt wurde. Die meisten von uns gingen zu Lande nach dem Dorfe Somenos, wo wir verschiedene große Hütten oder rancheries,* wie man in der Colonie sagt, vorfanden. Die Eingeborenen räucherten an Stricken, die von den Dachbalken ihrer Wohnungen herabhingen, Fische und Fleisch und verriethen keine große Neigung, in unsern Dienst zu treten. Ihr Widerwille, der für uns ein großer Nachtheil war, hatte zwei Gründe. Der erste war einfach der, daß sie das bequemste Leben führten, Lachse, Hirsche und Biber in Ueberfluß bekommen konnten und mithin für jede Lockung, eine unverhältnißmäßig hohe Löhnung ausgenommen, unzugänglich waren. Ihr zweiter und hauptsächlichster Grund war ihre Furcht vor den angrenzenden Stämmen, namentlich denen von der Westküste, welche „schutzlose Männer" gelegentlich wegfangen und zu ihren Sclaven machen. Endlich erklärte Kaka-

* Ranchery ist das spanische Wort rancheria, das sich im amerikanischen Englisch vollständig eingebürgert hat.

latza, ein alter Häuptling mit einem ernsten und würdevollen Benehmen, der stets einen zerknitterten Hut von der Schornsteinform, das Geschenk eines Ansiedlers, trug, daß er uns als Führer zum Cowichan-See begleiten wolle, jedoch unter der Bedingung, daß er seine Hutschachtel mitnehmen dürfe. Auf der Reise verwahrte er seinen Biber jeden Abend in derselben, ehe er sich in seine Decke hüllte. Kakalatza und sein Hut waren unzertrennlich. Hier verband sich auch ein Halbblut-Indianer, Thomas Antoine mit Namen, aber aller Orten nur als Tomo bekannt, mit uns und bewährte sich als eine vortreffliche Erwerbung. Er sprach die sämmtlichen Indianer-Dialecte, schoß mit seinem einzigen Arm ausgezeichnet, ließ sich im Marsch und im Gepäcktragen von Keinem übertreffen und war immer gehorsam, wenn er nicht zum Branntwein gelangen konnte, denn das Feuerwasser machte ihn zu einem vollständigen Teufel. Geistige Getränke scheinen das Indianer-Halbblut noch mehr als das Vollblut an sich zu ziehen und auch bei diesen Mischlingen schlimmer zu wirken.

Von den folgenden Tagen glich jeder so ziemlich dem andern. Die meisten von uns gingen mit Packen von keinem kleinen Gewicht durch die Wälder, während das Canoe mit Stangen gegen die starke Strömung vorwärts gestoßen wurde. Der Fluß war eine Reihenfolge von Riffen oder Stromschnellen, kleinen und großen, die mit verhältnißmäßig ruhigem Wasser abwechselten. Zuweilen mußte das Canoe mit Tauen gegen den Strom gezogen, zuweilen auf Menschenrücken fortgeschafft werden. An solchen „Tragstellen" mußten wir alle dabei helfen, die Ladung über die Felsen zu einem bessern Fahrwasser weiter oben zu tragen. Die Ufer waren dick bewaldet und wo die Douglas-Fichte, die Rothtanne und die Schierlingstanne unter günstigen Umständen gewachsen waren, da glich die Gegend einem hübschen

Park. Gewöhnlich stießen wir aber auf Dickichte von Unterholz, die mit umgestürzten Bäumen auf jeder Stufe des Verfalls gefüllt waren. Wenn unser Marsch seine Mühen hatte, so fühlten wir uns Abends im Lager für Alles entschädigt, wenn wir an einem tüchtigen Feuer von Baumstämmen auf Betten von Fichtenzweigen unsere Pfeife rauchten und uns dann, gewöhnlich mit dem Himmel als Decke über uns, gemächlich zum Schlaf ausstreckten. In der ganzen Welt, Californien nicht ausgenommen, giebt es kein köstlicheres Klima, als auf der Insel Vancouver. Meistens waren wir auch so glücklich, Waldhühner oder einen Hirsch zum Abendessen zu haben. Es war nichts Großes für uns, einen ganzen Hirsch in zwei Mahlzeiten zu bewältigen. Wir mußten übrigens manches Rippenstück und selbst manche Hirschkeule zurücklassen, da wir außer dem, was wir in der Gestalt von Bohnen und Mehl, Decken, Bratpfannen, Töpfen und Instrumenten bereits auf dem Rücken hatten, unmöglich noch mehr tragen konnten.

Und nun die Erzählungen im Nachtlager! Mac Donald's Geschichte, die oft angefangen und nie beendet wurde, betraf sein ereignißvolles Leben. Am Fraser geboren und der Sohn eines wohlhabenden Händlers von der Hudsonsbai, war er des langweiligen Tauschhandels mit den indianischen Pelzjägern überdrüssig geworden und als junger Mann davongelaufen. Er war Matrose geworden, hatte Schiffbruch gelitten und war den Japanern in die Hände gefallen. Sie hielten ihn in strenger Haft, behandelten ihn übrigens sonst gut und schenkten ihm die Freiheit, als der nordamerikanische Commodore Perry bei Gelegenheit seiner weltbekannten Expedition sich seiner annahm. Nach vielen Wanderungen gerieth Mac nach Australien, wurde Bergmann, verdiente Geld und gab es aus. Einmal hielt er in den Gold-

gruben ein Spielhaus und einen Tanzsaal. Später durch die Minen Columbia's in seine Heimath zurückgelockt, wurde er am Fraser Fährmann, legte in Lillooet eine Grogschenke an, spielte in Cariboo den „ehrlichen Bergmann" und befand sich jetzt, frisch und munter wie immer, bei unserer Expedition. An andern Abenden erzählte uns Tomo Indianer-Geschichten, die zuweilen kindisch und zuweilen unverständlich waren, zuweilen aber bewiesen, daß es den Eingeborenen an Erfindungsgabe und an Sinn für Humor nicht fehlt.

Tomo's beste Geschichte ist die folgende, die offenbar eine indianische Bearbeitung vom Buche Jona ist. „Ein Indianer, der in seinem gebrechlichen Kahn über das große Salzwasser fuhr, wurde mit sammt dem Kahn von einem gewaltigen Fische verschlungen. Krank im Herzen, legte er sich auf dem Boden des Bauches nieder, denn er dachte, daß es mit ihm vorbei sei und er seinen Stamm niemals wiedersehen werde. Mitten in seinem Trübsal kam ihm übrigens ein Trost zu: ein glänzender Gedanke erleuchtete sein Gehirn, der Gedanke, daß die Süßigkeit der Rache ihm noch beschieden sei. Er zerschnitt seine Ruder, zerbrach seinen Kahn und zündete auf dem Fußboden des Fischmagens ein mächtiges Feuer an. Es dauerte nicht lange, so verrieth der Fisch durch krampfhafte Windungen, daß ihm die Sache nicht behage, und verschluckte, um seinen fiebernden Körper abzukühlen, eine Woge nach der andern, ohne daß es ihm übrigens gelang, das Feuer zu löschen, wenn unser Held auch beinahe ertrank. Unser Indianer, der das Wasser stets verabscheut hatte, wurde durch seine Lage in eine solche Wuth versetzt, daß er sein langes Messer zog und damit stieß und schnitt, so daß die Magenwände des Geschöpfs in den jämmerlichsten Zustand geriethen. Offenbar befand es sich im Sterben und schwamm der

Küste zu. Während es hier im Todeskampfe lag, kroch unser Freund vorsichtig in der Kehle in die Höhe und aus dem schnappenden Maule. Er traf es dabei so glücklich, daß er zwischen den schrecklichen Kinnladen eben durchgekommen war, als sie mit einem furchtbaren Krachen zusammenklappten. Der große Fisch war todt." Diese Erzählung ist blos ein Theil einer langen Geschichte. Wir bekamen noch viele andere zu hören, wenn wir es nicht vorzogen, das Echo der Wälder durch die neuesten Meisterstücke des Minnegesangs der Neger oder auch durch classische Musikstücke zu wecken.

Der Cowichan ist etwa vierzig Meilen lang, doch läßt sich die Reise zu dem großen See, der seine Quelle ist, vielleicht abkürzen, wenn man zu Lande geht. An verschiedenen Stellen strömt er durch cañons, oder enge Felsschluchten, in denen das Wasser in Wirbeln und Schnellen über unsichtbare Blöcke hinwegtobt und schäumt. So wie der Cowichan sind drei Viertel aller Flüsse der Insel. Jedem Punkte an seinen Ufern haben die Indianer einen passenden Namen gegeben. Ein frisches grünes Plätzchen in der Nähe einer verlassenen Indianerhütte heißt saatlam, „der Platz der grünen Blätter," ein anderes, eine Waldwiese mitten im Forst, qualis, „der warme Ort."

Am 15. Juni sahen wir den Wald dichter, die Bäume größer, den Boden augenscheinlich reicher werden und erkannten daran, daß wir uns dem See näherten. An demselben Abend noch schlugen wir an seinem ruhigen Gewässer unser Lager auf. Eine Ceder dicht neben uns hatte in einer Höhe von fünf Fuß über dem Boden fünfunddreißig Fuß im Umfang. Das prächtige Bauholz dieser Gegend ist zur Zeit noch nutzlos, denn es läßt sich nicht zur Küste schaffen, weil die Flüsse einen gewundenen Lauf haben und in Zwischenräumen von Treibholz verstopft

werden. Es läßt sich von diesen Wäldern des Innern blos ein Nutzen ziehen, an den man bis jetzt wenig gedacht hat: man kann Harz und Terpentin von ihnen gewinnen. In den Wäldern Oregons, die fast genau denselben Charakter haben, ist daraus eine einträgliche Beschäftigung geworden und die genannten Producte gehören dort zu den Ausfuhren.

Der Cowichan-See, ein sehr stilles und schönes Wasserbecken, heißt bei den Indianern Kaatza, und eine lange Halbinsel, die in ihn vorspringt und sich vorn zu einer dichtbewaldeten Höhe erweitert, wird von ihnen Kanatze, „die Insel im Schlepptau," genannt. Ein größerer und mehrere kleine Flüsse fallen in den See.

Nachdem wir verschiedene Untersuchungen und Vermessungen ausgeführt hatten, theilten wir unsere Streitkräfte. Die Hälfte unserer Gesellschaft, die unter Leech stand, suchte auf dem geradesten Wege nach Port San Juan zu gelangen, während Brown, ich und vier unserer Leute zum Fluß Nittinaht aufbrachen, zu dessen Oberlauf ein Weg führte, über den eine Indianer-Autorität uns näher belehrt hatte.

Wir sagten Kakalatza und seinem Hut Lebewohl, nahmen unser Gepäck auf den Rücken, vertieften uns in die Wälder und erreichten endlich einen Strom, den wir, da er in westlicher Richtung floß, für den gesuchten Nittinaht hielten. Unsere Hülfsquellen befanden sich im Zustande äußerster Erschöpfung und wir machten uns daher ohne Zeitverlust an den Bau eines Flosses. Am 26. Juni waren wir mit dieser Arbeit fertig und begannen unsere Fahrt, die eine recht bequeme war, wenn nicht Stellen kamen, wo unser Fahrzeug durch Riffe mit wenig Wasser darüber zum Stillstand gebracht wurde. Dann mußten wir ins Wasser, um das Floß über die Felsblöcke zu tragen. Drüben stiegen

wir wieder ein und schossen mit glücklichstem Erfolg über tiefere Stromstellen hinunter. Da ermahnte uns plötzlich das noch ferne, aber unverkennbare Donnern eines Wasserfalles, unsere Reise zu Lande fortzusetzen. Es war ein Glück, daß wir diesen Entschluß zu rechter Zeit ausführten, denn als wir den Fall in der Nähe sahen, erkannten wir, daß mit ihm nicht zu spaßen sei und daß vielleicht keiner von uns am Leben geblieben wäre, wenn wir es mit ihm aufzunehmen versucht hätten. Wir luden uns unsere Sachen wieder auf und folgten einem Indianerpfade, der uns am Abend zu einer verfallenen Hütte führte, wo wir blieben. In der Nähe lag ein altes Canoe von Cedernholz auf dem Ufer, das wir so wasserdicht wie möglich zu machen suchten. Brown, der sich von allen Wegen genau unterrichtet hatte, wußte, daß der Nittinaht in eine sichere Bucht münde, doch war es ungewiß, ob wir diesen Fluß auch wirklich vor uns hätten, und unser Mangel an Lebensmitteln machte uns deshalb nicht wenig besorgt.

Am Morgen des 27. fuhren Brown und Barnston in dem alten gebrechlichen Canoe ab, das wie ein Sieb tropfte, und eine Stunde später folgte ich ihnen mit Mac Donald auf einem Floß von sehr geringem Umfang. Es bestand aus Brettern und Balken, die wir größtentheils der Indianerhütte entnommen hatten, und die nöthigen Löcher, die uns das Ganze mit Schnüren von unsern Gepäckbündeln zu befestigen gestatteten, hatten wir mit unsern Pistolen hineingeschossen. Unsere beiden letzten Gefährten, Buttle und Lewis, wollten uns durch den Wald folgen und hegten die kühne Hoffnung, daß sie einen kürzeren Weg finden würden. Wir banden unser Gepäck an zwei aufrechtstehende Pfosten, die wir in unser Floß eingefügt hatten, steuerten in die Strömung hinein und schossen davon.

Das aufgerichtete Floß.

Der Fluß war eine Reihenfolge von Stromschnellen, die mit stillem und tiefem Wasser abwechselten. Diese letztern machten uns die meiste Arbeit. In der Regel vermochten wir mit unsern Stangen den Grund nicht zu erreichen und das Floß am Ufer zu halten, war schwer. Auf den Stromschnellen hatten wir viel Spaß, den ein Schimmer von Gefahr würzte. Unser Steuermann Mac Donald drückte durch sein Körpergewicht von dreihundert Pfund das Floß hinten mehrere Fuß unter Wasser und vorn hob es sich in die Luft. Mehrmals hätten Zuschauer, die leider fehlten, einen seltsamen Anblick haben können, nämlich den eines „aufgerichteten Floßes," wie es in der Sprache der Heraldik heißt, welches mit der Geschwindigkeit von sechs bis acht Meilen in der Stunde und in fast senkrechter Stellung den Fluß hinabging und an das zwei halb ertrunkene Entdeckungsreisende mit der Kraft der Verzweiflung sich anklammerten. Ich brauche kaum noch anzuführen, daß ein Strom wie dieser unser Fahrzeug alle fünf Minuten in seinen Strudeln umherwirbelte, so daß das Hinterste das Vorderste und das Vorderste das Hinterste wurde. Zweimal wurden wir direct ins Wasser geschleudert und einmal geriethen wir mit der starken Strömung unter große Baumstämme, kamen aber mit einem Paar Beulen davon. Anhäufungen von Treibholz kamen beständig vor und mahnten uns zu großer Wachsamkeit.

Eben so oft wie früher mußten wir unser Fahrzeug über Felsblöcke heben und es zu Lande so eilig weiter tragen, wenn wir von dem Wasser, das mit wahrer Wuth vorüberschoß, nicht zurückgelassen werden sollten. Wenige Augenblicke später hörte ich schon den beständig wiederkehrenden Ruf: „Bücke Dich!" da wir bereits wieder unter überhängenden Ufern, Zweigen und halb umgefallenen Bäumen fortgerissen wurden. Dann und

wann dachte ich an meine früheren Erfahrungen im Reiten von Eseln, wenn ein solches geduldiges aber boshaftes Thier seinen Kopf darauf gesetzt hatte, meine Beine an einer Mauer zu reiben oder zwischen Bäumen durchzulaufen, die genau für den Eselleib Zwischenraum hatten und mich aus dem Sattel warfen. Unser Floß schien auf dieselben Tücken versessen zu sein. Mac Donald ließ sich seine gute Laune durch nichts verderben und die Abenteuer dieses Tages knüpften unsere Freundschaft fester denn je. Ein paar Mal stiegen wir ans Land und speisten köstlich, aber nicht bis zur Sättigung von Lachs- oder Salallbeeren. Unsere übrigen Lebensmittel waren so knapp geworden, daß wir Grund hatten, so schnell wie möglich zu reisen.

Wir verzweifelten schon daran, Brown's Lager noch an diesem Abend zu erreichen, als über dem Fluß Rauch aufwirbelte und der angenehme Geruch eines Lagerfeuers unsere Nasen erfreute. Einige Minuten später fuhren wir um eine Krümmung und entdeckten unsere Freunde auf einer flachen Sandbank, die wirklich die Mündung bezeichnete. Nach ihren eigenen Erfahrungen mit dem Canoe wunderten sie sich, uns wiederzusehen, und doch waren wir immer noch glücklicher gewesen, als die Männer, welche uns folgten. Diese kamen am folgenden Nachmittage müde und hungrig an und hatten nun die volle Ueberzeugung gewonnen, daß kürzere Wege in diesem Lande nichts als Irrwege und Fallstricke sind. Auch sie hatten sich ein Floß gebaut, es aber nicht lenken können.

Vor ihrer Ankunft hatten unsere Gefährten in geringer Entfernung unterhalb der Flußmündung eine unbewohnte Hütte und neben ihr ein Canoe gefunden, welches sie, wie Brown in seinem Bericht an die Colonialregierung sagt, „im Namen Ihrer gnädigsten Majestät, der Königin Victoria, und ihres

getreuen Statthalters, Arthur Edward Kennedy, Excellenz, sofort für die Expedition in Beschlag nahmen." Wir gingen gleich ans Werk, es mit Mehlsäcken und Fichtenharz zu kalfatern, damit wir am nächsten Morgen in der Frühe aufbrechen könnten.

Fünftes Capitel.

Schluß unserer Entdeckungsreise.

Die Nittinaht-Bucht. — Whyack. — Die Indianer. — Die Aht-Stämme. — Die Brandung. — Port San Juan. — Indianer-Geschichten. — Sooke, die Bucht und der Fluß. — Entdeckung von Gold. — Das Gold der Königin-Charlotten-Insel. — Nanaimo. — Comox hat Kohlenlager. — Fahrt auf dem Puntledge. — Schiffbruch. — Binnenseen. — Der Barclay-Sund. — Unsere Jagdbeute. — Lagerzeichen.

Am Morgen des nächsten Tages brachen wir sehr früh auf, spannten unser Segel von wollenen Decken auf und schwammen mit günstigem Winde lustig dahin. Selbst jetzt waren wir noch nicht gewiß, daß wir die ersehnte Nittinaht-Bucht erreicht hätten, schlossen es aber aus günstigen Anzeichen. Wir kamen bei mehreren Indianerdörfern vorbei, in denen sich keine Spur von Leben regte. Gegen Abend sahen wir, daß die Bucht sich verengere und die Fluth mit vielen Strudeln und Wirbeln in sie eindringe. Wir hörten das Geräusch der Brandung draußen und waren folglich der Küste sehr nahe. Nachdem wir ein paar Meilen angestrengt gerudert hatten, lenkten wir aus der Strömung in eine stille Bucht und befanden uns nun vor dem Dorfe Whyack, dessen wilde Bewohner unsere Annäherung mit offenbarem Staunen beobachteten.

57

Ahyt-Indianer auf der Westküste der Insel Vancouver.

Der Häuptling Mokoola war mit einem Theil des Stammes abwesend. Die Zurückgebliebenen nahmen uns gut auf und wiesen uns einen ebenen Platz hinter dem Dorfe zum Lager an. Wir hatten bald einen Handel um Seefische eröffnet und kochten sie unter einem Haufen von Indianern, die uns zusahen und vielleicht eine Gelegenheit zum Stehlen wahrnehmen wollten. Ihre wollenen Decken machen es ihnen sehr leicht, Alles an sich zu nehmen und zu verstecken, was neben einem Lager umherliegt. Wir verloren an diesem Platze zwei Beile.

An dieser Küste und ganz in der Nähe hat Herr Sproat die sorgfältigen Studien und Beobachtungen des Charakters und der Gewohnheiten der Indianer gemacht, die er kürzlich dem Publicum vorgelegt hat. Unser nebenstehendes Bildniß eines Aht* ist keine Schöpfung der Phantasie, sondern nach einer an Ort und Stelle genommenen Photographie entworfen und giebt von dem Typus der Eingeborenen, die wir in diesem Dorfe sahen, eine gute Vorstellung. Das ungekämmte Haar, der Blätterkranz auf dem Kopfe, der nicht blos zum Schmuck dient, sondern auch den Zweck erfüllt, Moskitos und Fliegen abzuhalten, und der geringe Luxus mit Kleidungsstücken sind sämmtlich für die Eingeborenen der Westküste charakteristisch. Die Nadel, die in der einen Seite der Nase steckt, wird dort blos aus Bequemlichkeit untergebracht, wenn der Eigenthümer sie nicht zur Befestigung der wollenen Decke über seiner Männerbrust braucht. Viele dieser Leute haben den Nasenknorpel durchbohrt und einen Ring hindurchgezogen, für jene Nadeln benutzt man die Nase ganz so, wie wir eine Büchse oder Schachtel benutzen.

* Aht ist der allgemeine Name, den Herr Sproat den Stämmen auf der westlichen und südlichen Küste der Insel Vancouver giebt. Es ist eigentlich die Endsilbe der meisten Indianernamen, wie Nittinaht, Klahoquaht ꝛc.

Bei festlichen Gelegenheiten und bei Tänzen kommen sich diese garstigen Kerle noch nicht häßlich genug vor und legen daher geschnitzte hölzerne Masken an, die oft ganz seltsam und höchst grotesk sind. Das Original unserer Abbildung ist beinahe zwei Fuß hoch, aber es werden noch viel größere getragen und einige Häuptlinge besitzen eine große Sammlung solcher Pracht-

Maske der Eingeborenen.

stücke. Manche sind sinnreich gebaut und mit Schnüren versehen, durch welche das Auge aufgeschlagen, der Schnabel geöffnet werden kann u. s. w. Diese Masken sind allen Wilden der Insel Vancouver gemeinsam.

Die Nittinahts haben einen schlechten Ruf. Sie halten sich für sicher und unangreifbar, weil die Küste rings um Whyack unzugänglich, die Brandung am Eingang der Bucht gefährlich und ihr Dorf mit einem Pfahlwerk umgeben ist. In früheren

Tagen haben sie die angrenzenden Indianer und selbst die auf der gegenüberliegenden Küste des Washington-Gebiets häufig bekriegt. Das schreckliche Gemetzel von der Bute-Bucht schwebte uns noch so lebhaft vor den Augen, daß wir in der Nacht gute Wache hielten. Whyack steht wegen seines Baues von Cedercanoes in Ruf und macht jedes, wie wir selbst sahen, aus einem einzigen Stamm. Die Form dieser Kähne ist eine merkwürdig gute und nirgends auf der Insel habe ich schönere gesehen.

Am nächsten Morgen mußten wir ein paar Stunden feilschen, ehe wir ein großes Canoe mit drei Indianern miethen konnten. Nachdem unsere Waffen an Bord geschafft waren, schoben wir es ins Meer und stellten uns im Wasser daneben. Endlich kam der rechte Augenblick: eine zurücktretende Woge hob unser Fahrzeug, wir kletterten hinein und ruderten mit aller Kraft, bis wir aus der Brandung hinaus waren. Dann spannten wir ein Mattensegel auf, überließen den Indianern die Leitung, legten uns auf den Boden des Fahrzeugs und rauchten gemächlich unsere Pfeifen.

Wir umsegelten das südlichste Ende der Insel Vancouver und erreichten ohne Unfall Port San Juan oder Pachenah, wo wir Herrn Lawton, einen allgemein bekannten Händler, fanden, der uns freundlich willkommen hieß und uns gleich ein Mahl vorsetzte, das uns, den Halbverhungerten, wie ein Fürstenschmaus erschien. Einige Tage nach unserer Ankunft zeigten sich auch Leech und seine Gefährten, von Hunger und Anstrengungen erschöpft und in zerrissenen Kleidern. Zu einem Wege von zwanzig Meilen — auf der Karte! — hatten sie zehn Tage gebraucht und erschöpften sich im Rühmen und Preisen einer alten Admiralitätskarte, auf der die Gegend, welche sie bereist hatten, als eine „flache Ebene" figurirte. Ihr Marsch war höchst schwierig

gewesen und hatte sie über einen Berg nach dem andern und durch die üblichen dichten Wälder geführt. Um eine Meile vorwärts zu kommen, hatten sie fünf machen müssen, und als sie endlich den San-Juan-Fluß erreichten, zeigte sich, daß er durch besonders unzugängliche Schluchten seinen Weg nahm und auf dem größten Theile seines Laufes nichts als ein tosender Bergstrom sei. Unter den Proben, die Leech mitbrachte, befand sich auch Blei. Steinkohlen, allerdings blos in dünnen Schichten, hatten wir selbst gefunden.

Herr Lawton, der damals allein lebte und bis auf eine Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen keine weißen Nachbarn hatte, freute sich unserer Ankunft sehr und erzählte uns unzählige Geschichten. Als er einmal in Pachenah verweilte, machten die Nittinahts einen Kriegszug gegen die Indianer von Cap Flattery auf der Küste gegenüber und kehrten mit einer Beute von sechsundzwanzig Köpfen zurück, welche sie unter wildem Jubel in sein Blockhaus brachten, worauf sie sich in ihr Dorf begaben. Lawton wußte sehr gut, daß der angegriffene Stamm einen Gegenbesuch machen und nicht genau zusehen werde, ob er Rothhäute oder Weiße vor sich habe. Er verrammelte also mit Hülfe des einzigen Europäers, den er bei sich hatte, Thüren und Fenster und hielt immerfort Wache. In seinem Hause befanden sich viele Flinten und er lud sie alle bis auf die letzte, so daß er die Rothhäute tüchtig pfeffern konnte. Er hatte nicht lange zu warten, denn blos eine Nacht verging, ehe er in der Bucht das Plätschern von Rudern näher kommen hörte. Vor dem Dorfe der Indianer von Pachenah machten die Feinde Halt, aber das war still wie das Grab, denn die Einwohner hatten die Flucht ergriffen. Wüthend ruderten sie auf Lawton's Haus zu, um ihre Rache an dem ersten Menschen zu sättigen, der ihnen

begegne. Ihre Canoes berührten eben den Strand, als die beiden Weißen Feuer gaben und ein Gewehr nach dem andern so schnell abschossen, daß die Indianer mit zahlreichen Feinden zu thun zu haben glaubten, vor Wuth heulend in der größten Verwirrung umkehrten und auf Tod und Leben ruderten. Sie ließen sich später nie wieder blicken.

Nachdem aus Victoria eine Schaluppe mit Lebensmitteln für den nächsten Monat angekommen war, verließen wir in zwei Canoes die Sooke-Bucht und trafen in der reizenden Fuca-Straße bald auf günstigen Wind. Plötzlich nahm er so zu, daß wir durch einen heftigen Stoß eines unserer Segel verloren und es durch die Leinwand unseres Zeltes ersetzen mußten. Auf dieser Fahrt sahen wir auf einer niedrigen Strandklippe nahe bei Sooke eine tüchtige Kohlenschicht zu Tage treten. Vielleicht ist sie eine Fortsetzung des Lagers, das auf der gegenüberliegenden Küste, bei der Clallam-Bai im Gebiet Washington bereits bearbeitet wird.

Am 13. Juli begannen wir unsere Fahrt auf dem Sooke-Fluß, der dem Cowichan sehr gleicht und vielleicht noch schwerer zu beschiffen ist. Dort machten wir die erste wichtige Entdeckung unserer Expedition und versetzten Victoria in einen wahren Aufruhr. Mit einem Worte, wir fanden Gold in solchen Mengen, daß sich das Graben bezahlt machte. Als die Nachricht nach Victoria kam, wanderte Alles aus und vor dem Ende der guten Jahreszeit waren 100,000 Dollars des kostbaren Metalls gewonnen worden. Einen großen Klumpen zu finden, wurde Wenigen zu Theil, aber sehr hohe Arbeitslöhne verdienten Viele. Lagerhäuser, Grogschenken und Hotels von Brettern und Schindeln entstanden außer allem Verhältniß zu den Bedürfnissen der Bevölkerung, so daß man wie an anderen Orten mehr

fragen konnte, ob nicht für jeden Dollar, der verdient wurde, zwei verloren gingen.

Später bearbeiteten Chinesen in großer Zahl diese Stelle und da die Lebensmittelpreise erträglich niedrig waren, als erst ein Seitenweg bis zur nächsten Straße fertig geworden war, so hielt man die Entdeckung für eine werthvolle und gewährte uns seitens der Regierung eine Belohnung in klingender Münze. Auf den allgemeinen Wunsch der Mitglieder der Expedition wurde der bedeutendste Fluß der Gegend nach unserm Astronomen Leech benannt.

Bis jetzt haben sich noch keine ähnlichen Goldfelder auf der Insel gefunden, aber die an zahllosen Punkten von uns wahrgenommenen Spuren* lassen in Verbindung mit dem wohlbekannten Reichthum des Festlandes die sehr begründete Vermuthung entstehen, daß Vancouver noch andere bis jetzt unbenutzt gebliebene Stellen von demselben Charakter besitzt. Auch von der Königin-Charlotten-Insel weiß man, daß das kostbare Metall dort vorkommt, obgleich man die Stelle noch nicht hat genau ermitteln können. Es wird behauptet, daß ein Beamter der Hudsonsbai-Gesellschaft bei den dortigen Haidah-Indianern Kugeln gesehen habe, die nicht von Blei, sondern von Gold gewesen seien. Sehr interessante Berichte über Forschungsreisen des Hauptmanns Torrens und des Majors Downie findet der Leser in dem Werke, das Hauptmann Mayne über jene Gegenden geschrieben hat.

Das Gold der Insel Vancouver kommt gewöhnlich in kleinen

* An einem Strom, der in den Cowichan-See fällt, und an Flüssen, die sich in den Barclay-Sund an der Südküste ergießen, wie an Gewässern, die den Puntledge-See nahe bei Comox speisen, sammelten wir Proben von goldführender Erde.

Stücken und Flittern als sogenannter Staub vor, doch hat man auch Klumpen bis zu siebthalb Unzen schwer gefunden. Ein großer Nachtheil ist, daß mehr Felsen und Gesteine, als goldhaltige Erde an der Oberfläche vorhanden sind. In Spalten und Winkeln der ersten trifft man übrigens zuweilen auf ganz hübsche Nester, in denen sich viel Gold gesammelt hat.

Am Sooke-Fluß waren die Hirsche merkwürdig häufig und als wir den See gleichen Namens, der eine seiner Quellen ist, erreicht hatten, lebten wir wie der Spatz im Hanfsaamen, da das helle Wasser uns Lachse lieferte. Es war in dieser Zeit so trockenes Wetter, daß wir mit unserm Lagerfeuer mehrmals den Wald in Brand steckten, und an jenem See trieben uns die Flammen selbst von unserm Ruheplatze fort auf eine Insel, wo wir das Schauspiel in Ruhe betrachten konnten. Ohne die Moskitos würden wir hier glücklich gewesen sein. Man hat mit Bestimmtheit behauptet, daß es auf der Insel Vancouver keine gebe, aber ich weiß von dieser und spätern Reisen her, daß sie im Innern überaus zahlreich, wenn auch nicht so schlimm wie in Columbia sind. Wenn wir längere Zeit an einer Stelle blieben, stellten wir immer eine Pfanne mit qualmender Asche vor unsere Zeltthür und konnten doch wegen dieser Plage manche Nacht nicht schlafen.

Vom Sooke-See gingen wir über den Shawnigan- und Cowichan-See nach Nanaimo, wo die Schwierigkeit, Indianer zu erhalten, einen Aufenthalt verursachte. Nanaimo liegt siebzig Meilen nördlich von Victoria und wird hinsichtlich der Größe als die zweite Stadt der Insel bezeichnet, doch in Wahrheit endet die Liste hier, denn eine dritte Stadt existirt bis jetzt nicht. Seine Existenz verdankt dieser Ort hauptsächlich den Kohlenlagern, die von einer englischen Gesellschaft mit Erfolg bearbeitet werden und ihm eine

festere und gesundere Grundlage verschaffen, als Victoria sie besitzt. Er liegt in einer angenehmen, von Inseln geschützten Bucht, wo die Schiffe eine solche Wassertiefe finden, daß sie bis dicht an die Küste fahren können. Die Kohlen gehen nach dem Fraser-Fluß, San Francisco und Victoria und man hofft, daß die Annectirung von Alaska eine lebhaftere Dampfschifffahrt hervorrufen und die Nachfrage vermehren wird. Die Hauptniederlage liegt eine Viertelmeile von der Stadt entfernt und empfängt ihre Kohlen mittelst einer Eisenbahn. Der bedeutendste Schacht ist hundert Fuß tief und von seinem Endpunkte läuft ein Stollen zwölfhundert Fuß weit und senkt sich auf dieser Entfernung um hundertundsiebzig Fuß, so daß die senkrechte Tiefe, aus der die Kohle herausgehoben wird, zweihundertundsiebzig Fuß beträgt. Die Schicht wechselt in der Mächtigkeit natürlich sehr, doch kann man sie zu durchschnittlich fünf Fuß annehmen. Man gewinnt täglich hundertundfünfzig bis dreihundert Tonnen und liefert sie für sechs Dollars die Tonne aufs Schiff. In San Francisco erhalten die Wiederverkäufer durchschnittlich zwölf Dollars. Die Hudsonsbai-Gesellschaft, die früher in Nanaimo ein Fort besaß, beutete das Kohlenlager zuerst aus und verwendete Indianer, welche Tagebau betrieben und für acht Fässer Kohlen eine wollene Decke bekamen. Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß die Steinkohle das werthvollste Erzeugniß der Insel Vancouver ist und in Menge vorkommt. Als wir Nanaimo verlassen hatten, entdeckten wir an einem Bache, der in der Nähe der kleinen Ansiedlung Comox in den Puntledge fällt, ein sehr wichtiges Lager. Eine Kohlenschicht von zwei bis acht Fuß Mächtigkeit, die an den Felsenwänden einer schmalen Schlucht abwechselnd verschwand und erschien, zog sich eine Meile weit hin. Ein schiffbarer Strom ist blos fünf Meilen entfernt und baute man eine Pferdebahn

durch die Wälder, so ließe sich hier mit Gewinn arbeiten. Wir lagerten neben der Hauptader und machten uns mit der Kohle, die von vortrefflicher Beschaffenheit zu sein schien, ein riesiges Feuer. Der Bach, an dem wir die Schicht fanden, wurde unserm Führer zu Ehren Brown genannt.

Von diesem Platze hatten wir am Puntledge aufwärts bis zum See gleichen Namens eine sehr mühsame Reise. Wir hatten uns ein Canoe verschafft und mußten es fast die ganze Strecke tragen oder am Tau ziehen. Massen von Treibholz sperrten den Fluß, dessen Bett aus Felsblöcken jeder Größe bestand. Wir waren länger im Wasser als auf dem Trockenen und geriethen oft, wenn wir unser Fahrzeug mit großer Anstrengung durch den seichten aber schnell fließenden Strom geschafft hatten, in Tiefen von mehr als Manneshöhe, die uns lange zu thun machten, ehe wir wieder festen Fuß fassen konnten. In diesem Fluß gab es zwei große Wasserfälle, von denen der eine den poetischen Namen Ski-Ep, das „wirbelnde Wasser" führt. Endlich erreichten wir den See, der einer der pittoreskesten der Insel ist, und hier hätte uns unser Canoe Dienste leisten können, wenn es nicht gerade jetzt, nachdem es so viel ausgestanden hatte, dem Tode verfallen wäre. Als wir einen der Zuflüsse des Sees hinabfuhren, stieß unser Canoe in Folge schlechten Steuerns mit der breiten Seite gegen einen Baumstamm und war binnen einer Secunde wie eine Nußschale in hundert Stücke zerschlagen. Wir fielen alle in den Fluß, hielten uns aber an größern Trümmern fest und retteten uns ans Ufer. Nachdem wir mehrere Stunden geflickt, genäht und calfatert hatten, stellten wir unser Canoe nothdürftig wieder her, mußten es aber später als einen Schwerkranken behandeln und es bei allen Untiefen und Stromschnellen auf unsere Schultern nehmen und vorsichtig tragen. Mit großer Mühe

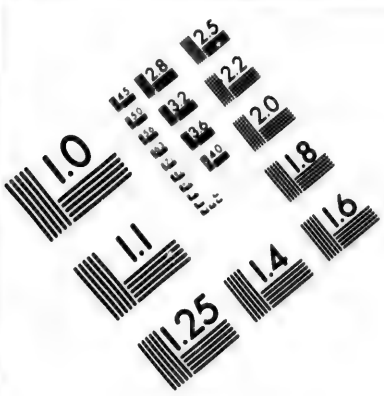
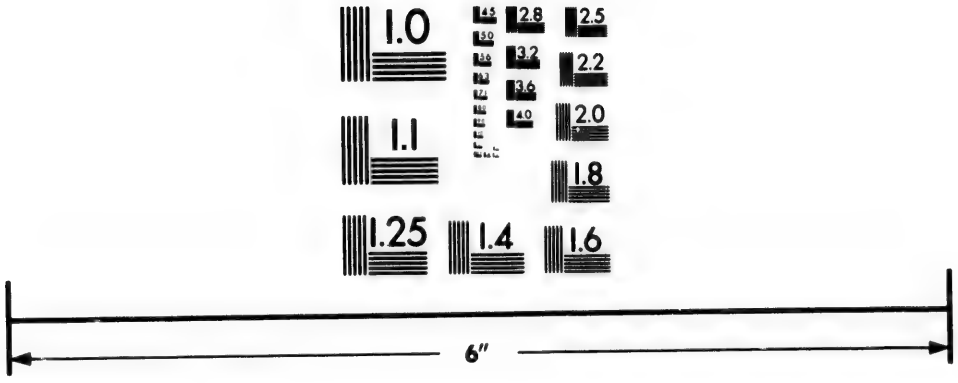
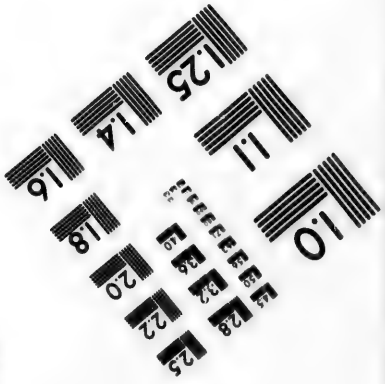


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

erreichten wir endlich unser Lager am See, wo das Fahrzeug wahrscheinlich noch heute liegt.

Zwischen der Ostküste bei Comox und der Westküste beim Barclay-Sunde liegen in einer Reihe sieben Seen, die beinahe quer über die Insel laufen. Einer derselben, der Mittelsee, ist etwa achtzehn Meilen lang und anderthalb Meilen breit. Eine Erleichterung verschafften uns diese Wasserbecken nicht, da wir beständig Halt machen und Flöße bauen mußten. Bei dieser mühsamen Reise kamen wir hinsichtlich unserer Ernährung wieder auf eine ziemlich kleine Ration Mehl herunter, und zwar auf „reines Mehl," d. h. ohne Begleitung von Thee, Bohnen oder Schinken. Um uns eine Abwechslung zu verschaffen, aßen wir bald nasses Brod, bald Mehlsuppe, fühlten uns aber zur Arbeit nicht besonders gestärkt. Wir hatten die traurige Gewißheit, daß wir uns, wenn unsere Vorräthe erschöpft seien, weder Wild noch etwas Anderes verschaffen könnten, und waren daher gar nicht unzufrieden, als wir am 23. September in der Nähe des Dorfes der Opichesaht am Flusse Somaß ein Lager von Holzfällern erreichten, die uns bereits erwarteten und uns ein Mahl vorsetzten, dem wir sein volles Recht angedeihen ließen. Noch an demselben Tage gelangten wir, den Fluß hinabfahrend, zu der großen Schneidemühle von Alberni am Barclay-Sunde, wo wir aufs Freundlichste empfangen wurden. Zweihundert Arbeiter, die wohl ein Dutzend von Völkern repräsentirten und unter denen nicht blos Indianer und Mischlinge verschiedener Stämme, sondern auch Kanaks von den Sandwich-Inseln waren, beschäftigten sich theils in der Mühle, theils in deren Nähe. Während der Zeit unserer Anwesenheit luden sieben Schiffe Bauholz für England, Californien, Chile, China und Australien ein und es ging in der Ansiedlung lebhaft zu.

Von unsern spätern Ausflügen will ich schweigen, da sie immer dasselbe boten. Wir durchkreuzten die Insel kreuzweise in sieben Richtungen und fanden noch mehrmals Andeutungen von Gold. Im Innern giebt es ziemlich viel Wild, doch schossen wir die drei Elennthiere, fünfundzwanzig Hirsche und zwei Biber,

Lagerzeichen.

die wir in unser Jagdtagebuch eintrugen, hauptsächlich am Anfang unserer Reise. Da man beim Gehen durch Gebüsche und Wälder zu viel Geräusch macht und der Forst selbst zu dicht ist, so sahen wir nur wenige wilde Thiere und von diesen meistens nur die Hinterviertel, die in der Ferne verschwanden. Die oben genannten Thiere, nebst einigen Bären, Panthern, Mardern und

Waschbären sind Alles, was der Reisende jemals auf dieser Insel sehen wird.

Der künftige Forscher wird keine Mühe haben, unsere Spuren aufzufinden, denn bei jedem Lager zeichneten wir die Bäume mit einem Beil und fügten die Inschrift hinzu, die sich auf unserm Bilde auf der vorhergehenden Seite zeigt. Der künstlerische Theil der Arbeit fiel gewöhnlich mir zu, obgleich ich die Expedition nicht als Holzschneider, sondern als Maler begleitete.

Sechstes Capitel.

Das Alaska-Gebiet.

Ankauf des russischen Amerika durch die Union. — Amerikanische Kritik des Geschäfts. — Entdeckungen von Gold und Kohlen. — Spöttereien der Presse. — Amerika für die Amerikaner. — Geographische Literatur des Stillen Meeres. — Werke über das russische Amerika. — Der Vertrag. — Die Telegraphen-Expedition. — Ihre Organisation. — Bevorzugung junger Leute.

Die kürzliche Erwerbung des russischen Amerika durch die Regierung der Vereinigten Staaten gehört zu den großen Ereignissen des Tages. Den bereits ungeheuren Besitzungen Onkel Sam's sind unter dem Namen Alaska 400,000 Geviertmeilen Land hinzugefügt worden und Rußland hat sich von einer abgelegenen Besitzung zweifelhaften Werths frei gemacht.*

Der Ankauf sollte nicht in aller Ruhe vollzogen werden. Als die Bevölkerung der Vereinigten Staaten davon erfuhr, wurde sie überrascht und ließ manche scharfe Kritik, manchen energischen Widerspruch laut werden. Diese Opposition ist nun größtentheils verstummt und der amerikanische Unternehmungsgeist hat die Hülfsquellen des Landes zu entwickeln ange-

* Durch diesen Kauf hat die Union zugleich einen der höchsten Berge der neuen Welt, den St. Elias, erworben.

fangen.* Zu Anfang war Herr Seward, der stets für den Urheber des Kaufplans gegolten, in keiner beneidenswerthen Lage. Das Geschäft galt für ein schlechtes, für eine verfehlte Speculation und Alaska wurde als „die neue Besitzung Walrussia" bezeichnet. In den Zeitungen New-Yorks und aller anderen großen Städte erschienen satirische Anzeigen, die „für unfruchtbare Ländereien und abgenutzte Colonien, untergegangene und unentdeckte Inseln, Eisberge, Polarbären, Vulcane und Erdbeben, die aber die Zuversicht des auswärtigen Amtes nicht erschüttern dürften," die höchsten Preise boten. Im Congreß machte man aus der Sache eine Parteifrage und schilderte die Colonie bald als ein Land, nicht des Ansehens werth, bald als ein Paradies. Thatsächlich wußte man und weiß noch heute wenig von dem Gebiet und die folgenden Zeilen mögen als ein erster und oberflächlicher Beitrag zu einer bessern Bekanntschaft mit Alaska betrachtet werden.

---

* An der Cooks-Bucht hat man Kohlen entdeckt und in einem Zeitungsblatt vom 30. Juli 1868 heißt es: „Vor einiger Zeit brachen mehrere Amerikaner aus Oregon nach dem Skena-Flusse in Alaska auf, von denen man später erzählte, daß sie im Königin-Charlotten-Sund mit einem Schooner verloren gegangen seien. Der amerikanische Consul in Victoria auf der Insel Vancouver macht jetzt bekannt, daß diese Leute wohl auf sind, und fügt hinzu, daß sie am Laquo-Flusse ein Goldfeld entdeckt haben und das kostbare Metall klumpenweise auflesen. Von Sitka aus bestätigt man diese Nachricht und theilt mit, daß jedes brauchbare Fahrzeug dazu benutzt wird, Abenteurer nach jener Stelle zu schaffen." Auch am Stekine, einem großen Strom in der Nähe der Grenze, der theils auf britischem, theils auf russischem Gebiete fließt, hat man Gold gefunden.

Später ist erzählt worden, daß eine Gesellschaft erbötig sei, Alaska gegen eine Zahlung von 10,000,000 Dollars in Gold, also für 3,000,000 mehr, als die Union an Rußland bezahlt hat, zu „übernehmen" und dem Congreß die Oberhoheit zu belassen. Der Zweck dieser Gesellschaft konnte natürlich nur der sein, Pelzhandel und Bergbau zu treiben und das Land überhaupt zu entwickeln.

In England und Amerika giebt es übrigens viele Politiker, welche diesen Kauf für den Anfang einer amerikanischen Besitznahme des ganzen Continents halten und vorhersehen, daß Canada mit dem ganzen britischen Amerika früher oder später ein Theil der Vereinigten Staaten werden wird. Ich urtheile unbefangen und muß gestehen, daß ich es um jener Länder und um unserer selbst willen für wünschenswerth halte, dies möge der Fall sein. Wir werden dann eine Last los, die viel Ausgaben verursacht und uns leicht einmal schwächen könnte, und jene Colonien ängstigen sich nicht mehr über periodisch wiederkehrende Gerüchte von einem Einfall und können, durch das Bewußtsein der Unabhängigkeit gekräftigt, wachsen und blühen. Unser Handel mit ihnen, damit ich mich auch über diesen Punkt offen ausspreche, wird um das Dreifache und Vierfache zunehmen. Kein Mensch wird mehr behaupten wollen, daß die Vereinigten Staaten, wenn sie „unsere Colonien" geblieben wären, die Fortschritte gemacht hätten, die eingetreten sind, und folglich würde auch unser Verkehr mit ihnen im gleichen Verhältniß beschränkt geblieben sein. Daß es die Bestimmung der Vereinigten Staaten ist, sich über den ganzen nördlichen Theil des Continents auszubreiten, ist meine feste Ueberzeugung.

Die geographische Literatur des Stillen Meeres ist eine reiche, aber der auf das russische Amerika bezügliche Theil muß als verhältnißmäßig beschränkt bezeichnet werden. Müller's Erzählung* von den Reisen Behring's und seiner Genossen nimmt unter den letzteren Werken die erste Stelle ein. Behring und Tschirikoff müssen als die eigentlichen Entdecker des Landes betrachtet werden und ihre Namen werden immer genannt werden,

* Müller: „Reisen von Asien nach Amerika."

wenn man von dem Norden des Stillen Meeres spricht. Den Spuren ihrer abenteuerlichen Reisen unmittelbar folgend, ließ eine Anzahl russischer Kaufleute des östlichen Sibiriens aus Ochotzk und den benachbarten Häfen Schiffe auslaufen, die Handel, besonders mit den Aleuten, treiben sollten. „Innerhalb einer Periode von zehn Jahren," sagt ihr Geschichtschreiber Coxe,* „wurden von diesen Privatleuten und auf deren eigene Kosten wichtigere Entdeckungen gemacht, als die Regierung mit allen ihren kostspieligen Bemühungen bisher veranlaßt hatte." Die chronologische Ordnung führt uns zunächst zu Byron, Carteret, Wallis und Cook. Der letztere namentlich zerstreute die Nebel, welche diese Küste umhüllten. Die Cooks-Bucht, Unalaska, der Norton-Sund, die Behrings-Straße wurden von dem großen Weltumsegler sämmtlich untersucht.

Indem wir den berühmten La Perouse, der die an den Elias-Berg angrenzenden Theile der Nordwestküste erforschte, und verschiedene spanische Seeofficiere, die für das russische Amerika so gut wie nichts thaten, übergehen, gelangen wir zu unserm Landsmann Vancouver, dessen sorgfältige Aufnahmen für die ganze Küste von San Francisco bis zur Cook's-Bucht noch heute Werth haben, und dessen großes Werk vom Publicum mehr anerkannt werden sollte, als bisher geschehen ist.

Rußland hat selbstverständlich für die Erforschung seiner Colonie viel gethan und einige seiner Seeofficiere nehmen unter den Geographen eine hohe Stellung ein. Lisiansky, Kotzebue und Lütke sind Namen, die der Mann der Wissenschaft eben so gut kennt, wie der Seefahrer. Von unsern Landsleuten haben Moore, Kellet, Collinson und M'Clure, während sie sich mit der Auf-

* Coxe: „Die russischen Entdeckungen."

suchung Sir John Franklin's beschäftigten, gewisse Theile der Küste untersucht* und Capitän Bedford Pim, der ausgedehnte Landreisen gemacht hat, steht auf einigen der früheren russischen Posten noch im besten Andenken. Das Innere des Landes war aber, von einem Besuch des Russen Zagoskin abgesehen, bis auf unsere Expedition nur selten bereist worden. Händler der russischen Pelzgesellschaft waren häufig dagewesen, aber ihre Berichte verschwanden im Archiv des Directoriums. Nach dem Abschluß des neulichen Vertrages sind alle auf Alaska bezüglichen Documente der Unionsregierung eingehändigt worden. Wir wollen hoffen, daß man sie im Interesse der Geographie prüfen und alle wichtigen Aufschlüsse, welche sie enthalten, veröffentlichen wird.

Der russisch-amerikanische Vertrag läßt die Grenzen im Osten und Süden so, wie sie 1825 von England und Rußland festgestellt worden sind. Die westliche Grenzlinie schließt die sämmtlichen Aleuten in sich und Attu wird als die westlichste der abgetretenen Inseln namentlich genannt. Die nördliche Grenze wird durch das Eis und den Schnee des arktischen Meeres bezeichnet.

Im Jahre 1865 begann die Westliche Verbindungs-Telegraphen-Gesellschaft von Amerika, die größte aller bestehenden Körperschaften dieser Art, mit der Ermittlung der besten Linie für den Telegraphen, der mittelst einer Kabellegung in der Behrings-Straße die alte und die neue Welt verbinden sollte. Der Urheber des Planes, der an sich als kein ganz neuer betrachtet

* Findlay's „Anweisung zur Beschiffung des Stillen Meeres" giebt einen erschöpfenden Ueberblick aller Reisen. Obgleich jetzt in Folge der schnellen Entwicklung der amerikanischen Nordwestküste etwas veraltet, wurde dieses Buch auf unseren Schiffen fortwährend benutzt und als ein unschätzbares Werk über den Gegenstand betrachtet.

werden kann, war Herr Collins, ein unternehmender Amerikaner, der seine Bemühungen mehrere Jahre fortsetzte, bis er von der russischen und britischen Regierung die erforderlichen Concessionen und Bodenabtretungen erhielt. 1867 ließ man das Unternehmen, für das man drei Millionen Dollars ausgegeben hatte, wieder fallen, nicht daß der Bau unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet wäre, sondern weil die Legung des transatlantischen Kabels geglückt war. Zu der Zeit, als unsere Expedition begann, hatte man zu dem großen transatlantischen Kabel kein besonderes Vertrauen, und namentlich hegten die Telegraphen-Ingenieure starke Bedenken.*

Ich brauche wohl kaum auszuführen, daß eine Expedition, die mehrere Hundert Reisende beschäftigte und auf beiden Seiten des Stillen Meeres, vom Fraser bis zur Behring-Straße und von dort bis zum Amur im Süden eine Strecke von sechstausend Meilen untersuchen ließ, zu unserer Kenntniß jener Gegenden etwas beigetragen hat. Wollte man alle unternommenen Reisen schildern, so brauchte man, wenn man sich auch blos an die Thatsachen hielte, fünf Bände gleich dem vorliegenden. Viele der gewonnenen Belehrungen befinden sich in den Händen der Telegraphengesellschaft oder im Besitz von Einzelnen und sind der Welt factisch verloren gegangen. Ich habe mich fast ausschließlich auf die Erzählung meiner eigenen Reise beschränkt, die sich ziemlich über zwei und ein halbes Jahr erstreckte.

---

* Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß dieses Unternehmen wieder aufgenommen wird, falls die atlantischen Kabel brechen oder unzuverlässig arbeiten sollten, obgleich es sehr bedeutende Kosten machen würde, die Linie zu bauen und in gutem Stande zu erhalten. Daß der Plan ausführbar ist, läßt sich nicht bezweifeln. Gewisse Theile der Linie, die zwischen New Westminster und der Quesnelle-Mündung (beide am Fraser) fertig gebaut wurden, dienen jetzt zur Beförderung von Depeschen. (S. Anhang.)

Oberst Bulkley, der Oberingenieur der Linie, verließ im Frühling des eben erwähnten Jahres San Francisco, wo die Expedition ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und machte in Sitka einen vorläufigen Besuch. Dort ließ er Dr. Fisher, unsern Oberarzt, zurück, um nähere Nachrichten einzuziehen, während er selbst zur Organisirung der Expedition nach Californien zurückkehrte. In Victoria auf der Insel Vancouver sah ich Oberst Bulkley zum ersten Male und trat sofort als Freiwilliger in die Expedition ein. Er freute sich sehr, daß ein Künstler ihn begleite, und wir schlossen eine Freundschaft, die durch längern Umgang immer inniger geworden ist. Oberst Bulkley flößte Allen, die ihn kennen lernten, Liebe und Achtung ein.

Unsere Expedition hatte eine militairische Organisation und jedem Mitgliede war eine besondere Pflicht zugewiesen. Die Hauptbeamten waren im ersten Sommer (1865) die folgenden:

Oberst Bulkley, Oberingenier.
Capitän Scammon, Chef der Marine.
Major Wright, Adjutant.
Major Chappel, Oberquartiermeister.
Lewis, zweiter Ingenieur.
Dr. Fisher, Oberarzt.
Major Kennicott (für den Yukon).
Lieutenant Mac Crea (für den Anadyr).
Major Abasa (für Sibirien).
Major Pope (für das britische Columbia).
Hauptmann Conway (für die Bauten).
E. K. Laborne, Dolmetscher.
Fr. Whymper, Künstler.

Ich würde zu unnöthig viel Raum brauchen, wollte ich die Zusammensetzung jeder Abtheilung und ihre Anzahl mittheilen. Ueberdies werde ich davon später zu sprechen haben und will daher an diesem Orte blos erwähnen, daß uns mehrere Herren begleiteten, die für die Smithson'sche Anstalt in Washington

Sammlungen anlegen wollten. Die namhaftesten derselben waren die Herren Dall, Rothrock, Bannister und Elliot. Major Kennicott, der sich früher Bekanntschaft mit dem Lande erworben hatte, wurde mit der Leitung der wissenschaftlichen Abtheilung betraut.

Die von Oberst Bullley ausgewählten Männer standen fast alle in jugendlichem Alter und über die Blüthe des Lebens war kaum einer hinaus. Der Oberst äußerte mehr als einmal, daß kein alter Mann und kein altes Weib an seiner Expedition Theil nehmen solle. Für die Auswahl kräftiger und „lebendiger" Männer hätte er keinen bessern Platz als San Francisco finden können. Dort ist so ziemlich Jedermann Reisender gewesen und hat sich die Eigenschaften erworben, die in einem neuen Lande von Werth sind.

Diese Vorliebe des Obersten Bullley für die Jugend, ihre Thätigkeit und ihren Aufschwung, ist allen Amerikanern eigenthümlich. Hier in England ist es mir zuweilen so vorgekommen, als ob die Jugend mehr für ein Verbrechen, als für einen Vorzug gelte und als ob Niemand mitgezählt werde, bis er wie alter Portwein „Körper" und „Alter" bekommen habe.

Siebentes Capitel.

Besuch in der Hauptstadt von Alaska.

Die Reise. — Der Sitka-Sund und der Hafen. — Baranow. — Früheste Geschichte. — Die Stadt. — Trinkwasser. — Ackerbau. — Die Russen in Californien. — Die russisch-amerikanische Gesellschaft. — Die Fischereien. — Die Kalosh-Indianer. — Russische Gastfreundschaft. — Sitka in neuen Händen. — Zwei Sonntage in einer Woche. — Kadjak-Eis. — Uebergabe von Alaska.

Am 30. Juli 1865 sagte ich Victoria mein letztes Lebewohl, bestieg den Dampfer Wright, welcher der Telegraphengesellschaft gehörte, und befand mich am folgenden Tage auf dem Wege nach Sitka, der damaligen Hauptstadt des russischen Amerika.

Unsere Fahrt, die in ruhigem Sommerwetter stattfand, war nicht besonders ereignißreich. Gleich zu Anfang hatten wir das Unglück, einen der Flügel unserer Schraube zu verlieren, wodurch die Bewegung des Schiffes natürlich etwas langsamer wurde. In Port Mac Neil, in der Nähe von Fort Rupert auf der Insel Vancouver, machten wir Halt, um einen kleinen Vorrath einheimischer Kohle einzunehmen, deren Werth für Dampfschiffe wir prüfen wollten.

Nachdem wir uns durch die Johnstone-Straße gewunden hatten, fuhren wir im Norden der Insel Vancouver und an der

Außenseite der Königin-Charlotten-Insel weiter. Ich erwähne dieser Thatsache, weil es allgemein bekannt ist, daß eine „innere Durchfahrt" existirt, die sich durch den Archipel von Inseln nördlich von Vancouver schlängelt. Im Winter kann diese Straße vielleicht die bessere sein, aber sie ist ein Umweg und schwer zu befahren.

Am 8. August erreichten wir die gefährlichen und von Felsen umgürteten Küsten des Sitka-Sundes und warfen unmittelbar darauf der Stadt Sitka gegenüber den Anker aus. Der Hafen ist klein, aber bequem und das Wasser gewöhnlich so glatt wie auf einem Mühlteiche. Er liegt unter 57 Grad 2 Minuten 45 Secunden nördlicher Breite und 135 Grad 17 Minuten 10 Secunden westlicher Länge.

Sitka oder Neu-Archangel ist bis jetzt die einzige Stadt des Landes und verdient daher eine gewisse Beachtung. Früher war sie ausschließlich das Hauptquartier der russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft, doch jetzt ist einiges Leben in die Stadt gekommen und diese wird wahrscheinlich an Größe bedeutend zunehmen.

Die Insel, auf der Sitka erbaut ist, gehört zu einer Gruppe, die 1741 von Tschirikoff, dem Gefährten Behring's, entdeckt wurde. Er war glücklicher als sein edler Befehlshaber und überlebte seine abenteuerliche Reise, die dritte und letzte in einer Reihe von wichtigen Fahrten. Die Insel wird nach Baranow benannt, welcher der eigentliche Gründer der Ansiedlung Neu-Archangel ist und die Angelegenheiten der russisch-amerikanischen Gesellschaft in den ersten Tagen ihres Bestehens, mithin in einer unruhigen und ereignißvollen Zeit, lange geleitet hat. Baranow war in Sibirien Kaufmann gewesen und verband mit seiner großen Begabung eine gute Erziehung, viel Muth und eine seltene Beharrlichkeit. Nachdem er diesen Posten gegründet hatte, machte der

Sitka oder Neu-Archangel, die Hauptstadt von Alaska.

benachbarte Stamm der Kalosh-Indianer den Russen manche Unruhe, ja im Jahre 1804, während der Statthalter gerade abwesend war, wurde fast die ganze Besatzung von ihnen überfallen und ermordet. Blos zwei Aleuten konnten sich auf die Insel Kodiak retten. Kurz darauf kehrte Baranow zurück und versicherte sich der Unterstützung der Flotte des Admirals Krusenstern, der damals eine Fahrt im Norden des Stillen Meeres machte. Beide bekriegten und belagerten die Kaloshen so lange, bis diese sich als besiegt erkannten und das Feld räumten, nachdem sie zuvor alle alten und hülflosen Leute, die nicht mit fortkommen konnten, erschlagen hatten. Auch später noch haben sie die Stadt bedroht und angegriffen und die Russen in steter Furcht erhalten. Zur Zeit unseres Besuches wurden die Wohnungen der Russen und der Indianer durch ein Pfahlwerk getrennt und kein Eingeborener durfte nach dem Dunkelwerden die Stadt betreten, wenn er nicht in einem Privathause zu thun hatte.

Während unseres Krieges mit Rußland wurde Sitka nicht übersehen. Nach dem zweiten Angriff auf Petropawlowsk, von dem später die Rede sein wird, erschienen die Admirale Englands und Frankreichs mit einem Theil der verbündeten Flotte an der Küste. In den Hafen drang übrigens von allen Schiffen des Geschwaders blos der englische Dampfer Brisk ein, der weiter keine Absicht als die hatte, sich zu überzeugen, ob Kriegsschiffe des russischen Kaisers dort anwesend seien. Zwischen der englischen und russischen Regierung war verabredet worden, daß das Eigenthum der Hudsonsbai-Gesellschaft und der russisch-amerikanischen Gesellschaft geschont werden solle. Das Blockaderecht hatten beide sich vorbehalten, doch kam es in diesem Falle nicht zur Anwendung. Den Admiralen genügte es, daß keine Schiffe oder Vorräthe der feindlichen Regierung vorhanden seien, und

Sitka, wo man keine besonderen Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen hatte, blieb unbehelligt.

Die Stadt liegt auf einem niedrigen Landstreifen, aber das Statthaltereigebäude erhebt sich auf einer felsigen Höhe etwa hundert Fuß über dem allgemeinen Niveau. Spitze und mit Schnee gekrönte Berge und dicht bewaldete Hügel stehen ringsum. Der Berg Edgcumbe auf der Insel Crooze der Stadt gegenüber, ein erloschener Vulcan von achttausend Fuß Höhe, ist die große Landmarke dieses Hafens, des nördlichsten an der pacifischen Küste Amerika's. Die Stadt sieht hell und heiter aus und die Umgegend ist pittoresk. Die Häuser sind gelb angestrichen und haben rothe Dächer von Eisenblech. Ein originelles, fremdartiges und gewißermaßen fossiles Ansehen erhält Sitka durch den hellgrünen Dom und Thurm der griechischen Kirche, durch die alterthümlichen Gebäude der russischen Pelzgesellschaft und durch die verwitterten abgetakelten Schiffe, die sich an die Felsen des Ufers dicht anschmiegen und, mit Dächern versehen, zu Magazinen dienen.

Als wir gelandet und an einer Batterie mit alten und schadhaften Geschützen vorbeigegangen waren, erblickten wir zuerst die Magazine und Lagerhäuser der Gesellschaft, in denen zuweilen Pelze von 200,000 Pfund Sterling Werth gelegen hatten. Sitka selbst trieb keinen großen Handel mit den Indianern, aber es war das Hauptquartier der Gesellschaft und nahm alljährlich die Rauchwaaren von einundzwanzig verschiedenen Stationen auf. Nachdem wir bei dem Statthaltereigebäude, das auf einem Felsen nistet und blos über eine Flucht steiler Treppen erreicht werden kann, vorbei waren, fanden wir das Bureau und die Werkstätten der Gesellschaft und eine Anzahl von Wohnhäusern der höheren Beamten. Links von der Straße liegt der Clubgarten mit

Sommerhäusern, Spielzimmern, Speisesälen und Schaukeln für die Kinder. Weiterhin zeigt sich die griechische Kirche und überschattet mit ihrem Dom und Thurm in orientalischem Stil ein einfacheres lutherisches Gotteshaus, das nur wenige Schritte von ihr entfernt ist. Weiterhin kommt das Clubhaus, in dem die unverheiratheten Beamten der Gesellschaft wohnten, das Schulhaus, das seine begabtesten Schüler nach Petersburg schickte, und endlich das Krankenhaus, ein sehr hübsches und reinliches Gebäude. Dahinter liegen noch einige Dutzend Hütten und Schuppen und einen Schritt weiter befindet man sich im Walde, durch den der einzige Spaziergang der Stadt führt.

Sitka erfreut sich der wenig beneidenswerthen Stellung, der Ort der Welt zu sein, wo es am meisten regnet. Der Regen hört blos dann auf, wenn man sicher auf Schnee rechnen kann. Warmes sonniges Wetter wird unfehlbar von Fiebern und Lungenleiden begleitet und die Gicht gilt für die unvermeidliche Folge eines Aufenthaltes in dieser Stadt. Ohne Zweifel liegt in den Dünsten, die sich aus den feuchten verwitterten Pflanzenstoffen entwickeln, der Hauptgrund, weshalb Sitka bei schönem Wetter ungesunder ist als bei schlechtem. Die Thatsache selbst wurde uns von allen Einwohnern versichert. Der Winter ist durchaus nicht streng, denn das Thermometer fällt selten unter 20 Grad Fahrenheit.

Die Zeitungen der Union haben über die landwirthschaftlichen Hülfsquellen der neuen Besitzung ungeheuer viel Unsinn geschrieben. Der Leser kann mir auf mein Wort glauben, daß der Bau von einigen Kartoffeln und andern Gemüsen Alles ist, was unter das Capitel des Ackerbaues gehört, und daß die Gerstenfelder, die in den erwähnten Artikeln figuriren, eine reine Mythe sind. Im ganzen Lande wird nicht ein Acker mit Getreide bestellt.

Eine längere Zeit, nämlich von 1812 bis 1841, hat die russische Gesellschaft in Californien, zu Roß und Bodega, Ansiedelungen besessen. Der Hauptfluß, den es in jenem Theile des Staates giebt, erinnert durch seinen Namen des Russischen Flusses an jene Periode. Im Jahre 1841 kaufte Hauptmann Sutter, ein wohlbekannter Californier der frühern Tage, die Besitzungen der Gesellschaft mit allen Vorräthen für 30,000 Dollars. Man unterhielt jene Ansiedelungen ausdrücklich zu dem Zwecke, Sitka und die übrigen Posten mit Lebensmitteln zu versorgen, und gab sie auf, als man es vortheilhafter fand, auf der Insel Vancouver von der Hudsonsbai-Gesellschaft zu kaufen. Nähere Angaben über diesen Gegenstand findet der Leser im fünften Bande von Wilkes' Beschreibung seiner Forschungsreisen.

Unter den Russen bestand die weiße und gemischte Bevölkerung von Sitka aus etwa achthundert Menschen, seit der amerikanischen Besitznahme ist sie auf ziemlich zweitausend gestiegen. Die Besatzung bildete eine Compagnie russischer Infanterie, deren Soldaten gestattet wurde, für die Gesellschaft um Geld zu arbeiten.

Die russisch-amerikanische Gesellschaft, die nach dem Muster der Hudsonsbai-Gesellschaft gebildet wurde, trat als förmliche Körperschaft 1799 ins Lebens, hatte aber als Verein von Händlern und Kaufleuten schon viel früher existirt. Die beiden Pelzgesellschaften geriethen mehrmals in Streit, bis die Russen den Engländern die Küste bis zum Chilcat-Flusse gegen eine jährliche Entschädigung überließen. Die einträglichste Station der Russen war die St.-Pauls-Insel, in der Pribülow-Gruppe der Behrings-See, welche ihnen die meisten ihrer Seeottern lieferte.

In der Nachbarschaft von Sitka gab es ausgedehnte Fischereien und nach den Sandwichs-Inseln und andern Märkten wurden jährlich 100,000 bis 150,000 Lachse ausgeführt. So

wie eine Bootsladung Fische am Lande ankam, stellten sich eine Anzahl ärmere Frauen, die zum Theil Indianerinnen waren, in zwei langen Reihen auf und besorgten das Reinigen und Ausnehmen der Fische mit großer Geschwindigkeit. Dann goß man einige Eimer Wasser über den Haufen und trug die Lachse zu den Kufen, wo man sie gleich in Lake legte. Jede Frau bekam für ihre Arbeit einen großen Fisch, der zwanzig bis dreißig Pfund wog und genau — nichts werth war. Wie man erzählt, ist der Lachs im Frühling in den Flüssen so häufig, daß Boote kaum fahren können. Entsteht ein starker Südostwind, so werden die Fische aufs Ufer geworfen, wo sie in ganzen Haufen verfaulen.

Die Kalosh-Indianer, die man in Sitka sieht, bewohnen die Küste zwischen den Flüssen Stekine und Chilcat. Zur Zeit unseres Besuches waren die meisten abwesend, im Winter sollen 2500 von ihnen zusammenströmen. Auch die Chilcat-Indianer kommen nach Sitka.

Diese Leute bewohnen rohe Häuser, die vor der Stadt eine lange Linie bilden. Es sind eigentlich blos größere Schuppen mit einem kleinen Eingange, der häufig rund ist, und mit einem Loch im Dache, durch das der Rauch fortzieht. Diese Häuser sollen wohl Nachahmungen der russischen vorstellen, wenigstens kommt der ganz ungewöhnliche Umstand vor, daß man außer dem Wohnzimmer noch besondere Schlafzimmer hat.

Die Kaloshen sind durchaus kein einnehmendes Volk und stehen in schlechtem Ruf. Ihre Kleidung besteht im Sommer blos in einer wollenen Decke. Häufig streichen sie ihr ganzes Gesicht schwarz an und bemalen sich zuweilen mit rothen, schwarzen und blauen Streifen und Flecken. Die Nadel von Knochen oder Metall, die sie durch ihre Unterlippe stecken, soll eine Andeutung der Reife sein und wird allerdings von Kindern nie

getragen. Sie scheinen ungewöhnlich träg zu sein und diese Eigenschaft erklärt sich aus der Thatsache, daß die Natur so freundlich gegen sie gewesen ist. Lachse giebt es in Ueberfluß, Hirsche und Bären sind durch die Jagd zu erlangen und der Beeren existiren unzählige. Ihre Canoes stehen denen der untern Küste weit nach und ihre Kähne von Fellen können sich mit denen des Norton-Sundes und der nördlichen Küste nicht messen. Ihre Särge sind interessant und enthalten blos die Asche des Todten.

Grabkasten der Kalosh-Indianer.

Diese Indianer verbrennen nämlich ihre Verstorbenen immer. Auf einem der Särge oder Gräber sah ich eine An$_{0-9}$l Gesichter abgemalt, von denen lange Flechten menschlicher Haare herabhingen. Jeder Kopf stellte ein Opfer der Wildheit des Verstorbenen dar. Bei seinen Lebzeiten wurde er ohne Zweifel höher geachtet, als wenn er nie eine Fliege gekränkt hätte. Alle ihre Gräber sind stark mit geschnitzten oder gemalten Gesichtern und andern Zeichnungen geschmückt.

Wir werden nicht leicht vergessen, wie zuvorkommend wir in Sitka aufgenommen wurden, dessen Einwohner uns die Abwesenheit des Statthalters Fürsten Maksutoff nicht wollten merklich werden lassen. Die russische Gastfreundschaft ist sprüchwörtlich und zog uns zuweilen Leiden zu. Der erste Satz der russischen Sprache, den wir lernten, war: „Petnatchit copla“ (fünfzehn Tropfen). Diese Quantität, die so bescheiden klingt, bedeutete gewöhnlich einen guten halben Becher eines unvermischten geistigen Getränkes irgend welcher Art, vom Cognac bis zum gewöhnlichen

Grabkasten der Kaloſh-Indianer.

Branntwein herunter, der selbst einem Californier zu stark sein würde. Ein solcher Becher wurde uns bei jeder erdenklichen Gelegenheit aufgedrungen und wir durften ihn nicht ausschlagen, wenn wir den Wirth nicht beleidigen wollten. Mein Gedächtniß weigert sich, mir zu sagen, wie oft wir Thee trinken mußten, der uns bald in Tassen und bald in Gläsern vorgesetzt wurde. Daß der oft beschriebene Samovar in keinem Hause fehlte, versteht sich von selbst. Uns zu Ehren wurden verschiedene Unterhaltungen, Bälle, Abendessen und ein Fest im Clubgarten veranstaltet und täglich hatten wir Besuch auf unserer Flotte von

vier Fahrzeugen, die sonderbarer Weise die einzigen im Hafen waren, obgleich die Gesellschaft viele Segelschiffe und Dampfer besitzt. Mit ihren Dienstboten lebten die Russen in großer Vertraulichkeit. Die Leute redeten ihren Herrn und die Hausfrau stets mit ihrem Taufnamen an und gebrauchten oft Abkürzungen. Hieß ein Herr z. B. Iwan, so nannten seine Diener ihn auch so, aber nannte sich seine Frau Friederike und ihr Mann redete sie mit Riekchen an, so machten es ihm alle seine Leute darin nach.

Sitka in den Händen der russischen Gesellschaft und Sitka in nordamerikanischem Besitz sind zwei wesentlich verschiedene Dinge. Schon denkt man an eine russisch-englische Zeitung, die mit doppelten Spalten gedruckt werden und in diesem Frühling (1868) erscheinen soll. Baustellen werden zu fabelhaften Preisen ausgeboten, für ein kleines Blockhaus fordert man zehntausend Dollars und es soll mich nicht wundern, wenn ich höre, daß man den Lachs für einen halben Dollar das Pfund bezahlt, daß ein Dutzend Salons, Hotels, Barbierladen und Lagerbierkeller eröffnet sind und daß die Wasserleitung von Sitka eine große Einnahme gewährt. Alle Berichte aus der Stadt, deren ich wohl zwanzig gelesen habe, stimmen in der Versicherung überein, „daß der Zufluß von Wasser kein Zeichen von Erschöpfung" wahrnehmen läßt.

In den guten alten russischen Zeiten soll es jedes Jahr hundertundachtzig kirchliche Festtage gegeben haben. Von nun an wird man blos Weihnachten, Neujahr, Washington's Geburtstag und den 4. Juli, den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, feiern. Wenn die erleuchteten Bürger des Landes diesen Vortheil benutzen wollen, so können sie sich in jeder Woche zwei Sonntage machen. Da die Russen von Osten und wir von Westen gekommen sind, so ist am Punkte des Zusammentreffens

natürlich ein Tag Unterschied entstanden, so daß der russische Sonntag in Sitka auf unsern Sonnabend fällt. „Kommt Jemand aus San Francisco," sagt eine californische Zeitung, „in Sitka nach seiner Berechnung am Freitag Abend an, so findet er am nächsten Morgen die Läden geschlossen und alle Geschäfte unterbrochen. Er verliert dann nicht blos diesen Tag, sondern auch den nächsten dazu, wenn er aus Gewohnheit oder aus Ueberzeugung den Sonntag feiern will. Auf der andern Seite wird der fromme Kaufmann aus Alaska im heutigen Sitka mit wahrem Abscheu sehen, daß der gottlose Amerikaner am Sonntag Kattun mißt oder Messer schleift, aber am Montag Morgen plötzlich ein reines Hemd anzieht, einen schwarzen Frack anlegt, durch die Nase spricht und jene feierliche und selbstzufriedene Miene annimmt, die unser nationale Ausdruck für religiöse Stimmung ist."

Wie ich vorhin bemerkte, lieferte Sitka selbst nur wenige Pelze, und es war daher ein großes Mißverständniß, daß im vorigen Jahre (1867) zahlreiche Juden und andere Händler dahin strömten, weil sie auf vortheilhafte Einkäufe rechneten. In San Francisco, das nicht zu den wohlfeilsten Orten der Welt gehört, konnten sie ziemlich zu denselben Preisen Pelze bekommen, und die Folge war, daß die nach Californien zurückfahrenden Dampfer mit verdrießlichen Juden gefüllt waren. Dagegen läßt sich im Norden des russischen Amerika, wohin sich freilich Wenige wagen werden, ein großer Handel entwickeln und die Energie der Amerikaner wird diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, falls die Schwierigkeiten der Fortschaffung bedeutender Mengen von Handelswaaren und Lebensmitteln nicht zu groß sein sollten. Später werde ich diesen Gegenstand in den Capiteln über den Jukon-Fluß wieder berühren müssen.

Eine Gesellschaft aus San Francisco erkaufte von den Russen die Erlaubniß, in St. Paul auf der Insel Kadjak Eis zu sammeln. Bekanntlich verbrauchen die Amerikaner bei Tisch mehr Eis als wir und können sich dasselbe in den atlantischen Staaten zu wahren Spottpreisen verschaffen. Californien ist vielleicht

Indianische Steinzeichnung: Russischer Soldat in Sitka.

der wärmste Staat der Union und will natürlich sehr viel Eis haben. Man gewinnt es aus einem künstlichen See, der einen Umfang von vierzig Ackern hat. Die Arbeiter sind sämmtlich Aleuten und beschäftigen sich in den drei bis vier Wintermonaten, in denen das Eis fest ist, mit dem Sägen und Verpacken der kalten Waare. Größtentheils wird dieser Luxusartikel in San

Francisco verbraucht, doch findet er auch nach den mexikanischen, centralamerikanischen und peruanischen Häfen seinen Weg. Kadjak,* das die Amerikaner jetzt ebenfalls besitzen, ist daher keine werthlose Erwerbung.

Die feierliche Uebergabe des russischen Amerika an die Behörden der Union fand am 18. October 1867 statt. Wie man sagt, wollte die russische Flagge durchaus nicht herunterkommen und verwickelte sich oben an der Stange. Als Jemand hinaufstieg und sie losmachte, fiel sie den russischen Soldaten, ihren verpflichteten Vertheidigern, auf die Köpfe.

Hier übergebe ich dem Leser das Bildniß eines Angehörigen der „Armee" von Sitka, das ich von einer indianischen Steinzeichnung, die ich besitze, copirt habe. Es sieht wie eine Caricatur aus, ist aber in der That eine ähnliche Wiedergabe der dummen Züge und der veralteten Uniform der frühern Vertheidiger des russischen Amerika.

---

* Am 5. September 1866 um vier Uhr Nachmittags wurde die Insel von einem sehr heftigen Erdbeben heimgesucht. Ein Augenzeuge berichtet an eine californische Zeitung: „Wir hatten am Schiff ein beängstigendes Gefühl, denn es war uns, als gingen wir mit Eisenbahnschnelligkeit über Felsen, und Sachen taumelten auf uns nieder, die beim heftigsten Sturm unbewegt geblieben waren. Leichtere Stöße wurden später in einigen der südlichen Theile der Insel noch vier Stunden lang wahrgenommen. Mächtige Felsen wurden aus der Erde gerissen und donnerten an den Bergen nieder, doch verlor Niemand sein Leben.

Achtes Capitel.

Fahrt im nördlichen Stillen Meer.

Abreise von Sitka. — Ukamok. — Onga. — Brandung dicht vor uns! — Vulcane im Unimak-Paß. — Die St.-Michaels-Insel. — Sondirungen in der Behrings-Straße. — Die Plover-Bai. — Die Tschuktschen. — Ihre Zelte und Canoes. — Ihre Körperkraft. — Die Kinder. — Der unvergleichliche „Naukum." — Ideen der Eingeborenen vom Telegraphen. — Der Caper Shenandoah. — Die Awatscha-Bai.

Während unseres Aufenthaltes in Sitka verschaffte sich Oberst Bulkley von der russischen Gesellschaft viele werthvolle Nachrichten und organisirte die für den Anadyr und den Jukon bestimmten Expeditionen. Lieutenant Mac Crea, dem der erstgenannte Fluß zugewiesen wurde, begab sich mit seinen Leuten auf den Schooner Milton Badger und fuhr vor uns ab. Die für den Jukon bestimmte Abtheilung wurde größtentheils von der Barke Golden Gate, die für unser Flaggenschiff galt, aufgenommen und auch ich betrat dieses Fahrzeug. Ich wurde der Gast des Capitäns Scammon, dessen Freundlichkeit ich viel zu verdanken habe.

Am 22. August verließen wir den Hafen von Sitka und die ganze Bevölkerung begleitete uns ans Ufer. Sie rief uns ein urkräftiges, aber etwas unregelmäßiges Hurrah nach, von dem das alte Werft beinahe einstürzte, und wir antworteten im

bessern Stil. In den ersten Tagen blieben wir in der Gesellschaft unsers Dampfers, der uns ins Schlepptau nahm. Am 28. sahen wir wieder Land, die mit Gras bewachsenen Abhänge und die schroffen Klippen der Insel Ukamok. Bäume zeigten sich nicht. Am 29. erblickten wir die Halbinsel Alaska, eine zerrissene, von Felsen umgürtete Küste, und am nächsten Tage zeigte sich Cap Iwanow, das uns in dieser Entfernung als Insel erschien. Später am Tage ließen wir in einer Bai der Insel Onga den Anker fallen. Wir liefen deshalb hier ein, um einige Kohlenlager zu untersuchen, von denen man wußte, daß sie an der Küste existirten. Es zeigte sich, daß es Lignit von geringer Güte war, der nicht einmal mächtig aufzutreten schien. Man hat die Lager bearbeitet und die Kohlen, jedoch nur in kleinen Mengen, an Bord der Dampfer der russischen Pelzgesellschaft benutzt. Am 31. August segelten wir in der Gesellschaft unseres Dampfschiffes weiter, aber in der nächsten Nacht verloren wir unsern Gefährten im Nebel. Am folgenden Morgen zeichnete ich ruhig in der Cajüte, als unser zweiter Aufwärter, ein wilder irischer Junge, den wir wegen der rothen Farbe seines struppigen Haars Ziegelkopf nannten, hereinstürzte und uns die angenehme Mittheilung machte, daß wir eine Brandung dicht vor uns hätten und Alle zu Grunde gehen müßten. Ich eilte aufs Verdeck und sah auf der Steuerbordseite, blos ein paar Hundert Schritte von uns entfernt, verschiedene sehr verdächtige Felsen, um die rings umher weiße Wellen brandeten und schäumten. Ein dicker Nebel hing in der Luft und so lange er anhielt, befanden wir uns in augenscheinlicher Gefahr. Capitän Scammon brachte übrigens das Steuer mit Hülfe seiner Officiere bald herum und wir fuhren mit unserm stark rollenden und taumelnden Schiffe in einer Nähe von hundert Schritten bei den Felsen vorbei. Wir be-

fanden uns neben einem Riff der Insel Sanak oder Halibut, deren Küste als gefährlich bekannt ist.

Am 3. September suchten wir eben durch die Unimak-Durchfahrt zwischen den Inseln Unimak und Ugamok zu kommen, als der Nebel sich öffnete und uns einen Blick auf den Vulcan Chichaldinskoi gestattete. Dieser Berg ist nach Lütke's Messung 8935 Fuß hoch und liegt auf der Insel Unimak. Er hat eine wahrhaft anmuthige Form. In der Nähe befindet sich ein zweiter, minder hoher Berg mit einem zackigen doppelten Gipfel, der eine unregelmäßige und seltsame Bildung hat. Am 4. Abends sahen wir den Vulcan sehr deutlich, da die Wolken ihn verließen, und konnten wahrnehmen, daß aus einer breiten Spalte in der Nähe des Gipfels Rauch aufstieg. Wir bemerkten in der Unimak-Durchfahrt noch einen zweiten Vulcan von fünftausend Fuß Höhe und in der Nacht sah Capitän Scammon von der Insel Akutun Flammen herüberleuchten. Die ganze Kette der Aleuten ist vulcanisch und lohnt allein einer Expedition.

Am 12. September kamen wir im Norton-Sund an, nachdem wir in der Behrings-See das rauheste Wetter gehabt hatten. Wir sahen jetzt die nördlichen Küsten des russischen Amerika zum ersten Male und wurden von dem dürren und verbrannten Ansehen des ganzen Uferstrichs überrascht. Die Berge wechselten stark in der Farbe und gingen von carmoisinrothen und rothen Schattirungen zu braunen und gelben Tinten über. Der Sommer dieses Landes ist kurz, aber intensiv heiß. Später in der Jahreszeit folgen auf heiße Tage frostkalte Nächte, wodurch der Pflanzenwuchs stark angegriffen wird.

Wir sondirten fortwährend, als wir in den Sund einliefen, und machten uns damit keine unnütze Arbeit, wie unsere spätere Erfahrung uns belehrte. Am 13. um zehn Uhr Morgens waren

wir vor der Insel St. Michael und hörten, daß unser Dampfer bereits dagewesen und nach der Behrings-Straße weiter gefahren sei.

Auf der Insel St. Michael oder Michaelowski befindet sich ein ziemlich bedeutender russischer Handelsposten, der ich später beschreiben werde. Major Kennicott ging gleich ans Werk, seine Leute mit ihren persönlichen Effecten und mit allen Vorräthen ans Land zu schaffen und den kleinen Dampfer Lizzie Horner, den wir auf unserm Verdeck mitgebracht hatten, in Stand zu setzen. Er war zur Schifffahrt auf dem Yukon bestimmt, erwies sich aber leider als unbrauchbar und wurde von uns im Norton-Sunde zurückgelassen.

Auf St. Michael fand Major Kennicott einen Indianer, der den Yukon bis zu seiner Verbindung mit dem Porcupine kennen gelernt haben wollte. Daß ein anderer Indianer eine bedeutend weitere Reise machte, wurde durch unsere Expedition veranlaßt. Oberst Bulkley fand nämlich einen jungen Knaben, der ihm so gefiel, daß er ihn in San Francisco erziehen zu lassen beschloß. Dies geschah natürlich mit der vollen Zustimmung seiner Verwandten. Als der Knabe Abschied nahm, sagte seine Mutter zum Obersten: „Lassen Sie ihn nichts als Gutes lernen." Hätte eine weiße Mutter mehr sagen können?*

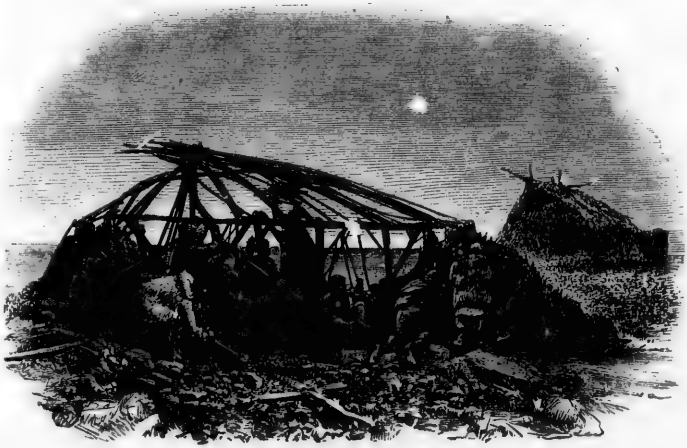
Am 17. trennten wir uns von unsern Freunden, die zur Erforschung des Landes zurückblieben, und wendeten unsern Schiffsschnabel der asiatischen Küste zu. Capitän Scammon nahm

* Dieser Knabe und ein zweiter, den wir von Petropawlowsk mitnahmen, machten in San Francisco hübsche Fortschritte. Oberst Bulkley hatte die Absicht, wenn sich beide bewährten, sie in den Dienst der Telegraphen-Gesellschaft zu nehmen. Als man den Plan fallen ließ, kehrten sie zu ihren Verwandten zurück. Auch einen Tschuktschen-Knaben aus der Plover-Bucht ließ Oberst Bulkley auf dieselbe Weise erziehen und Eingeborene der Aleuten nahmen wir verschiedene Male als Matrosen an Bord.

auf dieser Fahrt mehrere höchst interessante Sondirungen vor. Die Behrings-See ist als auffallend seicht bekannt, doch davon haben wohl Wenige eine Ahnung, daß die Walfischfänger gelegentlich, wenn das Wetter es erlaubt, in jedem Theile dieses Gewässers den Anker auswerfen. Zwischen dem 64. und 66. Grad nördlicher Breite beträgt die durchschnittliche Tiefe nicht ganz neunzehn und einen halben Faden. Wir fuhren zur Südseite der großen St.-Lawrence-Insel hinüber und fanden den Grund sehr eben. Bei St. Michael, dem Ausgangspunkte dieser Fahrt, ergab das Senkblei fünf Faden und die Tiefe nahm allmälig bis zu fünfundzwanzig Faden zu, die wir südöstlich von der St.-Lawrence-Insel fanden. Von da bis zur Plover-Bucht waren im Durchschnitt fünfunddreißig Faden und dann verminderte sich die Tiefe bis auf neunzehn Faden, die sich unmittelbar vor jener Bucht selbst ergaben. Der Boden bestand hauptsächlich aus weichem Schlamm und Sand, blos am östlichen Ende der St.-Lawrence-Insel brachte das Senkblei in der Nähe einer Felseninsel Kies mit herauf.

Am 22. sahen wir Land und zwar auf der Höhe von Port Providence, oder vor der Plover-Bucht, wie die Walfischfänger, welche hier ansprechen, jetzt immer sagen, nachdem der „Plover," eines der zur Aufsuchung Sir John Franklin's bestimmten Schiffe, im Winter von 1848 zu 1849 hier angelegt hat. Einen ausführlichen Bericht über diesen Aufenthalt findet man in des Lieutenants Hooper Werke: „Die Zelte der Tuski." Wir begegneten hier der Unannehmlichkeit, daß in Sicht der Bucht ein Sturm uns faßte und mehrere hundert Meilen gegen Süden zurücktrieb, so daß wir erst am 26. unsere alte Höhe wieder erreichten und glücklich einlaufen konnten. Unser erster Anblick war der Wright, der auf uns wartete.

Befindet man sich einmal in der Plover-Bucht, so ist man so sicher wie im Hafen. An ihrem südlichen Endpunkte wird sie durch eine lange Landzunge geschützt und es ist nichts Ungewöhnliches, hier im Sommer verschiedene Walfischfänger zu finden. Sie besteht aus zwei kleineren Becken, von denen das eine als Emma-Hafen bekannt ist; das andere werde ich später besprechen. Auf drei Seiten umstehen sie nackte Klippen und rauhe Berge,

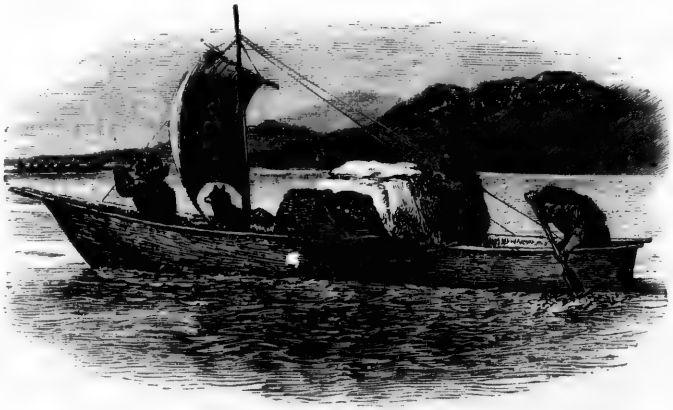


Gerüst eines Hauses bei den Tschuktschen.

bedeckt mit unzähligen Trümmern, die durch den Einfluß des Frostes entstanden sind. Mit Ausnahme eines offenen Landstriches in der Nähe des Emma-Hafens, auf dem gezähmte Rennthiere weiden, sieht man keine andere Pflanzen, als Moose und Flechten. Auf dieser offenen Stelle liegt ein Dorf der Tschuktschen, dessen Zelte aus Fellen bestehen. Man sieht die Ueberreste von Grundmauern, aber die Menschen, von denen diese Bauten her-

rühren, sind verschwunden. Bei den gegenwärtigen Einwohnern sind solche Häuser nicht in Gebrauch.

Obgleich diese Zelte von Fellen äußerlich ein ganz rohes Ansehen haben und mit jeder Art von Häuten, die von Walrossen, Seehunden oder Rennthieren stammen, gelegentlich auch mit einem Stück Segeltuch von einem Walfischfänger geflickt sind, so stellen sie doch eine Art von Kunstbau dar. Die Felle bekleiden nämlich ein Gestell von Walfisch- und Walroßknochen, die



Fellcanoe bei den Tschuktschen.

in bewunderungswürdiger Weise zusammengefügt sind (s. S. 95). In diesem Dorfe, das wohl wie kein anderes der Welt den schrecklichsten Winterstürmen ausgesetzt ist, findet man zu allen Jahreszeiten Menschen. Holz haben sie nicht und benutzen zum Erwärmen ihrer Zelte blos ihre Thranlampen. Auch bei ihren Canoes von Fellen bestehen die Gestelle häufig aus Knochen. Auf jeder Seite dieser Fahrzeuge, die das Gegenstück der grönländischen „Umiaks" sind, befindet sich gewöhnlich eine Seehunds-

haut, die man aufgeblasen und an den Enden fest zugebunden hat. Wenn das Canoe umschlagen will, verrichten diese Häute den Dienst von Auslegern. Diese Tschuktschen haben sehr starke Fischnetze, welche sie aus Streifen von Walroßhaut machen.

Die Tschuktschen sind stark gebaute Leute, doch hat die Sittlichkeit der Eingeborenen gerade dieses Dorfes durch Verkehr mit den Walfischfängern sehr gelitten. Ich habe einen Eingeborenen die unbequeme Last einer Zimmermannskiste, die zweihundert Pfund wog, ohne eine besondere Anstrengung tragen sehen. Sie sind ein heiteres Volk und nicht habgieriger, als die Wilden alle

Pfeife der Tschuktschen.

sind. Dem Theil unserer Leute, der von 1866 bis 1867 hier überwinterte, haben sie gewisse Dienste geleistet.

Die Kinder sind so dicht in Kleider von Rennthierfellen eingehüllt, daß sie wie wandelnde Säcke aussehen und sich ohne alle Gefahr umhertummeln können. Alle Einwohner ohne Ausnahme tragen Röcke, Beinkleider und Stiefel von Fellen, doch machen die Tage des Hochsommers eine Ausnahme, denn in dieser Jahreszeit sieht man alte Kleider von civilisirterem Ansehen zum Vorschein kommen, die offenbar bessere Tage gekannt haben und von den Matrosen der hier anlegenden Schiffe verkauft worden sind.

Den Taback raucht der echte Tschuktsche so, daß er den ganzen Rauch verschluckt. Ich habe gesehen, daß ein Raucher nach sechs bis acht Zügen, für den Augenblick vollständig berauscht, auf den Rücken gefallen ist. Bei den Pfeifen ist das Rohr bedeutend stärker als der Kopf und der letztere faßt blos eine verschwindend kleine Menge Taback.

Man sagt, daß die Tschuktschen die Alten und Schwachen erschlagen, jedoch nur dann, wenn das Opfer einwilligt. Zur Grausamkeit neigen sie nicht und betäuben den zum Tode bestimmten Alten, ehe sie ihm die Adern öffnen. Sie sollen ihren Zweck durch einen gewissen Stoff erreichen, der in die Nasenlöcher gesteckt wird, doch muß die ganze Erzählung wohl mit Vorsicht aufgenommen werden, wenn wir sie auch von einem aufgeweckten Eingeborenen bestätigen hörten, der von den Schiffscapitänen viel als Dolmetscher verwendet worden war und ein gebrochenes Englisch sprach.

Dieser Mann, der Naukum hieß, war uns bei verschiedenen Gelegenheiten von Nutzen und wurde von uns deshalb sehr verzogen. Einige seiner Bemerkungen verdienen mitgetheilt zu werden. Als man ihn in den Maschinenraum des Wright mit hinunter nahm, prüfte er Alles sorgfältig, schüttelte den Kopf und sagte feierlich: „Zu viel Räder, Mensch zu viel denken muß." Seine Neugier war unersättlich, wenn er an Bord kam. „Was ist das Kerl da?" war seine beständige Frage bei Allem, was er sah, mochte es nun ein Bolzen oder der Hauptmast sein. Einmal hörte er zwei Leute ziemlich warm mit einander sprechen und konnte nicht begreifen, wozu sie sich so aufregten. „Das Kerl verrückt?" fragte er.

Oberst Bulkley gab ihm einen vollständigen Anzug mit glänzenden Messingknöpfen und machte ihm noch viele andere

Geschenke. Einer unserer Leute bemerkte gegen ihn: „Nun, Naukum, jetzt wirst Du wohl bald ein König!“ „König sei verdammt!“ war seine außerordentlich radicale Antwort. Es wurde sehr merklich, wo er in der Schule gewesen sei. Die Walfischfänger benutzen gelegentlich solche Leute als Lootsen, Händler und Dolmetscher. Was Naukum betrifft, so weiß ich, daß ihm fünf Fässer mit abscheulichem Branntwein anvertraut worden waren, über die er eine befriedigende Rechenschaft gab.

Als man den wahrheitsliebenden Chippewa fragte: „Bist Du ein christlicher Indianer?“ antwortete er rasch: „Nein, ein Branntwein-Indianer.“ Und der ehrliche Tschuktsche würde dasselbe sagen. Alle diese Leute sind auf geistige Getränke ganz versessen. Die Händler verkaufen ihnen Branntwein von der gräßlichsten Art, der nicht hoch über den Mineralölen steht, mit denen wir unsere Lampen speisen.

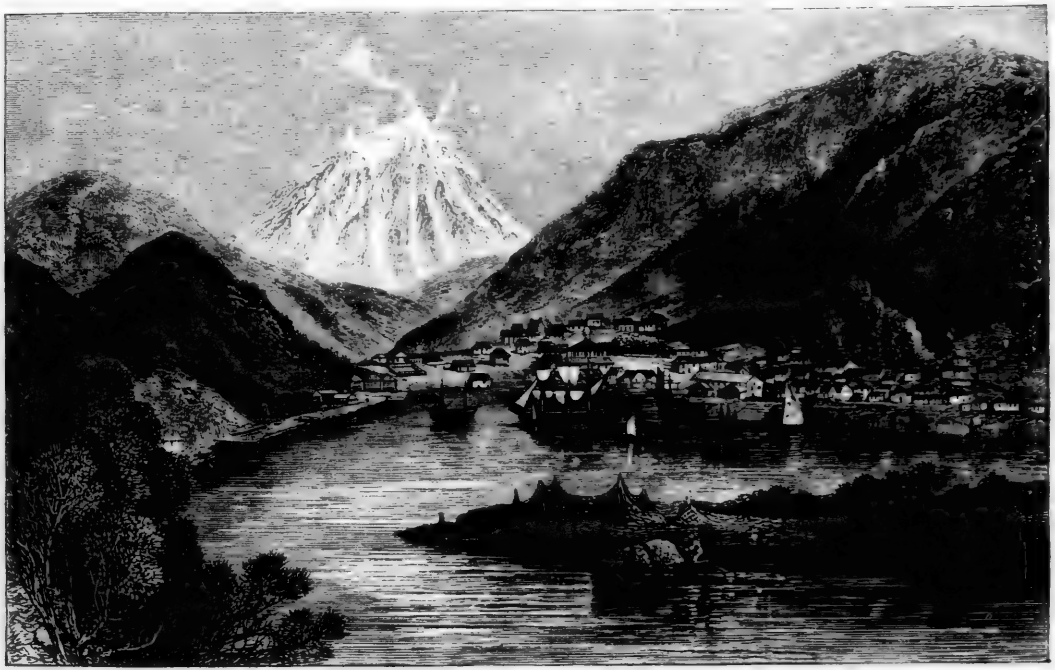
Das Telegraphenwesen schienen diese Leute im Allgemeinen zu verstehen und mochten vor unserer Ankunft von den Capitänen der Walfischfänger belehrt worden sein. Enoch, ein sehr verständiger und ruhiger Eingeborener, gab uns in den folgenden Worten einen allgemeinen Umriß der Linie: „Nehme an, Stange steht, spricht Mann in Plover-Bucht immerfort mit Mann in San Francisco.“ Diese Erklärung ist vielleicht ebenso gescheidt, wie ein Tagelöhner vom Lande oder einer unserer Straßen-Araber sie geben würde.

Wir hatten erwartet, dem berühmten und gefürchteten Shenandoah auf unserer Reise gegen Norden hier oder da zu begegnen. Die Geschichte ist jetzt eine alte und interessirt Niemand mehr, doch muß ich erwähnen, daß ich ein Augenzeuge der Verwüstung gewesen bin, die jener Caper angerichtet hat. Die ganze Küste war mit Trümmern der Fahrzeuge bestreut, die er verbrannt

hatte, und die Eingeborenen besaßen mehrere Boote und andere Ueberbleibsel seines wilden Treibens. Er war Ende Juni dieses Jahres (1865) aus dem Arktischen Meer und der Behrings-See abgesegelt, nachdem er zuvor dreißig amerikanische Walfischfänger verbrannt hatte. Die Offiziere und Mannschaften hatte er meistens nach San Francisco geschickt, wo ich später einen Herrn traf, der zu seinen Opfern gehörte. Ueber persönliche Mißhandlungen hatte er nicht zu klagen, wohl aber über den gänzlichen Verlust seines Privateigenthums. Der Capitän eines englischen Walfischfängers hatte mehrere Amerikaner durch seine Warnungen gerettet und wurde in Folge dessen von dem Caper bedroht.

Mit dem 26. September trat bei hellem Wetter eine scharfe Kälte ein, so daß sich bereits eine Eiskruste auf der Bucht bildete und unsere Taue mit Reif bedeckt wurden. Von guter Seite wurde uns mitgetheilt, daß die ganze Plover-Bucht im vorigen Jahre am 5. October zugefroren sei. Die kleinere Bucht, der Emma-Hafen, der vor der größeren liegt, hatte sich bereits zu Ende September geschlossen.

Am 29. bekamen wir günstigen Wind und segelten nach Petropawlowsk. An den folgenden Tagen hatten wir bald leichten Wind, bald kamen uns einzelne Stöße gerade entgegen, so daß wir erst am 14. October in die Avatscha-Bai einlaufen und den ersten Blick auf die großen Vulcane werfen konnten, die in der Landschaft der Halbinsel Kamtschatka einen so hervortretenden Zug bilden. Am Morgen des 15. liefen wir in jene Bucht ein und lagen bald an der Außenseite des Hafens von Petropawlowsk vor Anker, nachdem bereits mehrere der Fremden, die in der Stadt leben, an Bord gekommen waren.



Petropawlowsk auf Kamtschatka.

Neuntes Capitel.

Petropawlowsk und Rückkehr nach San Francisco.

Der Hafen. — Die Stadt. — Monumente. — Der Pelzhandel. — Kamtschatka im Allgemeinen. — Die Vulcane. — Der Angriff der Verbündeten von 1854. — Ihre Rückkehr im nächsten Jahr. — Der General Teste. — Rückfahrt im Dampfer Wright. — Ein Sturm. — Bau eines Schornsteins.

Der Hafen von Petropawlowsk wird durch eine der langen Landzungen beschützt, die ein allgemeiner Zug dieser Küste sind. Auf der Binnenseite findet man eine hinreichende Wassertiefe und auch auf der Außenseite kann man, da die ganze Bucht gut geschützt ist, ohne Furcht vor Stürmen ankern. Die Stadt umgiebt den Hafen auf der nördlichen und östlichen Seite und grenzt im Westen an ein Vorgebirge. Hinter ihr liegen steile Berge, die durch eine Lücke den großartig aufstrebenden Vulcan Koriatski sichtbar werden lassen. Derselbe ist über dreißig Meilen entfernt und sieht bei hellem Himmel so aus, als ob man bloß fünf Meilen zu ihm hätte. Mit Ausnahme einiger anständiger Häuser, in denen die russischen Beamten und die fremden Kaufleute wohnen, gewährt die Stadt keinen besonderen Anblick. Die Wohnungen der Aermeren sind sehr roh und meistens

bloße Hütten, die man aus ungeheuren Baumstämmen aufgeführt hat. Das einzige bemerkenswerthe Gebäude ist die alte griechische Kirche mit roth und grün bemalten Dächern und mit einem Glockenthurm, der vom Hauptgebäude völlig isolirt ist. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß die Stadt zur Zeit des Capitäns Clerke auf der sandigen Landzunge stand, daß wir aber dort weder Ueberreste noch andere Spuren wahrgenommen haben.

Behrings-Monument in Petropawlowsk.

Petropawlowsk war früher ein Militärposten und hatte eine weit stärkere Bevölkerung als heute. Jetzt stehen die Kosaken, welche die Besatzung bildeten, am Amur.

In der Stadt befinden sich zwei interessante Monumente, die zu Ehren Behrings und La Perouse's errichtet worden sind. Das erstere ist eine Säule von Gußeisen, die keine besondern Ansprüche machen kann, das letztere ein unbeschreiblicher Bau

von achteckiger Form, der aus Eisenblech besteht. Keiner der beiden Entdecker ist in Petropawlowsk begraben worden. Behring's Ueberreste ruhen auf der Insel, auf der er gestorben ist und die seinen Namen trägt, während La Perouse und seine unglücklichen Gefährten Schiffbruch litten und fast spurlos verschwunden sind. Vergebens suchten wir das Monument des Capitäns Clerke, Cook's Nachfolger, welches zur Zeit von Beechey's Besuch noch existirt hat. In einem Gehege, welches dem Hafencapitän gehört, zeigte man uns die ganz von Nesseln und Unkraut überwachsene Stelle, wo es früher gestanden hat.

Die russisch-amerikanische Gesellschaft hatte früher in Petropawlowsk und Kamtschatka Stationen, welche sie aber, wahrscheinlich durch die Concurrenz von Privathändlern dazu veranlaßt, aufgegeben hat. Der Zudrang zu dem Pelzgeschäfte ist in dieser Gegend so stark, daß dasselbe nur noch einen sehr mäßigen Nutzen gewährt. Für einen sibirischen Zobel bester Art zahlt man bis zu dreißig Dollars, zuweilen sogar in klingender Münze, und die Kaufleute müssen den eingeborenen Händlern und Jägern häufig lange vor der Zeit, in der sie die Gegenleistung zu erwarten haben, Waaren im Voraus geben. Petropawlowsk ist einer der Mittelpunkte des Pelzhandels, der Hauptmarkt aber ist Nischni-Nowgorod. Früher wurde Bolcherjetsk dafür gehalten, das jetzt zu einem unbedeutenden Dorfe herabgesunken ist, wie Kamtschatka überhaupt in seiner Bevölkerung wie in seinen Producten zurückgeht. Das Klima ist übrigens durchaus nicht so schlecht, wie man gewöhnlich glaubt. Oberst Bulkley erklärte es für besser als das von Canada und mehreren neuenglischen Staaten, und das steht außer Frage, daß Ackerbau betrieben werden kann. Rund um Petropawlowsk wird das Gras hoch

rend des kurzen Sommers so reif, daß man Heu machen kann, und in den Gärten der Stadt zieht man Gemüse.

Ich bin überzeugt, daß Kamtschatka einer genaueren Untersuchung verlohnte. Das Land ist theilweise besiedelt, die Kamtschadalen sind ein gutmüthiges, harmloses halbgebildetes Volk und die wenigen russischen Beamten und Ansiedler würden den Reisenden herzlich willkommen heißen. Für [illegible]steiger besitzt dieses Gebiet einen Reiz, der nicht leicht überschätzt werden kann. Die Halbinsel enthält eine Gebirgskette von Vulcanen großartigsten Charakters, die im Klutschewskoi eine Höhe von 16,000 Fuß erreichen sollen. In der Gegend unmittelbar hinter Petropawlowsk liegen drei Berge, der Koriatski, der Avatscha und der Koseldskai. Der erste derselben ist zwischen 11- und 12,000 Fuß hoch und eine Landmarke des Hafens, die sich nicht verkennen läßt.

Von dem Gipfel der steilen Höhen, die Petropawlowsk dicht umgeben, hat man eine prächtige Aussicht auf diese Gebirge, vor deren Fuß eine verhältnißmäßig ebene Gegend liegt. Diese ist übrigens mit üppigem Gras und Unterholz bedeckt und wird von zahlreichen Bächen durchschnitten, so daß sie im Winter leichter als im Sommer durchwandert werden kann. Südwestlich von der Stadt thürmt sich ein vierter Bergkegel, der Wilutschinski, über der Küste auf und ist eine der schönsten Zierden der Landschaft. Petropawlowsk ist häufig von Erdbeben heimgesucht worden, die zuweilen von Aschenregen aus offenen Vulcanen begleitet werden. Aus dem Koriatski sahen wir mehrmals Rauch aufsteigen.

Der Zweck unseres Besuchs war der, mit dem Major Abasa, einem russischen Herrn, der für unser Unternehmen gewonnen worden war und in Ghijega an der Spitze des Meeres von

Die Vulcane Koriatski, Awatscha und Koselskai auf Kamtschatka.

Ochotsk eine Station angelegt hatte, mittelst besonderer Couriere in Verbindung zu treten. Man kann auf der Halbinsel leichter reisen, als an der Küste jenes Meeres. Im Winter spannt man kleine sibirische Pferde, Rennthiere und Hunde vor die Schlitten. In Petropawlowsk wurden die Hunde jeden Abend gefüttert und verdarben uns durch ihr Heulen und Bellen manche Nacht. S. bekamen jeder täglich einen getrockneten Lachs und befanden sich viel besser, als ihre russisch-amerikanischen Vettern, die im Sommer für sich selbst sorgen mußten.

Man gewährte uns eine Gastfreundschaft, die fast keine Grenzen kannte. Mittagessen, Bälle und Abendgesellschaften folgten rasch aufeinander und ein Ausflug mit dem Dampfschiff in die Avatscha-Bai wurde gemacht. Eines der gewöhnlichen Gerichte war eine Pastete von Eiern und Lachsen, über die eine Rinde gebacken war. Der Lachs ist im Hafen und in den benachbarten Flüssen sehr häufig und wird in geräuchertem Zustande ausgeführt. Auch des Schlittenfahrens genossen wir, da kurz vor unserer Abreise Schnee fiel. Im Hafen bildete sich rasch Eis und es war oft nicht leicht, zur Küste zu rudern.

Es ist allgemein bekannt, daß im Jahre 1855, während des Krimkriegs, die Flotte der Verbündeten vor der Stadt erschien. Von diesem Besuche hat das Publicum einen ordentlichen Bericht erhalten, der besprochen und vergessen worden ist. Nicht so allgemein bekannt ist aber, daß ein früherer Angriff, den wir ein Jahr vorher machten, kein Gegenstand großen Rühmens ist. Unsere Seeoffiziere, namentlich diejenigen, welche im Stillen Meer gedient haben, kennen den Hergang sehr wohl, aber in größeren Kreisen hat ungewöhnlich wenig davon verlautet. Der Grund ist der, daß bei jenem ersten Angriff die erbärmliche kleine Stadt zu ihrem eigenen Erstaunen einen erfolgreichen

Widerstand leistete. Die Einwohner sind ganz stolz darauf und halten den Kampf von Petropawlowsk für eine der Entscheidungsschlachten der Geschichte.

Die Thatsachen, die ich dem Leser jetzt vorlegen werde, habe ich an Ort und Stelle, und nicht blos von den Russen, mitgetheilt erhalten. Ein Engländer, Herr Fletcher, der dreißig Jahre in der Stadt gelebt hat und mehrere fremde Kaufleute, die zur Zeit des Angriffs anwesend waren, bestätigten die russischen Angaben.

Im Herbst von 1854 am 28. August erschienen in der Avatscha-Bai sechs französische und englische Kriegsschiffe: der Präsident, die Virago, die Pique, die La Fort, Eurydice und der Obligado. Eine Kanone, die am Eingange in der Nähe des Leuchtthurms stand, wurde von den Russen abgefeuert und sagte den Einwohnern von Petropawlowsk, daß sie auf der Hut sein müßten. Admiral Price nahm sofort ein Recognoscirung des Hafens und der Stadt vor und brachte die Virago auf eine Entfernung von 2000 Schritten in Stellung.

Die Russen waren durchaus nicht unvorbereitet. Im Hafen, den eine über den engen Eingang gezogene Kette sperrte, lagen zwei Kriegsschiffe, die Aurora und die Dwina. Außerdem waren Batterien und Schanzen vorhanden, die mit etwa fünfzig Kanonen schweren Kalibers besetzt waren.

Die Virago eröffnete das Gefecht mit einem wohlgezielten Feuer, durch das mehrere Batterien für den Augenblick oder für immer zum Schweigen gebracht wurden. Die von der Stadt entfernteste Schanze auf dem westlichen Ufer wurde von Marinesoldaten erstürmt, die zu diesem Zwecke landeten. Die Geschütze wurden vernagelt. Von der Flotte der Verbündeten waren besonders vier Schiffe thätig, deren Feuer die Russen muthig erwiederten.

Vor der Stadt und auf der Landzunge befanden sich drei Batterien, nämlich zwei auf dem Endpunkte des Vorgebirges westlich vom Hafen und eine in einem engen Thal auf derselben Seite, das gegen die Avatscha-Bai hinläuft. Es ist dasselbe Thal, in dem das Denkmal La Perouse's steht.

Die Stadt war mit natürlichen und künstlichen Vertheidigungsmitteln wohl versehen. Die Berge treten so nahe an sie heran, daß ihr Rücken die einzige verwundbare Stelle zu sein scheint. Dort öffnete sich ein schmales Thal auf einen flachen Landstreifen, der unmittelbar an die Bai grenzte und den Truppen einen vortrefflichen Landungsplatz bot, obgleich eine Batterie auf ihm stand.

Nachdem unsere Schiffe eine neue Stellung genommen und die nächsten Batterien zum Schweigen gebracht hatten, wurden siebenhundert Matrosen und Seesoldaten ans Land gesetzt. Sie waren zur Hälfte Engländer, zur Hälfte Franzosen und wurden von Offizieren in großer Zahl begleitet, während zwei Amerikaner, welche die Gegend zu kennen behaupteten, die Führer machten. Sie rechneten auf einen ganz leichten Sieg und eilten auf die Stadt zu, ohne in dichtem Aufmarsch und militärischer Ordnung zu bleiben. An den Berghängen rings um diese Stelle wuchsen Büsche und kleine Bäume, hinter denen russische Scharfschützen lagen, die zwischen unsere Leute hineinfeuerten und zufällig oder in Folge ihrer Geschicklichkeit fast jeden Offizier niederschossen. Da die Leute ihre Feinde nicht sahen und ihre Führer verloren hatten, so wurden sie von einem panischen Schrecken befallen und zogen sich in Unordnung zurück. Man blies zum Rückzuge, aber von den Matrosen, die zu Lande außerhalb ihres Elements waren und mit Gebüsch und Unterholz zu kämpfen hatten, verirrten sich viele, die zum Theil von den

Schüssen ihrer eigenen Gefährten getödtet sein sollen. Eine Anzahl flüchtete jetzt auf einen Berg im Rücken der Stadt. Von ihren Feinden verfolgt und hart bedrängt, fanden viele ihren Tod, indem sie von den steilen Klippen hinunterstürzten, mit denen der Berg endet.

Die Einwohner staunten über ihren Sieg, aber sie wußten zugleich, daß sie die Stadt gegen einen kräftigen Angriff nicht vertheidigen könnten, und wollten sie schon räumen, als unsere Flotte die Anker lichtete und davonsegelte, um sich in diesem Jahr nicht wieder sehen zu lassen. Der plötzliche Tod unseres Admirals ist stets dem schlechten Ausgange dieses Angriffs zugeschrieben worden, da man weiß, daß er von keiner feindlichen Kugel getödtet worden ist.*

Ehe die Flotte im Mai und Juni 1855 ihren zweiten Besuch machte, hatte Jedermann mit Ausnahme der fremden Einwohner Petropawlowsk geräumt. Zu Anfang des Frühlings hatte das russische Geschwader den Befehl erhalten, die Stadt beim Aufbrechen des Eises ihrem Schicksal zu überlassen. In der That hatte die russische Regierung jeden Gedanken aufgegeben, einen so werthlosen Platz zu vertheidigen, und wir hätten ihn aus zwei Gründen nicht angreifen sollen. Erstlich war der Ort so unbedeutend, daß seine Eroberung keinen Ruhm brachte, und zweitens war er seit Cook's Zeiten stets wegen der Gastfreundschaft und Unterstützung, die er unsern Reisenden und Forschern gewährt hatte, berühmt gewesen.** Im Kriege ist nicht Alles erlaubt.

Als die Verbündeten zum zweiten Male landeten, fanden

* S. „Nautisches Magazin" vom October 1855. Der englische Verlust wird dort auf hundertundsieben Todte und Verwundete angegeben.

** Man erinnere sich an Cook, Cochrane, Beechey und Andere.

sie eine leere Stadt.* Sie bemächtigten sich eines russischen Walfischfängers und verbrannten einige Regierungsgebäude. Das Letztere soll unabsichtlich geschehen sein, oder war vielmehr das Werk roher Matrosen. Die Batterien und Schanzen wurden natürlich dem Erdboden gleich gemacht.

Wir besuchten sämmtlich das Schlachtfeld und fanden es noch mit den Bruchstücken von Bomben bestreut. Als wir von einer Bank in der Nähe der Stadt Ballast einnahmen, wurden verschiedene Kanonenkugeln mit herausgegraben. Das Monument La Perouse's war über und über mit Spuren von Flintenkugeln bedeckt.

In jener Zeit geschah es, daß ein alter französischer Capitän, der den Walfischfänger „General Teste" führte, den Händen der Russen durch eine geistreiche List entzogen wurde. In wahrer Seelenangst kreuzte er in der Behrings-Straße und war jeden Augenblick des Verlustes seines Schiffes gewärtig, als die Capitäne amerikanischer Walfischfänger sich seiner erbarmten und ihm halfen. Sie riethen vor Allem, den Namen Teste durch Washington zu ersetzen. Sein Schiff war nun der General Washington. Dann mußte er statt der Tricolore die Sterne und Streifen aufziehen. Schließlich bestimmten sie ihn, nachdem er sich lange geweigert hatte, für russische Gäste den stärksten Branntwein in Bereitschaft zu halten, und Dank dieser drei Mittel entging er der Entdeckung.

Am 31. October war ich wieder bei meinen drei alten Freunden vom „Wright" und am 1. November dampften wir aus der Avatscha-Bucht heraus. Beiläufig bemerkt, wie lange werden die Geographen dabei beharren, das so leicht aus-

* Eine Erzählung dieses zweiten Besuchs findet man in Tronson's „Reise nach Japan und Kamtschatka."

zusprechende Avatscha so zu behandeln, als wäre es ein schwieriges und kopfzerbrechendes Wort? Wir haben es in allen Formen, als Awatska, Awatscha, Awatcha und Avatska. Von einem langen Verkehr mit gebildeten Russen her weiß ich, daß „Avatscha" das Wort phonetisch wiedergiebt. Russische Wörter sollte man nie anders schreiben, als wie sie ausgesprochen werden.

Während der nächsten vierzehn Tage hatten wir sehr schlechtes Wetter, das sich am 14. zu einem Sturm steigerte und uns mehrere Unfälle brachte, die uns um unser Schiff besorgt machten. Der erste überraschte uns nicht wenig. Ein Tau schnappte ab und unsere Hauptstange schwang sich herum und schlug den Schornstein über Bord. Da das Wetter so stürmisch war, so blieb uns nichts weiter übrig, als die Ketten, die den Schornstein festhielten, durchzuhauen und ihn dann dem Bett des Oceans zu überlassen. Etwas später kam unser Steuergeräth aus der Ordnung und unser kleiner Dampfer tummelte nun so unbeholfen wie ein Klotz umher, da wir wegen jener beiden Unfälle nicht mit Dampf fahren konnten. Die Wellen stürzten alle drei Minuten über ihn weg und unser Bollwerk war so niedrig, daß wir jeden Moment erwarteten, das „Haus auf Deck" über Bord gespült zu sehen. An einigen Dutzend Stellen triefte es von Nässe und die Kajüten boten mit ihren Trümmern von Möbeln und allerlei Geräth einen jämmerlichen Anblick dar. Segel auf Segel wurde von plötzlichen Windstößen entführt und zuletzt führten wir gar kein Leinen mehr. Einige lange Streifen, die von den Stangen herunterhingen, deuteten allein noch die Stellen an, wo vordem Segel gewesen waren. Am 17. kamen wir in eine See, die uns zu verschlingen drohte. Ein wahrer Wasserstrom drang durch die hintere Kajüte ein, stürzte durch das

Deckenfenster und über die Treppe hinunter, löschte unsere Lampen und Feuer aus und ließ zwei Fuß Wasser zurück, in dem wir umherplätschern mußten. Die ganze Nacht schien unser Schiff unter Wasser zu fahren und unsere Matrosen wurden oft niedergeworfen und bekamen manche Beule, doch ging glücklicherweise keiner verloren. Kapitän Marston blieb sehr kaltblütig, begab sich selbst aufs Verdeck und harrte dort halb erfroren und alle Augenblicke mit Wasser überdeckt die ganze Nacht aus. Wir Leute vom Lande hofften kaum noch, unser heimisches Element je wieder zu sehen. Ich hatte manchen Sturm erlebt, aber dieser war doch der schlimmste von allen. Zum Glück war unser Schiff fest gebaut und unsere Pumpen befanden sich in vollkommener Ordnung.

Der Sturm dauerte fast eine Woche und führte noch weitere Unfälle herbei. Einmal drückte das Meer, das sich schneller als unser Schiff bewegte, so stark auf unsere Schraube, daß sie in Thätigkeit gerieth und uns schneller fahren ließ, als wir mit Dampfkraft jemals gefahren waren. Zuletzt hoben wir die Schraube aus, weil wir eine Beschädigung unserer Maschine befürchteten.

In dem Prachtzimmer der Kajüte auf dem Deck, das ich mit unserm Dolmetscher, Herrn Laborne, bewohnte, verwahrten wir einige Schachteln voll Seife. Da diese immerfort gegen den unter Wasser stehenden Fußboden gerieben wurde, so entstand der prachtvollste Seifenschaum, den man jemals gesehen hat, und verbreitete sich, unser Eigenthum nicht verbessernd, durch die Zimmerreihe. Als der Sturm vorüber war, öffneten wir unsere Schachteln und sahen, daß unsere Riegel Seife, die etwa achtzehn Zoll lang gewesen waren, die Größe von Siegellackstangen angenommen hatten.

Es wurde unbedingt nöthig, unsern verloren gegangenen Schornstein oder die Rauchstange, wie die Amerikaner stets sagen, durch etwas Anderes zu ersetzen. Nach längerer Ueberlegung war Herr Covert, unser Oberingenieur, mit einem Plane fertig. Er ließ seine Leute das eine Ende eines viereckigen Wasserbehälters abhauen und machte, indem er noch einige andere Tafeln Eisenblech zusetzte, einen Schornstein von zehn Fuß Höhe, der den Oefen hinreichenden Zug verschaffte. Covert's „Patent-Schornstein" war ein großer Triumph und b bei unserer Ankunft in San Francisco, die am 30. N .r erfolgte, nicht unbemerkt.

So endete unsere Reise von 1865, bei der wir manches Abenteuer erlebt und auf dem Meer 10,000 Meilen zurückgelegt hatten. Wir waren nicht böse darüber, daß wir nun wieder in unserm Hauptquartier in der „Bai-Stadt" waren und abermals am Culturleben theilnahmen.

Zehntes Capitel.

Reise im nördlichen Stillen Ocean.

Organisirung der Expedition. — Der durstige Arzt. — Unsere Flotte. — Abfahrt. — Wieder in Petropawlowsk. — Die russische Corvette. — Eine russische Hochzeit. — Hitze. — Internationaler Piknik. — Fahrt gegen Norden. — Behring's Reisen. — Schiffbruch. — Behring's Tod. — Der Golf von Anadyr. — Die wandernden Tschuktschen.

Den Winter von 1865 zu 1866 verlebte Oberst Bulkley mit seinem Stabe in San Francisco und hatte mit der Organisirung der verschiedenen Gruppen, in die wir uns nächsten Sommer theilen sollten, vollauf zu thun. Er miethete eine Menge von Arbeitern, durch die mit Hinzurechnung der Unterärzte, Quartiermeister und Führer unsere Expedition eine ansehnliche Größe erreichte. Unserer waren nicht weniger als fünfhundert „weiße Männer" und außerdem verwendeten wir im östlichen Sibirien noch Kosaken, im britischen Columbia Chinesen und aller Orten Indianer zum Setzen von Stangen, Erkunden des Wegs, Tragen von Lasten und anderen Arbeiten, die im Sommer und nächsten Winter vorkamen.

Unsere Flotte machte sich auf den Werften von San Francisco recht hübsch bemerklich. Wir hatten sieben größere und

mehrere kleinere Schiffe. Unser Dampfer Wright wurde ausgebessert, ein Klipper, die Nachtigall*, gekauft und ein großer wie zwei kleinere Flußdampfer für uns besonders gebaut. Barken besaßen wir fünf, von denen einige vorzügliche Fahrzeuge waren.

Während des Winters kamen ein Bevollmächtigter der russischen Regierung, Herr Anasow, und Herr Knox, der wohlbekannte Correspondent der großen New-Yorker Zeitungen, nach San Francisco. Beide Herren begleiteten uns auf unserer zweiten Reise.

Einen unserer Unterärzte mußten wir in San Francisco zurücklassen. Bald nach seiner Anstellung verrieth er eine große Zuneigung für aufregende Flüssigkeiten, hatte sein Gehalt rasch vertrunken und war nun in Verlegenheit, wie er sich seinen Bedarf verschaffen solle. In jeder unserer Arzneikisten befanden sich einige Flaschen Wein und Branntwein, die blos als Medicin dienen sollten. Diesen Vorrath hatte unser Doctor bei der Ausübung seines schweren Berufs bald entdeckt und auch bald ausgetrunken. Er brauchte mehr und witterte eine Kanne Alkohol aus, goß wenig, ganz wenig Wasser zu, hatte nun etwas Trinkbares und hielt es noch ein paar Tage aus. Der Leser denkt vielleicht, daß unser Held von der Flasche seine Laufbahn damit beendet hätte? Weit gefehlt. Gab es nicht Aethere, Tincturen und Spiritusarten, die in keiner rechtschaffenen Schiffsapotheke fehlen dürfen? Eine Flasche und Phiole Lavendel- und Pfeffermünz-Geist nach der anderen leerte sich in die unersätt-

* Die Nachtigall hatte eine merkwürdige Geschichte. Ursprünglich als Muster-Klipper gebaut und für die Londoner Ausstellung von 1851 bestimmt, hatte sie lange dem Sklavenhandel gedient, war endlich von einem Kriegsschiffe der Union genommen und während des Krieges zur Blockade mit verwendet worden. Jetzt hatte sie die Ehre, das Flaggenschiff unserer Expedition zu sein.

liche Kehle. Nun war noch der aufgelöste Kampher und Myrrhen-, Rhabarber- und Aloe-Tinctur übrig, aber nicht lange mehr. Als nichts mehr vorhanden war, als Laudanum, verschwand auch das auf demselben Wege. Jetzt wurde seine Schwäche entdeckt und er seines Dienstes entlassen.

Ohne diesen Unterarzt verließen wir am 23. Juni 1866 Californien und erreichten nach einer Fahrt, auf der wir nichts Besonderes erlebten, Petropawlowsk. Unsere Reise dauerte einunddreißig Tage, in denen das Wetter immer vortrefflich war und das Meer seinem Namen des stillen Ehre machte. Unser kleiner Dampfer, der jetzt im besten Styl herausgeputzt war und stärkere Stengen und mehr Segel als früher führte, konnte hinsichtlich seiner Einrichtung und seines Aeußeren fast für eine Dampfyacht gelten, und unsere Fahrt wurde wegen der angenehmen Gesellschaft an Bord zu einem bloßen Sonntags-Ausfluge, zu dem reinen Gegenstück unserer Rückfahrt. Am 25. Juli waren wir im Hafen von Petropawlowsk, wo der Variag, eine russische Corvette, bereits auf uns wartete. Der Variag war ein schönes Dampfschiff von 2156 Tonnen und sein Befehlshaber, Capitain Lund, setzte sich sofort, seinen Weisungen gemäß, mit unserem Oberingenieur, Oberst Bulkley, in Vernehmen.

Am Tage unserer Ankunft feierte man zwei russische Hochzeiten, zu denen wir insgesammt eingeladen wurden. Die Ceremonie begann in der alten griechischen Kirche um fünf Uhr Nachmittags und war ziemlich lang und ermüdend. Die Versammlung stand und mußte wohl stehen, da es in der Kirche keine Sitze gab. Es ist Sitte, die Braut und den Bräutigam zu krönen. In diesem Falle trugen die Bräute sehr künstliche Kopftrachten und die würdigen Brautführer, die „besten Leute" der ganzen Stadt, mußten die Kronen drei Viertelstunden lang

einige Zoll über den Köpfen der Bräute halten. Sie werden nicht wenig froh gewesen sein, als die beiden Paare richtig zusammengegeben waren. Wir wenigstens waren es, denn wir steckten in dicht zugeknöpften engen Uniformen und sahen besser aus, als wir uns befanden.

Wenn die Brautleute, wie es hier der Fall war, den unteren Ständen angehören, so bittet man irgend einen wohlhabenden Mann, das Amt des Ceremonienmeisters zu übernehmen. Es versteht sich dabei von selbst, daß er alle Kosten zu tragen hat. Bei dieser Gelegenheit war Herr Philippeus*, ein Kaufmann, dessen Schiffe alljährlich von Hongkong nach Kamtschatka und den benachbarten Küsten fahren, das Opfer. Bereitwillig übernahm er die Bürde und gab der ganzen Stadt, den Offizieren des Variag, uns und den Capitänen der im Hafen liegenden Schiffe ein großes Fest. Es waren so viele Leute eingeladen, daß kein Haus genug Raum darbot. Die Gesellschaft wurde daher getheilt und die Gäste in zwei Gebäude geführt, die in der Hauptstraße einander gegenüberlagen. Draußen spielte die Musik des Variag und ein Bote lief immerfort zwischen den beiden Häusern hin und her, um die fröhlichen Gäste hüben und drüben von jedem neuen Hoch zu unterrichten. In dieser schläfrigen und halbtodten Stadt wird wohl nie ein solches donnerndes Hochrufen gehört worden sein.

Nach dem Hochzeitsfeste folgten wir einer Einladung in das Haus des Hafencapitäns, wo wir mit großer Energie bis zu den ersten Stunden des nächsten Morgens tanzten. Die

* Herr Philippeus geht mit seinen werthvollen Pelzen jährlich über den Amur und Sibirien nach Petersburg und kehrt über Suez nach Hongkong zurück. Als wir ihn kennen lernten, hatte er diese lange Reise bereits fünfmal gemacht.

Bräute mußten mit jedem anwesenden Herrn tanzen und boten ein unterhaltendes Schauspiel dar, wie sie von einem Arm in den anderen gingen. In einem einzigen Walzer hatte jede zehn bis zwölf Tänzer. Petropawlowsk hatte für die eingeladenen Herren nicht Tänzerinnen genug und es wurden daher einige sehr reinliche und anständige kamtschadalische Bäuerinnen herbeigeholt. Unsere Bemühungen, uns mit den letzteren zu unterhalten, waren höchst lächerlich und gänzlich erfolglos. Mit unseren russischen Freunden vom Variag kamen wir vortrefflich aus und fanden in ihnen angenehme Gesellschafter.* Am nächsten Tage machten die jungen Frauen und ihre Verwandten Danksagungs-Besuche.

Wir fanden Petropawlowsk in seinem Sommerkleide und sahen wilde Blum[illegible] hohes Gras und Moskitos im Ueberflusse. Das Thermometer stieg auf [illegible] 30 Grad R. im Schatten und ich nickte beim Zeichnen im Freien oft ein, woran freilich die beständigen Festlichkeiten zum Theil schuld sein mochten. Eine dreimonatliche russische Gastfreundschaft werden die Wenigsten aushalten und für mich waren die vierzehn Tage unseres Aufenthaltes das schwerste Stück Arbeit, das ich in meinem Leben verrichtet habe. Diese Arbeit fiel noch dazu in die Zeit der größten Sommerhitze und Alles trug Seide, Drell, Alpaca [illegible] andere leichte Stoffe, die in tropischen Ländern üblich sind. Unsere vorgefaßten

---

* Diese Herren sprachen sämmtlich, zum Theil sogar fließend, Französisch und Englisch, oder vielmehr Amerikanisch. Der Leser begreift gewiß sehr leicht, daß das Französische, die frühere Hofsprache, in Folge des Krimkriegs in Ungnade fiel, aber das ist ihm wohl unbekannt, daß ein Befehl erging, an den Universitäten und Schulen die englische Sprache durch die amerikanische zu ersetzen. So wenigstens sagte mir ein intelligenter russischer Offizier.

Ideen von Kamtschatka wurden vollständig über den Haufen geworfen.

Nie vergesse ich ein internationales Piknik, das während unseres Aufenthaltes stattfand und bei dem sechs bis acht Länder vertreten waren. Da gab es europäische und asiatische Russen vom Finnen bis zum Kamtschadalen, Amerikaner aus dem Norden und aus dem Süden, Engländer, Franzosen, Deutsche und einen Italiener.

In einem Babel von Sprachen plaudernd, gingen wir gemächlich einen Bergpfad hinauf, der an der schönen Avatscha-Bai hinläuft und uns zu einem offenen, angenehm beschatteten Rasenplatz führte, wo die Bedienten und Matrosen eben die Körbe auszupacken anfingen. Das Wetter war köstlich, nicht die kleinste Welle kräuselte das blaue Wasser zu unseren Füßen, die Luft war mit Blumenduft gefüllt und wäre nicht gelegentlich ein Moskito gekommen, so hätten wir ganz vergessen, daß wir noch auf der Erde wären. Und nun — Segen aller Segen! — ließen wir nicht bloß wohlriechende Rauchwölkchen aufsteigen, sondern wurden von unseren freundlichen Damen, die zum Theil desgleichen thaten, noch darin ermuntert. Bei allen Festen und auch bei den ruhigeren Familiengesellschaften wurden mit dem Thee und Kaffee stets Cigarren und Cigaretten herumgereicht und die Damen blieben mitten unter uns. Wäre es doch in unserem sonst so glücklichen Lande ebenso! Als wir der Gesellschaftsspiele, von denen eines unserem Pantoffelsuchen ähnelte, des Singens und Hochausbringens müde waren, setzten wir uns zu einem ländlichen Mahl und verließen unseren Rasenplatz nicht eher, als bis der Himmel mit funkelnden Sternen besät war.

Es würde kein leichtes Unterfangen sein, all die Freundschaft, mit welcher die Russen und die fremden Kaufleute uns

überhäuften, gebührend anzuerkennen. Die Herren Pflüger, Peirce und Hunter, die deutschen und amerikanischen Häusern vorstanden, thaten Alles, uns den Aufenthalt angenehm zu machen.

Die Herren Anasow und Knox verließen uns jetzt und wurden vom Variag zu verschiedenen Punkten des Meeres von Ochotsk geführt, um von da später nach Nikolajewsk an der Mündung des Amur zu gehen. Von diesem letzteren Punkte machte Herr Knox seine Reise über Sibirien nach Petersburg.

Wir verließen Petropawlowsk am 6. August und dampften an der Küste hinauf, indem wir einige Tage in Sicht des Landes blieben. Die Küstenlinie ist nicht blos zerrissen und großartig, sondern erhält auch durch die ewig wiederkehrenden vulcanischen Kegel einen schönen und interessanten Charakter.

Viele dieser Berge waren in dieser Jahreszeit vom Schnee völlig frei. Der Vulcan Koriatski, der sich uns im vergangenen Herbst als eine einzige Schneemasse gezeigt hatte, enthüllte uns jetzt seine ungeheuren dürren Felsenwände.

Am 8. August kamen wir bei dem Vorgebirge vorbei, das in den beiden Caps Kamtschatka und Stolbovoy endet. Sie sehen, da das angrenzende feste Land niedrig ist, wie zwei Inseln aus. Im Grunde bemerkt man dies an allen Küsten, aber hier tritt es besonders bemerklich hervor. Ein sehr auffallendes Beispiel ist die St.-Lawrence-Insel in der Behrings-See, bei der ich zweimal vorbeigefahren bin. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß das scheinbare allmälige Heraufsteigen einer Küste, wie man es beim Näherkommen von der See aus bemerkt, ein weit besserer Beweis für die runde Form der Erde ist, als das gewöhnlich benutzte Beispiel eines Schiffes, das man mit den Mastspitzen zuerst und dann immer tiefer herunter bis zum Rumpf sehen soll. Die Annahme, daß man ein Schiff

so näher kommen sehen muß, ist natürlich richtig, aber man sieht es im wirklichen Leben selten so. Es geschieht häufig, daß selbst die großen Segel eines Schiffes bei gewissem Licht am fernen Horizont kaum bemerkbar sind, während die dunkeln Umrisse einer unregelmäßigen und von Felsen begrenzten Küste von Jedermann gesehen werden. Zuerst zeigt sich ein Bergkegel, der in einsamer Größe über die Uferlinie hervorragt, obgleich er vielleicht weit hinter ihr liegt, dann treten Höhen und Hochlande hervor, dann die Klippen und niedrigeren Erhebungen und schließlich die Flächen und Buchten.

Vom Cap Kamtschatka ergießt sich der Fluß gleichen Namens in die Behrings-See. Von seiner Mündung segelte Behring, dessen Name mit dieser Küste ewig verbunden sein wird, bei seiner ersten Reise ab. Er verdient unter die größten Entdecker des vorigen Jahrhunderts gezählt zu werden und doch sind seine Reisen wenig bekannt. Er war ein Däne, den der Ruf Peter's des Großen in den russischen Dienst lockte, und der Plan zu seinen Fahrten wurde von diesem scharfsinnigen Monarchen entworfen. Peter erlebte übrigens die Ausführung desselben nicht. Behring's hauptsächlichste Aufgabe bestand darin, zu ermitteln, ob Asien und Amerika von einander getrennt seien, oder ob ihre Küsten an irgend einem Punkte zusammenhingen. Müller, Behring's Biograph, der ihn zu Lande begleitet, aber keiner seiner Seereisen beigewohnt zu haben scheint, sagt: „Die Kaiserin Katharine, die es sich zur Pflicht gemacht hatte, die Pläne ihres verstorbenen Gemahls in allen Punkten auszuführen, begann ihre Regierung gewissermaßen damit, eine Expedition nach Kamtschatka auszuführen." Vitus Behring sollte den Befehl übernehmen und von zwei Lieutenants, Martin Spanberg und Alexei Tschirikow, unterstützt werden. Am 5. Februar 1725 verließen

die drei Männer Petersburg und begaben sich über Sibirien nach dem Meere von Ochotsk. Man kann sich eine Idee von der Schwierigkeit der Reise zu Lande in jener Zeit machen, wenn man weiß, daß sie mehr als zwei Jahre dazu brauchten, ihre Ausrüstung nach Ochotsk zu schaffen. Von dort fuhren sie in einem Schiffe, das für sie besonders gebaut worden war, nach Bolcherjetsk in Kamtschatka hinüber und transportirten im folgenden Winter ihre Lebensmittel und Schiffsvorräthe nach der Stadt Neu- oder Nischni-Kamtschatka. „Am 4. April 1728," erzählt Müller, „wurde ein Boot gleich den Postschiffen, die man in der Ostsee braucht, auf den Stapel gebracht und am 10. Juni ins Wasser gelassen und Boot Gabriel benannt." Am 20. desselben Monats stachen sie ins Meer. Behring folgte der Ostküste Sibiriens und Kamtschatka's und entdeckte die St.-Lawrence-Insel. Er kam bis zu 67 Grad 18 Minuten nördlicher Breite und sah dort die Küste gegen Westen umbiegen, woraus er den Schluß zog, daß er den äußersten Punkt Asiens erreicht habe und daß eine Verbindung zwischen den beiden Continenten nicht stattfinde. Im Hauptpunkte hatte er Recht, aber ganz falsch war seine Annahme, daß die asiatische Küste von dem Punkte, den er erreicht hatte, ihre westliche Richtung zu nehmen beginne. Er kehrte zum Kamtschatka-Flusse zurück, ohne daß sein Schiff besonders beschädigt worden wäre. Die zweite Fahrt seiner ersten Expedition brauchen wir nur kurz zu berühren, da er sich durch Gegenwinde in die Unmöglichkeit versetzt sah, seinen Plan der Entdeckung der pacifischen Küsten Amerika's auszuführen. Er umsegelte darauf die Südspitze von Kamtschatka und kehrte über Ochotsk nach Petersburg zurück.

Die zweite Expedition Behring's war an Abenteuern reich und erregt die größte Theilnahme. Er brachte sie mit seinen

beiden getreuen Lieutenants in Vorschlag und erhielt von der Regierung eine Anzahl von Schiffslieutenants und Seecadetten zugewiesen. Müller sagt: „Die Zwecke seiner ersten Reise kamen nicht wieder in Frage, da sie für erreicht galten. Dieses Mal erhielt er den Befehl, sowohl gegen Osten zum amerikanischen Continent hinüber, als gegen Süden bis Japan Reisen zu machen und zu versuchen, ob die nordische Durchfahrt durch das Eismeer, die von den Engländern und Holländern so oft aufgesucht wurde, nicht zu entdecken sei. Der Senat, die Admiralitäts-Behörde und die Akademie der Wissenschaften trugen sämmtlich zur Ermöglichung des wichtigen Unternehmens bei." Mehrere Männer der Wissenschaft — Johann Georg Gmelin, Louis de Lisle de la Croyere, S. Müller und der Student Steller — erboten sich Behring zu begleiten und wurden zugelassen. Zwei dieser Herren gingen nie mit in See und beschränkten sich auf Forschungen in Sibirien. Einer von Behrings Untergebenen, Spanberg, machte in dieser Zeit eine Fahrt von Ochotsk nach Japan, die wir bei unserer Erzählung von Behring's Schicksalen unberücksichtigt lassen können.

Nachdem die Schwierigkeiten des Transports aller Nothwendigkeiten und des Bauens von Schiffen überwunden waren, lief man am 4. Juli 1741 aus, dieses Mal aus dem Hafen von Petropawlowsk. Am 20. desselben Monats wurden die Schiffe der kleinen Flotte durch einen Sturm getrennt und jedes setzte nun seinen Weg allein fort. Unsere Seefahrer entdeckten mehrere der Aleuten und andere, der amerikanischen Küste näher liegende Inseln und hatten mit den Eingeborenen manches Abenteuer zu bestehen. Zuletzt trat der Scorbut unter ihnen auf und zwang Behring, umzukehren und die Küste von Kamtschatka aufzusuchen. Die Krankheit nahm zu und schwächte die

Mannschaft dergestalt, daß zwei Matrosen, die am Steuer standen, von Andern geführt werden mußten, die auch kaum zu gehen im Stande waren. Wenn einer nicht länger mehr steuern konnte, so trat ein anderer, der in keinem viel bessern Zustande war, an seine Stelle. Man durfte nicht viele Segel aufziehen, denn es gab Niemand, der sie im Fall der Noth einziehen konnte. Endlich zeigte sich Land und nachdem man Kriegsrath gehalten hatte, segelte man darauf zu und warf nahe an der Küste den Anker aus. Da erhob sich ein Sturm und trieb das Schiff den Felsen zu, die es bereits berührte. Man warf einen zweiten Anker, aber er hatte noch nicht recht Grund gefaßt, als das Ankertau in Stücke zerrissen wurde. Eine hohe See trieb das Schiff über die Klippen weg, hinter denen übrigens ruhigeres Wasser war. Nachdem die Matrosen ausgeruht hatten, ließen sie das Boot ins Meer hinab und einige fuhren an die Küste. Auf der Insel fand man nur wenig Treibholz und gar keine Bäume, doch stellte man einen geschützten Raum her, indem man einige kleine Schluchten überdachte, die in der Nähe des Strandes lagen. „Am 8. November begann man die Kranken ans Land zu schaffen, aber mehrere starben schon, als sie aus dem Zwischendeck in die freie Luft getragen wurden, andere in der Zeit, wo sie auf dem Verdeck lagen, einige im Boot und eine noch größere Anzahl, sobald man sie aufs Land brachte."

Am 9. November wurde Behring, der selbst am Scorbut darniederlag, auf einer Tragbahre an die Küste geschafft und starb einen Monat später auf dieser Küste, die jetzt seinen Namen trägt. „Man kann sagen, daß er halb lebendig begraben wurde, denn der Sand rollte von den Wänden der Grube, in der er lag, beständig herunter und bedeckte seine Füße. Er litt zuletzt nicht mehr, daß man den Sand entferne, da er ihm,

wie er sagte, einige Wärme mittheile, die ihm in seinen übrigen Körpertheilen fehle, und der Sand stieg ihm nach und nach bis zum Leibe hinauf, so daß man ihn nach seinem Tode herausscharren mußte, um ihn ordentlich begraben zu können."

Das Schiff, das unbewacht dalag, wurde in einem Sturm zum Wrack und der größte Theil der auf ihm befindlichen Lebensmittel ging verloren. Lange Zeit nährten sich die Schiffbrüchigen von todten Walfischen, die an die Küste getrieben worden waren. Im Frühling faßten sie den Entschluß, das Wrack abzubrechen und aus den Ueberresten ein kleineres Schiff zu bauen. Dies geschah und sie verließen nun die Insel. Zu ihrer großen Freude erreichten sie endlich die Küste von Kamtschatka. Im Herbst vorher war Tschirikow, Behring's Gefährte, in Petropawlowsk angekommen, nachdem er einundzwanzig Mann am Scorbut verloren hatte. Professor de la Croyere hatte während der ganzen Reise gekränkelt und starb, ehe man ihn ans Land zu schaffen vermochte.*

Am Spätabend des 13. August erreichten wir den Golf von Anadyr (sprich Anarder) und blieben bis zum nächsten Sonnenaufgang vor Anker. Das umliegende Land war niedrig und trotz des heißen Wetters lagen noch große Eis- und Schneehaufen auf dem Strande. Wir dampften langsam den Golf hinauf und sehr bald kamen Tschuktschen herbei und überzeugten uns, daß sie Menschen und Brüder seien, indem sie „Lum" (Rum) und Taback forderten. Nähert man sich dem Eingang der Anadyr-Bai, so sieht man eine wahrhaft seltsame Insel,

* Bei der obigen Erzählung bin ich ausschließlich Müller gefolgt. Einen zweiten und nicht besonders abweichenden Bericht hat Heller der Welt in seiner Zeitschrift erstattet. Man findet ihn, abgekürzt übersetzt, in der vierten Ausgabe von Coxe's „Russische Entdeckungen".

der wir wegen ihrer Gestalt den Namen „Sarkophag" gaben. Dieser Eingang zur Bai ist an der engsten Stelle etwa anderthalb Meilen breit.

Vor einem Tschuktschen-Dorfe, welches dem früher beschriebenen in der Plover-Bucht ähnlich war, gingen wir vor Anker. Auf der Küste weideten in aller Ruhe Herden von gezähmten Rennthieren. Ich brauche kaum zu sagen, daß wir sogleich um einige feilschten. Sie sind der ganze Reichthum der „wandernden Tschuktschen," von denen einzelne Tausende besitzen und von ihren ärmeren Landsleuten hüten lassen. Mit ihren Rennthieren wandern sie von Ort zu Ort und können für die arktischen Patriarchen gelten.

Elftes Capitel.

Der Anadyr-Fluß und die Plover-Bai.

Tschuktschen mit einem Empfehlungsbriefe. — Bootfahrt auf dem Flusse. — Unsere Erforscher. — Ihre Erfahrungen. — Der Anadyr-Fluß. — Diebische Tschuktschen. — Die Plover-Bai. — Naukum tritt wieder auf. — Ankündigungen in der Behrings-Straße. — Errichtung einer Telegraphenstation. — Der Walfischfang. — Norton-Sund. — Alaska. — Tod des Majors Kennicott.

Unmittelbar nach unserer Ankunft eilte einer der Tschuktschen mit einem Brief an Bord. Der letztere war von Herrn Mac Crea, dem Offizier, welcher mit den Forschungen am Anadyr beauftragt war, und warnte uns vor dem Ueberbringer, der als der größte Lügner auf der Welt Gottes bezeichnet wurde. Dieser Münchhausen führte den wohlklingenden Namen O-Cock-Cray.

Am 15. wurde eine Bootfahrt zur Mündung des Anadyr veranstaltet und ich erhielt Erlaubniß, sie zu begleiten. Die Gesellschaft bestand aus Herrn Laborne, unserm zweiten Steuermann, drei Matrosen und mir. Wir hatten nichts, was uns leiten konnte, als eine Kartenskizze, die zwei unserer Capitäne im vorigen Jahre aufgenommen hatten, und durften nicht darauf rechnen, in irgend einem Theile des Landes brauchbare Auskunft zu erhalten. An der östlichen Seite der Bai liegt der Dionysius,

ein Berg von keiner bedeutenden Höhe und die einzige Landmarke dieses Bezirks. Von ihm aus steuerten wir in streng westlicher Richtung. Das Wetter war neblig und es fielen zuweilen kleine Regenschauer, aber ein günstiger Wind half uns vorwärts und einige Stunden lang fuhren wir rüstig weiter, als wir ein wenig gegen Südwesten eine Oeffnung im Lande wahrnahmen und die Spitze unseres Bootes nach jener Stelle richteten. Bald fanden wir, daß die Bai sehr seicht wurde, und zwar in einem solchen Grade, daß wir, weil wir den Boden von Sandbänken beständig berührten, einen Streifen trüben Wassers hinter uns herzogen. Zuweilen saßen wir fest und mußten dann das Segel einstreichen und ins Wasser steigen, um unser Boot loszumachen. Dann hatten wir zu schieben und zu wenden und verloren dabei viel Zeit. Am Abend gaben wir es auf, in dieser Richtung weiter vorzudringen, und fuhren zu einer Düne, südlich von der Oeffnung. Es regnete so stark, daß es uns nicht leicht wurde, von dem magern Gebüsch und Treibholz der Umgegend ein Feuer zu machen. Endlich wurden wir damit fertig und die Matrosen errichteten nun von den Rudern, dem Mast und dem Segel ein Schutzzelt. Wäre der Regen nicht gewesen, so hätten uns die Moskitos mit ihrer ganzen Heeresmacht überfallen, und auch jetzt gaben sie uns sehr verständliche Andeutungen ihrer Existenz.

Auf der innern Seite der Düne zeigte sich eine zweite Bai, in die augenscheinlich ein Fluß mündete, wie die auf den Sandbänken liegenden und im Boden der tiefern Stellen stecken gebliebenen Bäume bewiesen. In den Frühstunden des nächsten Tages brachen wir wieder auf. Laborne gab nach seinen Erinnerungen an eine Fahrt im vorigen Jahre die Erklärung, die sich auch als richtig erwies, daß der Anadyr weiter gegen Westen

strömen müsse. Gegen die neunte Morgenstunde fanden wir die richtige Oeffnung und erreichten bald darauf Mac Crea's Lager an der Mündung des Flusses.

Wir hatten die Reise deshalb unternommen, um hier eine Nachricht für unsere Erforscher zurückzulassen. Ihnen selbst zu begegnen, hatten wir nicht erwartet, und waren daher ganz erstaunt, als wir beim Eintritt in das Blockhaus unsere alten Freunde vorfanden. Sie hatten sich etwa zwei Monate lang ausschließlich von Lachsen ernährt, die im Flusse häufig vorkommen. Einen von unserer Expedition zu sehen, hatten sie so gut wie aufgegeben, und wir vermutheten sie im Meere von Ochotsk. Drei der Herren, Mac Crea, Harder und Smith, gehörten zu dieser Abtheilung, aber neben ihnen sah ich zu meiner größten Ueberraschung auch Herrn Bush, der im vorigen Winter den ganzen Weg vom Flusse Amur bis zur Anadyr-Mündung gemacht hatte. Sein Marsch von mindestens 2500 Meilen ist von den vielen Kraftstücken, welche die Mitglieder unserer Expedition ausgeführt haben, das bedeutendste. Fast die erste Frage unserer Freunde war: „Habt Ihr was zu essen mitgebracht?" und wir beruhigten sie über diesen Punkt sehr bald, indem wir aus dem Boote Thee, Brod und eingesalzenes Fleisch herbeiholten und ein extemporirtes Frühstück veranstalteten. Sie waren des ewigen Lachses herzlich müde geworden und zogen Pökelfleisch unendlich vor.

Da wir Alle den sehr natürlichen Wunsch hegten, den Dampfer vor dem Dunkelwerden zu erreichen, so hielten wir uns blos eine Stunde auf und eilten dann zum Boot, indem wir Harder mit dessen Einwilligung zur Bewachung des Lagers zurückließen. Die ganze Entfernung von dreißig Meilen legten wir bei unaufhörlichem Regen rudernd zurück, doch verging die Zeit

bei einer lebhaften Unterhaltung sehr schnell. Unsere Freunde waren ein Jahr außer aller Verbindung mit der Cultur gewesen und wir wollten viel von ihren Reisen hören. Jeder fragte nach dem, was ihm das Wichtigste war, und unsere hin- und herspringende Unterhaltung würde einem Fremden seltsam vorgekommen sein. Jetzt wurden Hundeschlitten oder Ritte auf Rennthieren besprochen, dann die Politik des Präsidenten oder die letzte Oper und dann wieder die neuesten Ereignisse in Californien und am Anadyr. Sagen der Tschuktschen, Lamutken und Koriaken kreuzten sich mit Erkundigungen nach abwesenden Freunden, Nitro-Glycerin-Explosionen mit Klatsch vom Anadyr.

Wie uns unsere Gefährten erzählten, ist der Anadyr im Frühling plötzlichen Anschwellungen ausgesetzt. Er steigt dann zwanzig Fuß über seinen gewöhnlichen Stand und überschwemmt das Land in allen Richtungen. Dreihundert Meilen weit ist er schiffbar und hat auf dieser Strecke keine Stromschnellen von Bedeutung. An seinen Ufern sahen wir viele Nadelhölzer. Unsere Erforscher hatten in Zwischenräumen von zwölf Meilen acht Blockhäuser gebaut und wir fanden sie an der Mündung des Flusses ganz erträglich untergebracht. Die Stämme dieser letztern Wohnung waren vierzig Meilen weit geflößt worden. Herr Bush erzählte mir, daß die Eingeborenen viele Lachse fangen und räuchern und daß es Hirsche in Menge giebt. Die letztern gehen in Herden über den Fluß und werden im Wasser mit Spießen erlegt. Bei dieser Jagd benutzen die Tschuktschen „Betkas," kleine Kähne, aus drei Brettern zusammengefügt. Gänse sind zahlreich und werden in der Mauserzeit von den Eingeborenen an die Küste getrieben, wo Andere auf sie lauern und ihnen mit Knitteln die Köpfe einschlagen. In der kurzen Sommerzeit sind die Moskitos eine große Plage. Die größte Kälte, die

unsere Freunde im vorigen Winter zu ertragen hatten, war — 52 Grad Fahrenheit oder 84 Grad unter dem Gefrierpunkt.

Man unterrichtete uns auch, daß die Oeffnung im Lande, die wir für den Ausgangspunkt des Anadyr gehalten hatten, die Mündung eines großen Flusses sei, den die Eingeborenen den „Arnoura" nennen. Von Norden her fällt noch ein dritter Strom in die Anadyr-Bai und die Wirkung dieses vielen Flußwassers ist natürlich die, daß dieser sogenannte Seearm ganz süßes Wasser hat. Unser Dampfer nahm seinen Bedarf gleich in der Bai ein, indem der Schlauch einfach über Bord geworfen und die Wasserfässer durch Pumpen gefüllt wurden.

Während einer der Abwesenheiten Mac Crea's auf längeren Forschungsreisen waren die Eingeborenen in seine Hütte eingebrochen und hatten eine Quantität gestoßenen Arsenik gestohlen, der zu Präparaten dienen sollte. Wahrscheinlich hielten sie ihn für Zucker. Ueber die Folgen hat man nie etwas gehört. Auch eine Flasche mit dünnflüssiger Salbe, die sie für Branntwein hielten, nahmen sie mit. Sie bestand aus Terpentin, Bleizucker u. a. m. Die Eingeborenen, die davon getrunken haben, werden nie wieder stehlen. Von einem weiß man, daß der Trank ihn getödtet hat.

Am 16. fuhren wir vom Anadyr geraden Wegs nach der Plover-Bai und trafen dort mehrere unserer Schiffe. Mein lieber Freund Major Wright hatte, obgleich eben erst vom Krankenbett aufgestanden, eine sehr erfolgreiche Forschungsreise durch das öde Gebiet gegen den Pentigu-Golf hin gemacht. Der unvermeidliche Naukum, jener Eingeborene, welchen wir bei unserm ersten Besuche kennen gelernt hatten, war sein Begleiter gewesen. Ueber sein Benehmen sagte Wright: „Nichts, was wir auch thun mochten, setzte ihn in Erstaunen oder brachte ihn einen

Moment um seinen Ernst. Die einzige Ausnahme machte die Pfefferbrühe, mit der wir einmal seine Mahlzeit würzten. Ihr Geschmack war ihm neu und nichts brachte ihn dazu, zum zweiten Male von dem Gericht zu kosten. Er sagte: „Mich wissen viel, aber mich nicht wissen, weißer Mann Feuer essen kann." Als wir ihn mit einem vollständigen Anzuge von Tuch beschenkten, stolzirte er mit großer Würde darin umher und wechselte in seiner Tracht zuweilen, indem er sich die Unterbeinkleider um den Hals band. Jeder Reisende, der sich so weit wagen will, kann Naukum's Zelt leicht erkennen, da über der Thür eine Ankündigung von Heuston und Hastings klebt und der Thürposten mittelst eines Anschlags den guten Rath ertheilt, blos bei Lamott Hüte und Mützen zu kaufen.

Die Sache verhielt sich wirklich so. Wir machten uns oft den Spaß, Ankündigungen von Häusern in San Francisco an verschiedenen Stellen der Küste anzukleben, damit spätere Reisende sie finden sollen. Naukum's Placate erregten wirklich viel Erstaunen, als die Walfischfänger, welche die in Sicht der Behrings-Straße liegende Plover-Bai häufig besuchen, sie entdeckten. Vor uns müssen die klugen Speculanten, welche die Pyramiden und die Säulen von Palmyra bepflastert haben, sich in den hintersten Winkel verkriechen.

Oberst Bulkley ließ für Naukum ein kleines Bretterhaus bauen und machte ihm viele Geschenke. Mein Freund Grob, ein zu uns gehörender Zeichner für technische Gegenstände und ein Genie in jeder Art von Zeichnungen, benutzte diese Hütte zu einer Skizze: „Ein Zukunftstraum." Sie stellte das Innere von Naukum's Wohnung dar. Madame sitzt auf einer Branntweintonne und spielt Clavier, Naukum macht in einem Zimmer nebenan eine Partie Billard und ein kleiner Knabe, der ein

Gesicht wie von Speck hat, überreicht ihm auf einem Präsentirteller einen Becher mit etwas Herzhaftem. Das Zimmer erhält durch Ruder, Felle, Fässer mit Pökelfleisch, Hunde und Kinder viel Pittoreskes, aber man sieht doch, daß die Cultur den Sieg davonträgt. Es thut mir leid, daß ich diese Skizze nicht unter meine Illustrationen aufnehmen kann.

Unsere liebenswürdige Reisegefährtin, Mistreß Scammon, die ihren Mann auf dieser Fahrt begleitete, lud Naukum in die Kajüte ein und zeigte ihm ihre Canarienvögel. Obgleich er solche Thierchen nie gesehen hatte, verrieth er keine Ueberraschung und bewahrte seine vornehme Gleichgültigkeit. Einer der Anwesenden ärgerte sich, daß der Wilde sich so kalt benahm, und sagte: „Höre, Naukum, jeder dieser Vögel wird in San Francisco mit zehn Dollars bezahlt." „Zu viel," antwortete er und zuckte mit den Schultern.

Wir verweilten in der Plover-Bai über einen halben Monat, da unsere Zimmerleute und Arbeiter eine Station zu errichten hatten. Als die Grundmauern fertig waren, zogen wir an einer langen Telegraphenstange die Flaggen der Union und der Gesellschaft auf, feuerten einen Ehrenschuß ab und tranken mit Begeisterung auf die Gesundheit des diensthuenden Capitäns Kelsey. Für den Winter von 1866 zu 1867 sollten vierzehn Leute bei ihm bleiben, die schon jetzt mit der Errichtung der Linie durch eine höchst rauhe und schwierige Gegend den Anfang machten.

So nahe die Plover-Bai dem Arktischen Meere ist, sah man auf der nackten Küste der ganzen Umgegend nur noch wenig Schnee, um so mehr aber auf den fernen Bergen und in den tiefen Schluchten, wo er sich seit Jahrhunderten aufgehäuft hat. „Dieser Schnee da," sagte einer unserer Matrosen, „hat seine

dreihundert Jahre auf dem Nacken, das ist so klar wie der Tag. Sehen Sie nicht die Runzeln, die ihm über das ganze Gesicht laufen?" Daß es im Schnee Risse und Furchen giebt, weiß Jeder, aber mit dem Alter des Schnees hat wohl Niemand vor unserer Theerjacke diese Erscheinungen in Verbindung gebracht.

Es war natürlich, daß unsere Leute selten an einem Bestimmungsort landen konnten, ohne zu entdecken, daß manche Kleinigkeiten, die aber zu ihrer Bequemlichkeit nothwendig waren, in der Eile des Einpackens vergessen worden seien. Ein Führer einer der abgehenden Expeditionen sagte seinen Untergebenen im letzten Augenblicke: „Ich habe nicht Zeit, Alles aufzuzählen, was Ihr braucht, seht Euch also um und nehmt Alles, was Ihr bekommen könnt." Nun herrschte wohl im Allgemeinen eine große Nachsicht und Jeder half früher oder später einmal seinen Bekannten, da er nicht wußte, wie bald an ihn selbst die Reihe kommen werde, aber es war doch nicht angenehm, wenn man seinen besten Rock oder seine Stiefeln, seine Scheere, sein Messer oder sonst etwas vermißte, und es gab Leute, die von den Umständen einen unerlaubten Gebrauch machten und Alles, was sie mit den Augen sahen, erbettelten, borgten oder stahlen. Von einem Mann wußte man, daß er das Schiff mit fünf Mützen verließ. Verschiedene Individuen, die in San Francisco mit ganz kleinen Bündeln aufs Schiff gestiegen waren, betraten die nordische Küste mit einem recht stattlichen Gepäck und wurden von den Eingeborenen für bedeutende Personen gehalten. Ich fürchte, daß verschiedene gutmüthige und unvorsichtige Mitglieder unserer Expedition, die nach San Francisco zurückkehrten, ziemlich leere Koffer hatten.

In der Plover-Bai gelingt es den Walfischfängern häufig, sich ihrer Beute in ruhigem Wasser zu bemächtigen. Wir hatten

Gelegenheit, ihre Boote den weißen Nordkaper und später auch den echten Walfisch verfolgen zu sehen. Jedes Boot läßt sich an einem Unterscheidungsmerkmal in seinem Segel, z. B. an einem Kreuz oder an rothen Streifen erkennen, und das Schiff sieht daher aus der Ferne, welche Boote zu ihm gehören. Ist der Walfisch harpunirt und schwimmt todt auf dem Wasser, so ist es Sitte, eine kleine Flagge auf ihm zu befestigen. Hat man den Leviathan an Tauen zum Schiffe gezogen, so zerschneidet man ihn in breite Streifen, und das mit Speckmassen belegte Deck eines Walfischfängers bietet dann einen seltsamen Anblick dar. Gewöhnlich zerlegt man die großen Stücken, damit kein Tropfen Thran verloren gehe, in ganz kleine, wobei man besondere Messer und selbst Hackmaschinen anwendet. Der Thran wird an Bord ausgekocht, und weiß ein Fremder das nicht und sieht eine kurze Strecke vor sich einen Walfischfänger, aus dem Wolken von Rauch und Dampf aufsteigen, so glaubt er, daß das Schiff in Brand gerathen ist. Bei solchen Gelegenheiten bereiten sich die Matrosen ein Festmahl, bestehend aus Pfannkuchen, in siedendem Thran gebacken, Walfischgehirn und andern Leckerbissen mehr. Capitän Redfield, ein mir befreundeter ausgezeichneter Walfischjäger, der in San Francisco und Honolulu wohlbekannt ist, lud mich in der Plover-Bai auf sein Schiff ein, als dieses auf dem ganzen Deck mit Walfischspeck belegt war, und verschaffte mir Gelegenheit, Walfisch auf die verschiedenen Arten zubereitet zu kosten. Ich glaube nicht, daß ich den Versuch jemals wiederholen werde.

Am 20. segelten wir von der Plover-Bai nach dem Norton-Sunde im russischen Amerika und kamen dort am 24. an. Wir machten bei der Walfisch-Insel vor dem Winde geschützt Halt und warfen später vier Meilen vor unserm Ziele, der Michaels-

Insel, den Anker aus. Der Norton-Sund* ist so seicht, daß häufig Schiffe, die noch eine Meile und weiter von der Küste entfernt sind, den Grund berühren. Weht der Wind vom Lande her, so verringert sich die Wassertiefe merklich und die Sandbarren vor den Mündungen der Flüsse, die in den Sund fallen, werden dann fast trocken. Der Wind erzeugt auch sehr rasch eine böse See. In der Nacht vom 28. zum 29. wehte aus Nordosten ein sehr scharfer Wind und hatte die Folge, daß unser größtes Schiff, die Nachtigall, die einen Tiefgang von sechzehn Fuß hatte, bei jedem Stampfen den Grund entweder vorn oder hinten berührte. Mehrere Leute an Bord fielen nieder oder wurden aus ihren Hängematten hinausgeworfen, und das Schiff würde stark beschädigt worden sein, wenn der Grund nicht aus weichem Schlamm bestanden hätte.

Wir trafen hier die mit Forschungen beauftragten Gefährten, die wir im vorigen Sommer zurückgelassen hatten. Sie sahen sehr schäbig und wild aus, erfreuten sich aber mit einer oder zwei Ausnahmen der besten Gesundheit. In die Freude des Wiedersehens mischte sich aber ein herber Kummer. Der arme Kennicott war am 13. Mai 1866 bei Nulato am Yukon plötzlich gestorben. Sein gutes Herz, sein Eifer und seine Pflichttreue hatten ihn uns Allen werth gemacht und sein Tod stellte ihn in unserer Achtung noch höher, da wir überzeugt waren, daß seine Sorge um die Wohlfahrt seiner Gefährten und um die Erfüllung seines Auftrages sein Ende beschleunigt habe.

Kennicott's Name, der auch in England nicht unbekannt ist,

* Der Norton-Sund wurde von Capitän Cook oberflächlich aufgenommen. Er benannte ihn nach Sir Fletcher Norton, dem früheren Sprecher im Unterhause und späteren Lord Grantley, einem nahen Verwandten des Capitäns King, dem Cook die Aufnahme anvertraut hatte.

wird in den Vereinigten Staaten als der Name eines unermüdlichen Forschers und Sammlers noch mehr in Ehren gehalten. 1859 machte er im Gebiet der Hudsonsbai eine längere Reise und widmete dann seinem Lieblingsberuf als Sammler vier Jahre. Die Resultate seiner Arbeiten haben die Sammlungen des Smithson'schen Instituts in Washington und der Akademie der Wissenschaften in Chicago bereichert. Das erstgenannte Institut, welches einer Schenkung eines Engländers, Herrn Smithson's, seine Existenz verdankt, hat andern Museen in der alten und neuen Welt von seinen Schätzen abgegeben. Seine Leistungen im Dienste der Wissenschaft verschaffen ihm ein Anrecht auf die dankbare Erinnerung seiner Mitmenschen.

Seine Leute hatten die von ihm hinterlassenen Weisungen buchstäblich befolgt. Ketchum und Labarge hatten eine Reise von der Küste zum Fort Yukon gemacht und Ennis das Land im Norden des Norton-Sundes bis zum Port Clarence erforscht.

Am 1. October nahmen wir vom letzten Schiff der Telegraphen-Flotte Abschied und folgten der „Nachtigall" mit den Augen, so lange wir konnten, da wir wußten, daß fast ein Jahr vergehen werde, ehe unsere Schiffe zurückkehrten. Die vorgerückte Jahreszeit mahnte uns, nach unserm Hauptquartier Unalachleet schnell aufzubrechen, da wir bald eine Zeit zu erwarten hatten, in der das Reisen sehr erschwert oder völlig unmöglich gemacht werde. Wir trafen deshalb auf der Stelle unsere Vorbereitungen, die St.-Michaels-Insel zu verlassen.

Zwölftes Capitel.

Russische Ansiedlungen und Indianerdörfer.

St. Michael. — Das Fort und seine Bewohner. — Der Provalischik. — Russisches Dampfbad. — Die griechische Taufe. — Die Insel. — Eine Straße empfiehlt sich. — Ein Todter als Schlittenfuhrmann. — Ausflug mit dem Dampfboot. — Das Boot wird auf's Trockene geschafft. — Der russische Posten Unalachleet. — Matamute- und Kaveak-Indianer. — Kleider von Fellen. — Handel zwischen den Stämmen. — Verkehr mit den Tschuktschen. — Unterirdische Häuser. — Fischen unter dem Eise.

Die Redoute St. Michael oder Michaelovski, die Hauptstation der russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft in diesem nördlichen Theile von „Walrussia," verdient mehr als eine blos vorübergehende Erwähnung. Sie ist nicht bloß der beste Landungsplatz für ein Schiff,* welches Güter aus dem Innern bis zu dem großen Landstrich, den der Jukon bewässert, einnehmen will, sondern ist auch ein Mittelpunkt für den Handel mit den

* Nach einer Bemerkung über das seichte Wasser im Norton-Sunde klingt das etwas seltsam, doch hat uns die Erfahrung bewiesen, daß sowohl die Mündungen des Jukon als die nördliche Seite des Norton-Sundes noch schlechter sind und wir haben daher alle unsere Bedürfnisse zwei Jahre lang über St. Michael bezogen. Port Clarence liegt für Waaren, die nach dem Jukon bestimmt sind, zu weit nördlich, eignet sich aber vortrefflich zu einer Station für gewisse Theile des Landes. (S. Anhang 4.)

Indianern wie für das Sammeln von Pelzen der entlegeneren Posten des Binnenlandes und ist auch zu beiden Zwecken stets in ausgedehnter Weise benutzt worden. Nach der amerikanischen Besitznahme ist bereits der Vorschlag gemacht worden, es zu einer Militärstation zu machen, und vielleicht hören wir bald von einer Stadt, die an den Grenzen des arktischen Meeres und

Fort St. Michael.

nicht zweihundert Meilen von der Behringsstraße entfernt, entsteht.

Nach Zagoskin's Beobachtungen liegt St. Michael unter 63 Grad 28 Minuten nördlicher Breite und 16 Grad 44 Minuten westlicher Länge von Greenwich. Es erhebt sich auf der südöstlichen Seite der Insel gleichen Namens und wurde 1833 von Michael Tebenkoff, einem energischen Beamten der russischen Pelzgesellschaft, gegründet.

Die Station ist nach dem Muster eines Forts der Hudsonsbai-Gesellschaft gebaut, und hat ringsum ein Pfahlwerk und an den Seiten Bastionen. Im Innern befinden sich die Waarenhäuser und die Wohnungen für die Beamten und außerdem noch eine Caserne, ein Badehaus und Küchen. Diese Gebäude sind gelb bemalt und mit rothen Dächern versehen, so daß sie dem Platz ein ziemlich heiteres Aussehen geben.

Die Bewohner des Forts, die sämmtlich im Dienst der Gesellschaft standen, waren ein sehr bunter Haufen, zu dem Nationalrussen und Finnen, Jakuten aus dem östlichen Sibirien, Aleuten von den Inseln und Creolen von überall her gehörten. Einen anständigen Kreis bildeten sie gerade nicht, denn man wollte wissen, daß mehrere Verbrecher unter ihnen seien, denen man nach ihrer Verurtheilung in Petersburg die Wahl gelassen habe, entweder in's Gefängniß zu wandern, oder in den Dienst der russisch-amerikanischen Gesellschaft zu treten. Wie Zagoskin vor Jahren, so fanden auch wir sie zur Faulheit und Trunksucht geneigt. Glücklicherweise konnten sie die letztere Leidenschaft nur in beschränkter Weise befriedigen, nämlich bei einem Gelage jährlich, welches bei der Ankunft des russischen Schiffes aus Sitka, das ihnen Lebensmittel brachte, stattfand. Ihrer Trägheit durften sie auch nicht zu viel nachgeben, denn der Provalischik Stephanow, der in dem Fort befehligte und den ganzen Bezirk verwaltete, verstand keinen Spaß und wußte sie schon zur Arbeit zu bringen. Seine Ueberredung war eine eindringliche, und wenn ich auch nicht glaube, daß die Knute zu seinem System gehörte, so machte er doch von seinen Fäusten den ausgiebigsten Gebrauch. Wir sind diesem Herrn zu vielem Dank verpflichtet, da er den Befehlen, welche die russische Gesellschaft zu unsern Gunsten erlassen hatte, Gehorsam verschaffte und dabei häufig seine Bequemlichkeit opferte,

von der Haut seiner Handknöchel gar nicht einmal zu reden. Die russisch-amerikanische Gesellschaft gab diesen Leuten Gehalte, die ihren Verdiensten entsprachen. Jeder bekam monatlich anderthalb Pud oder etwa sechzig Pfund grobes Mehl und einen Tagelohn von fünf bis zehn Pence, doch waren die meisten der Gesellschaft tief verschuldet. Auf Fische und Wildpret ließ sich in St. Michael nicht rechnen und die Leute konnten sich für ihren Lohn blos Thee, Zucker, Tabak und Kleider kaufen. Der Thee, den man hier bekam, gehörte zu einer besseren und theuerern Sorte und wurde von der Gesellschaft für fünf Schilling das Pfund verkauft.

In diesem Posten wie in allen anderen Ansiedlungen, welche wir besuchten, konnten wir immer ein echt russisches Dampfbad bekommen und lernten es sehr lieb gewinnen. Ueberall bestand das Badehaus aus mindestens zwei Zimmern, von denen das erste zum Entkleiden diente. In dem andern Zimmer stand ein steinerner Ofen, den man so lange heizte, bis er glühend heiß wurde, und große Kübel mit heißem und eiskaltem Wasser waren immer in Bereitschaft. Von Zeit zu Zeit wurde auf die glühenden Steine Wasser gegossen, wodurch sich das Zimmer so mit Dampf füllte, daß wir fast erstickten. Beim Eintreten wurde uns unabänderlich kaltes Wasser über den Kopf gegossen und dann legten wir uns auf die dastehenden Bänke, wo wir blieben, bis wir Dampf genug bekommen hatten, worauf man uns mit heißem Wasser wusch. Beim Verlassen des Zimmers war es durchaus nöthig, daß man sich über den Kopf und den ganzen Körper wieder kaltes Wasser goß, denn sonst entstanden Kopfschmerzen. Der Uebergang von dem Badezimmer in das Ankleidezimmer, wo zuweilen eine Temperatur bedeutend unter Null herrschte, war ein sehr plötzlicher, doch fühlten wir uns immer

sehr erfrischt und erkälteten uns nicht, da man uns tüchtig abrieb. Die Russen machen nach dem Bade immer ein kleines Schläfchen. Wer zum Schlagfluß neigt, oder eine schwache Lunge hat, darf vielleicht kein Dampfbad nehmen. Das Badezimmer ist zuweilen so mit Dampf gefüllt, daß sich Mancher auf den Boden legt, um eine etwas kühlere Luft zu athmen.

An der Außenseite des Postens liegen mehrere Gebäude und darunter eine kleine Capelle, in der an den griechischen Feiertagen und an jedem Sonntag Gottesdienst gehalten wird. Ein griechischer Priester, der in der Mission am untern Jukon wohnt, erscheint gelegentlich, um die Eingeborenen zu taufen. Ich will hier beiläufig erwähnen, daß die griechische Kirche bei der Taufe den ganzen Körper in Wasser taucht. Handelt es sich um erwachsene Indianer, so wird die Taufe neben dem Fort im Meere vollzogen. Ein Gerücht will wissen, daß viele Wilde sich jedes Jahr auf's Neue zu Christen machen lassen, um die kleinen vergoldeten Kreuze und andere Geschenke, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, zu bekommen. Es wäre eine interessante Untersuchung, ob ein so eifriger Bekehrter in den Berichten der Glaubensboten für eine Person, oder für fünf bis sechs zählt.

St. Michael ist von ferner wohnenden Indianern wohl bedroht, aber niemals ernstlich angegriffen worden. In der Nähe des Forts liegt ein kleines Indianerdorf, dessen Häuser unter der Erde liegen, oder in den Berg hinein gebaut sind. Ein ähnliches und größeres Dorf von Eingeborenen desselben Stammes wird später beschrieben werden.

Die Insel St. Michael besteht hauptsächlich aus porösen Lavafelsen, die von unzähligen Höhlungen (Luftblasen?) durchzogen werden. Diese Felsbildung erstreckt sich bis zum Jukon,

wo wir selbst, und zwar am untern Theil des großen Flusses bei der Station, die unter dem Namen der Mission bekannt ist, Klippen ähnlicher Art, die aber in einem Zustande der Zerbröckelung waren, gefunden haben. Zagoskin erzählt, daß die Indianer eine Ueberlieferung haben, nach der St. Michael aus dem Meer emporgestiegen ist. Möglich ist die Sache ohne Frage. In der Kette der Aleuten hat sich eine große Felseninsel, die bei den Russen unter dem Namen des Vulcans Bogoslow bekannt ist, 1796 aus dem Meere gehoben. Derselbe Schriftsteller sagt, zur Zeit seines Besuchs, der in die Jahre 1842 und 1843 fällt, hätten noch Indianer gelebt, welche sich erinnerten, daß die Stelle, wo jetzt das Fort steht, vom Meer bedeckt gewesen sei. Das Wasser der Lachen und Bäche auf der Insel hat etwas außerordentlich Widerliches und unsere Leute glaubten stets einen Schwefelgeschmack darin zu entdecken, der wahrscheinlich von der Zersetzung der oben erwähnten Felsen herrührt. In der That wird alles Wasser, das man während des Sommers im Fort benutzt, von einer Quelle auf dem Festlande herbeigeschafft. Die Insel ist dicht mit Moos bedeckt, unter dem man an einigen Stellen auf Thon stößt. Beeren giebt es im Sommer reichlich und sind auch im Winter frisch zu erlangen, wenn man durch die dicke Schneedecke durchgräbt. Bäume existiren gar nicht und das Fort muß sich mit Treibholz von den Mündungen des Yukon behelfen, das von den vorherrschenden Winden und Strömungen zu den sämmtlichen Küsten des Norton-Sundes in großen Mengen hingeführt wird. Ein Garten neben dem Fort, der seine zehn Fuß Länge und drei Fuß Breite haben mag, liefert einige Radieschen und Rüben und beweist die Möglichkeit, daß hier etwas wachsen kann.

Zu Anfang Octobers bildet sich im Norton-Sunde Eis,

wird aber bis spät in den Winter hinein häufig aufgebrochen und in's Meer hinausgetrieben. Am Weihnachtsabend erschienen in St. Michael einige Telegraphenbeamte von Unalachleet, die auf dem Eise gefahren waren und sich von der Küste oft eine bis zwei Meilen fern gehalten hatten. Wie gewöhnlich wurden sie von den Russen sogleich eingeladen, einige Tassen Thee zu trinken. Als sie damit fertig waren, schlenderten sie vor das Fort hinaus, um eine Pfeife zu rauchen und nach den Hunden zu sehen. Wie erstaunten sie, als sie sahen, daß das Eis, auf dem sie eben noch gefahren waren, so weit ihr Auge reichte, aufgebrochen war und eine Spazierfahrt angetreten hatte. Wären sie eine halbe Stunde später gekommen so hätten sie mitgehen und auf einem Eisfelde im Behringsmeer umherfahren müssen.*

Auf der Küste empfindet man das Klima mehr als im Innern obgleich das Thermometer höher steht. Fast alle Frostschäden unserer Leute kamen vor, während wir am Norton-Sunde und nördlich davon reisten. Auf der andern Seite kommt freies Eis, d. h. Eis ohne eine Schneedecke, welches an den Flüssen mit Ausnahme der ersten Winterszeit selten ist, an der Küste lange Zeit vor. Wenn der Schlitten solches Eis erreicht, so setzen sich die Hunde, die wenige Minuten zuvor beim Ziehen die größten Schwierigkeiten fanden, häufig in eine schnelle Bewegung. Es ist dann gebräuchlich, daß man auf den Schlitten springt und sich das Vergnügen des Fahrens verschafft, doch muß man dabei sehr vorsichtig sein. Da gewöhnlich viel Wind zu sein pflegt, so wird man rasch durchkältet, wie warm man auch von der frühern Bewegung geworden sein mag. Unter genau den Umständen, wie ich sie eben geschildert habe, wurden

* Im Jahre 1867 wurde der Norton-Sund erst in der dritten Juniwoche vom Eise frei.

die Russen von St. Michael durch die Ankunft eines Schlittens mit einem Indianer erschreckt, der aufrecht dasaß, aber vollständig todt war. Da der arme Bursche seine Hunde nicht anhalten konnte, so war er auf den Schlitten gesprungen und vielleicht schon nach wenigen Minuten erfroren. Solche Unfälle sind selten, aber sehr häufig findet man Indianer mit stark entstellten Gesichtern, die einen Theil der Nase oder der Ohren verloren haben. Alle arktischen Reisenden stimmen darin überein, daß eine im Verhältniß mäßige Kälte mit Wind weit mehr zu fürchten ist als der schärfste Frost bei stiller Luft.

Am Mittag des 2. October hatten wir eine Baidarre oder ein Walfischboot und einen kleinen Dampfer mit unsern Vorräthen beladen. Dieses Dampfschiff, der Wilder, war zu unserm Gebrauch zurückgelassen worden. In Abtheilungen brachen wir nach Unalachleet auf, das sechzig Meilen weit entfernt war.

Ich machte die Fahrt auf dem Dampfer, der mit so viel Fracht und Passagieren beladen war, als er in höchstem Nothfall aufzunehmen vermochte. Das Schiff, das einen vollständig flachen Boden hatte, war blos sechzig Fuß lang und zwei Drittel seines Decks nahm ein Bretterhaus ein. Draußen stand das Thermometer auf etwa 10 Grad Fahrenheit und drinnen im Hause hatten wir eine glühende Hitze. In der Nacht ankerten wir vor dem Indianerdorfe Taupanica und setzten am andern Morgen früh unsere Reise fort. Kaum hatten wir die Sandbank vor dem Flusse Unalachleet erreicht, als wir auf den Grund geriethen und den Dampfer durch Indianer in Baidarren umladen lassen mußten. An demselben Abend lief er glücklich in die Flußmündung ein und hatte damit für diesen Sommer seine Fahrten beendet.

Am 7. brachten wir das kleine Schiff in sein Winterbett und ließen es von achtzig Arbeitern, Russen und Indianern, hoch

aufs Trockene ziehen. Der Fluß war fast ganz zugefroren und unser Dampfer bildete vom Schnabel bis zum Stern eine einzige Eismasse. Es war keine leichte Arbeit, die Stelle im Flusse rings um das Schiff aufzubrechen und frei zu machen, damit das letztere in Bewegung gesetzt werden könne.

An der Mündung des Unalachleet und am nördlichen Ufer des Flusses liegt die letzte Niederlassung der Küste, ein russischer Handelsposten, der 1840 gegründet wurde und denselben Namen trägt. Unalachleet, dessen Breite 63 Grad 53 Minuten 33 Secunden und dessen westliche Länge 160 Grad 30 Minuten 16 Secunden ist, hat mit St. Michael blos die eine Aehnlichkeit, daß es von einem Pfahlwerk umgeben wird, ist aber viel kleiner und ärmlicher. Der Bidarschik oder erste Beamte hat für sich und seine Familie blos ein Zimmer. Die „Caserne" wurde von mehreren Männern mit Familie und von unzähligen Schaben bewohnt, die offenbar auch Familie hatten. Ein großer Ofen behauptete in dieser Niederlassung eine wichtige Stellung. Die Fenster machten nicht, wie in St. Michael, auf Glasscheiben Anspruch und begnügten sich mit Gedärmen von Seehunden, die weiß und durchscheinend, wenn auch nicht durchsichtig sind.

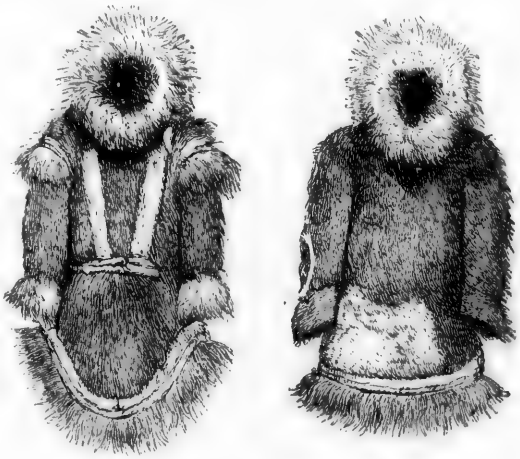
Nordwestlich von dem Posten lag ein großes Dorf der Malemute- und Kaveak-Indianer. Es sind große und kräftige Leute, haben aber in andern Beziehungen große Aehnlichkeit mit den Eskimos. Die Männer pflegen sich den Scheitel zu scheren und tragen die Zierrathen, die unter dem Namen To-took bekannt sind, d. h. Knochenstücke, die man durch Löcher auf beiden Seiten des Gesichts und unmittelbar unter dem Munde steckt. Die Frauen tättowiren sich das Kinn und schmücken sich mit Kügelchen, welche sie aus ihrem eigenen Haar machen, und mit bleiernen oder eisernen Armbändern. Alle tragen Kleider von

Fellen. Das richtige Malemuten-Oberkleid oder Hemd ist unten gerade abgeschnitten, nur mäßig lang und fast immer mit einer Capuze versehen. Das Kleid der Frauen ist länger und in seinem untern Theil rund zugeschnitten. Zu einem solchen Kleide gehören verschiedene Felle. Die Capuze besteht meistens aus Wolf-

Malemute-Indianer.

pelz, dessen lange Haare das Gesicht schützen und halb bedecken. Darunter befindet sich nicht selten ein Futter vom weichen Fell des weißen arktischen Hasen. Der Leibpelz kann aus den Fellen des Eichhorns, Wiesels, Marders, Seehundes oder Rennthiers bestehen, wird aber beinahe unabänderlich von Rennthierfellen gemacht. Unter diesen findet übrigens ein großer Unterschied

ſtatt, denn bald ſieht man das dicke Fell eines alten Bullen, bald die blos halbentwickelte Haut eines ungeborenen Kalbes. Zagoskin erzählt, auf welche abſcheulich grauſame Weiſe man ſich die letztere verſchafft. Man treibt eine arme Kuh, von der man weiß, daß ſie trächtig iſt, von Stelle zu Stelle, bis ſie vor der Zeit kalbt. Auch das macht unter den Fellen einen Unter-



Frau. Mann.

Fellkleider der Malemuten.

ſchied, ob ſie von wilden oder von zahmen Rennthieren ſtammen. Manche verſchaffen ſich die Indianer ſelbſt von ihren Thieren, andere erhandeln ſie von den Tſchuktſchen der aſiatiſchen Küſte, mit denen ſie einen ſehr ausgedehnten Tauſchhandel treiben. Die Tſchuktſchen halten ſehr große Heerden zahmer Rennthiere, von denen ich mehrere am Anadyr geſehen habe, während das Thier im ruſſiſchen Reiche blos im wilden Zuſtande vorkommt. Später

werde ich über diesen Handel mehr sagen. Die Ränder der Röcke und Stiefeln werden oft mit Streifen des sehr geschätzten Wolwerenen-Pelzes eingefaßt. Dieses Thier, von den Fallenstellern carcajou genannt, ist so schlau und listig, daß es sich höchst selten fangen läßt, und sein Pelz wird von den Eingeborenen des Innern und der ganzen Küste über jeden andern gestellt.

Beide Geschlechter tragen Beinkleider von Seehunds- oder Rennthierfellen und bei den Frauen werden die Strümpfe häufig daran genäht, so daß Alles aus einem Stücke ist. Die Stiefel sind in der Länge und in dem Material der Schäfte sehr verschieden, haben aber ohne Ausnahme Sohlen von Seehundsfellen, deren Haare beseitigt sind. Pelzsocken mit dem Haar nach innen sind sehr gewöhnlich und Fausthandschuhe sieht man von jeder Form und Größe. Ich besitze ein Paar, das von Hundefell gemacht und zwei Fuß lang ist, so daß es weit über den Ellenbogen hinaufgeht.

Ziemlich allgemein benutzen die Eingeborenen zu Reinigungszwecken eine höchst unliebsame Flüssigkeit. Wer sich für die Sache wissenschaftlich interessirt, möge eine Mittheilung nachlesen, die ich den „Verhandlungen der ethnologischen Gesellschaft" (Jahrgang von 1868) eingeschickt habe. Mit derselben Flüssigkeit gerben und schmeidigen sie die Seehundsfelle, welche sie für ihre Stiefelsohlen brauchen.

Der Seehund ist für die Indianer das nützlichste Thier, da er ihnen nicht blos Thran und Speck, sondern auch Leder für ihre Canoes, Netze, Riemen, Lassos und Stiefelsohlen liefert. Ihre „Baidarren," die dem Umiak der Grönländer gleichen, wechseln in der Größe zwischen Fahrzeugen, die blos für drei bis vier Personen bestimmt sind, und zwischen solchen, in denen

fünfzehn bis zwanzig Personen sitzen. Sie befahren mit ihnen das Meer und schiffen über die engeren Stellen der Behrings-Straße hinüber. Ihre „Baidarken" ähneln den grönländischen „Kajacks," sind aber gewöhnlich mit drei Oeffnungen statt mit einer versehen. Beide sind bewunderungswürdig gebaut und haben ein leichtes, starkes Gestell, über das man Felle zieht, mit Sehnen befestigt und die Nähte durch Bestreichen mit Fett wasserdicht macht. Die Felle richtet man so zu, daß man sie zunächst, wenn das Haar noch daran ist, mit gährendem Fischrogen bestreicht und diesen so lange darauf läßt, bis das Haar abgefault ist. Dann spannt man sie auf einen Rahmen und sättigt sie mit der oben erwähnten Flüssigkeit, wodurch sie durchscheinend werden. Das Fett beseitigt man mit Messern von Knochen oder Steinen, nicht von Metall, das in die Haut leicht einschneiden könnte.

Den russischen Posten am Norton-Sunde zum Trotz, handelten die Indianer viel mit den amerikanischen Walfischfängern, die Port Clarence, den Kotzebue-Sund und die anliegenden Küsten jährlich besuchten und viel höhere Preise zahlten, als der von der Pelzgesellschaft festgesetzte Tarif kannte. Einen zweiten bedeutenden Theil der Ausfuhren vermittelten die Tschuktschen, die von der sibirischen Küste über die engsten Stellen der Behrings-Straße fuhren und gewöhnlich in Port Clarence mit den Kaveaks und Malemuten zusammentrafen. Wie man sagt, sollen die Eingeborenen der beiden Küsten sich auch in der Straße selbst auf den Diomede-Inseln Stelldichein geben.

Der Handel zwischen den Stämmen wird in solcher Ausdehnung betrieben, daß man einige hundert Meilen am Yukon aufwärts und in andern innern Gegenden des russischen Amerika Kleider sieht, die von den Tschuktschen stammen und von den Frauen der Küstenstämme, die besser als ihre Schwestern im

Innern zu nähen verstehen, angefertigt worden sind. Dieser Handel beschäftigt sich hauptsächlich mit den Fellen zahmer Rennthiere, welche die Tschuktschen über ihren eigenen Bedarf hinaus besitzen und gegen Knochen, Thran und die Pelze kleinerer Thiere austauschen. Durch viele Nachfragen habe ich ermittelt, daß der Marder — im Handel gewöhnlich als amerikanischer oder Hudsonsbai-Zobel bekannt — der Biber und der Fuchs hoch oben am Jukon gefangen und die Felle an die Co-Jukons verhandelt werden. Von diesen wandern sie zu den Küstenstämmen, welche sie an die Tschuktschen weiter geben, und schließlich gelangen sie zu den russischen Händlern am Anadyr im östlichen Sibirien, oder zu den amerikanischen Walfischfängern an der Küste.

Eine der Aufgaben der Reisen Zagoskin's war die Unterstützung des Baues eines neuen Forts an der Behrings-Straße, durch das diesem Handel ein Ende gemacht werden sollte. Er war mehr dafür, daß man es an den Kotzebue-Sund stelle, aber der Gedanke kam nicht zur Ausführung. Der beabsichtigte Zweck würde übrigens nicht erreicht worden sein, denn meine Gefährten, die in Port Clarence überwinterten, überzeugten sich, daß dies die Stelle ist, wo der größte Theil der Pelze das Land verläßt. Im Frühling treffen dort mehrere Hundert Eingeborene zusammen und aller Wahrscheinlichkeit nach werden die neuen amerikanischen Eigenthümer dort eine Station errichten, wenn das Klima sie nicht abschreckt. Im Jahre 1867 war Port Clarence in der dritten Juniwoche noch nicht vom Eise frei.

Ein großer Theil der Eingeborenen besitzt Gewehre, theils mit Steinschlössern, theils mit Percussion, die er sich durch den Handel verschafft hat. Feuerwaffen, die weit herkommen, nämlich von dem Fort der Hudsonsbai-Gesellschaft am Porcupine, finden mittelst des Zwischenhandels der Stämme ihren Weg an

die Küste. Die kleineren Thiere wie Hasen, Hühner und Marder fängt man gewöhnlich in Schlingen. Beeren kann man sich im Sommer massenhaft verschaffen und sucht sie eifrig. Mehrere Arten, z. B. eine kleine Himbeere und eine Art von Blaubeere, sind besonders häufig. In Seehundsfett gekocht, gelten sie für Leckerbissen und werden für den Winter eingemacht. Ich habe sie mir in der letztern Jahreszeit oft aus dem Schnee hervorgeholt und so frisch gefunden, als wenn sie eben erst reif geworden wären. Rennthierfett, und zwar rohes, gilt für einen Hochgenuß und ein Indianer kann einem weißen Gast seine Achtung nicht besser beweisen, als indem er ihm ein Stück Bullenfett überreicht.

Die Indianerhäuser stecken gewöhnlich in der Erde und blos das Dach ragt über den Boden hervor. Den Eingang bildet eine Art von Tunnel oder Stollen, durch den man in die Wohnung kriecht, und eine Oeffnung im Dache läßt den Rauch hinaus. Dieses Loch deckt man, wenn kein Feuer brennt, dicht mit einem Fell zu. Fast in jedem Hause befindet sich ein Gerüst zum Aufhängen von Pelzen und Fischen und vor der Thür steht ein kleines hölzernes Haus, ein sogenanntes Versteck, das auf vier Pfählen ruht und mit einem als Leiter dienenden eingekerbten Stamm versehen ist. Hier hebt man die Vorräthe auf und schützt sie gegen die Hunde wie gegen die wilden Thiere, die das Dorf heulend umkreisen. Canoes, die man nicht braucht, stellt man gewöhnlich auf Böcke, damit sie den Boden nicht berühren.

Häufig waren wir Augenzeugen, daß die Indianer dieses Dorfes Löcher ins Eis schlugen und eine kleine Art von Weißfischen in Menge fischten. Wenn wir ihnen Angeln schenkten, so pflegten sie die Widerhacken abzuschlagen. Es wurde ihnen so leicht, Fische zu fangen, daß ihnen nichts darauf ankam, wenn

auch einige von der Angel wieder loskamen. Unwillkürlich mußte ich an die geduldigen Angler unserer englischen Bäche denken, die den lieben langen Tag brauchen, um den zehnten Theil der Fische zu fangen, die ein Indianer hier in derselben Zeit erbeutet, und konnte mich des Schlusses nicht erwehren, daß die Rothhäute die Sache am Ende doch besser verstehen. Bei windigem Wetter bauen sie mit Pfählen und Häuten einen Schirm.

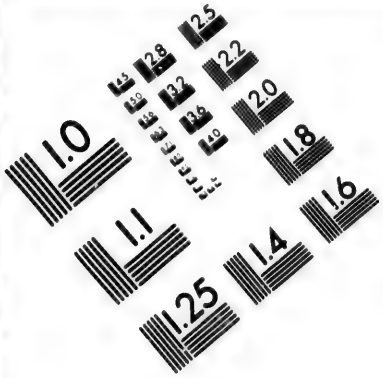
Dreizehntes Capitel.

Unalachleet am Norton-Sunde.

Indianisches Rathhaus. — Vorbereitungen zum Ball. — Rauchessende Indianer. — Festmahl, Tanz, Concert. — Die Malemuten und Kaweaks. — Die Häuptlinge. — Parkamanie. — Hausbau. — Vorkehrungen für eine Schlittenreise.

Im Dorfe Unalachleet giebt es, wie in den meisten andern Ortschaften der Küste, für Tänze und Volksversammlungen besondere Gebäude, die auch zu anderen Zwecken, die viel Raum erfordern, z. B. zur Anfertigung von Schlitten und Schneeschuhen, benutzt werden. Diese Gebäude können als die Rathhäuser der Eingeborenen betrachtet werden, da man in ihnen Reden und Mahlzeiten hält, Feste feiert und zuweilen durchreisende Fremde in ihnen aufnimmt, wie es in einem orientalischen Karavanserai der Fall ist.

Ich wohnte mehreren ihrer öffentlichen Tänze bei, die ausschließlich im Winter stattfinden und bei denen man sich wundern muß, wie ältere Leute an einem so eintönigen Schauspiel so lange und so herzlich ihre Freude haben können. Bei einigen dieser Tänze ahmen die Tänzer die Bewegungen von Vögeln und Vierfüßern auf komische Weise nach und können hier einen gewissen



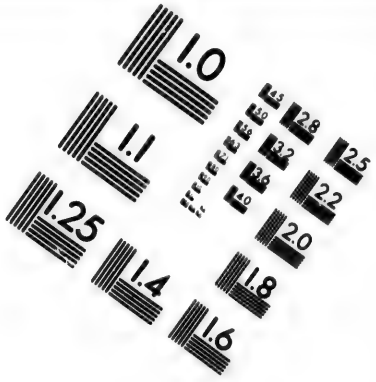
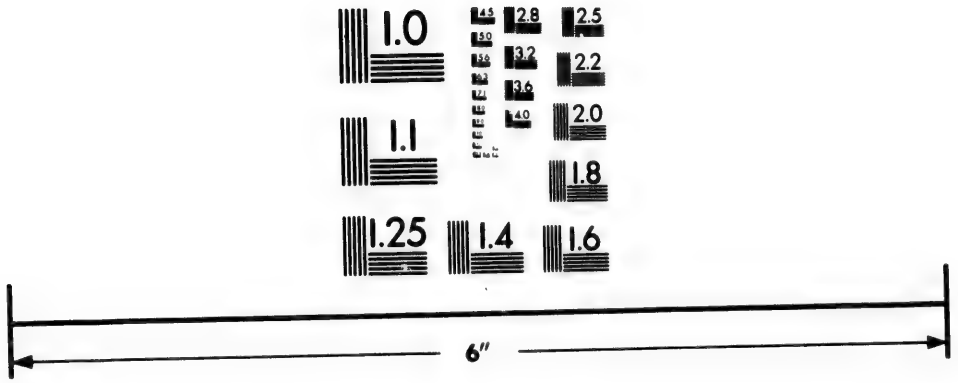
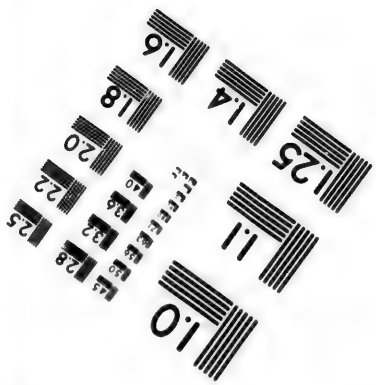
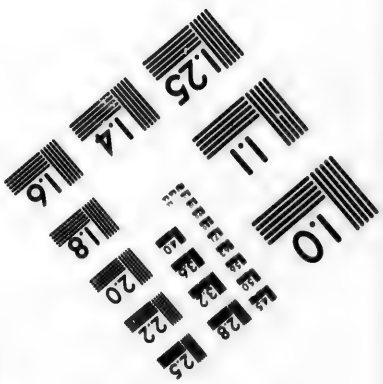


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Humor äußern. Auch in einigen ihrer Lieder soll ein Sinn liegen, doch kann ich dies nicht aus eigener Erfahrung bezeugen, da das, was ich die Indianer singen hörte, blos aus der ewigen Wiederholung derselben Worte bestand.

Zu einem Tanz wurden wir besonders eingeladen. Als wir ankamen, fanden wir einen schmalen unterirdischen Gang, der zwei und einen halben Fuß hoch war, so daß wir nur auf Händen und Füßen in den Ballsaal gelangen konnten, der selbst theilweise unter der Erde lag und von Thranlampen schwach beleuchtet wurde.

Die Indianer, die am Tanze theilnehmen sollten, waren meistens junge Leute und noch damit beschäftigt, sich umzukleiden und mit der Flüssigkeit, die ich schon oben erwähnt, aber nicht mit Namen genannt habe, zu waschen. Alle waren bis zu den Hüften nackt und trugen Beinkleider von Seehunds- oder Rennthierfell oder von baumwollenem Zeuge. Von ihren Rücken hingen Wolfs- und Hundeschwänze herab und der Kopf war mit Federn und wohlfeilen Taschentüchern geschmückt. Die Alten saßen auf einer Bank, die rings um den ganzen Saal lief, und sahen mit Entzücken zu, wobei sie „ihren eigenen Rauch verzehrten," d. h. nach Art der Tschuktschen den ganzen Tabacksrauch ihrer Pfeifen einsogen und sich dadurch halb betrunken machten. Ihre Pfeifenköpfe waren winzig klein und mit einem Gemisch von Taback und klein geschnittener Weidenrinde gefüllt.

Vor dem Tanze kamen die Frauen mit Beeren und Fischen herbei und setzten sie uns in contogs oder hölzernen Schalen vor, welche in den Formen zwischen tiefen Tellern und länglichen Suppenschüsseln wechselten.

Der Tanz begann damit, daß die Tänzer sich zu einem Viereck zusammenstellten und ihre Näpfe mit Speisen nach ein-

ander gegen die vier Himmelsgegenden und dann mit einem plötzlichen Zischen, bei dem man eine aufsteigende Rakete zu hören glaubte, in gerader Linie in die Luft schwangen. Vielleicht sollte das eine Darbringung an die vier Jahreszeiten und an den Großen Geist bedeuten. Später folgte das Festmahl und als das vorüber war, sang man im Chor unter Gongsbegleitung. Die Gongs bestanden aus Seehundsdarm, über ein rundes Gestell gespannt, und wurden mit flachen Stöcken geschlagen. Der Text

Tabackspfeife der Malemuten.

des Gesanges begann mit: „Yung i ya, i ya, i ya!“ und schloß mit: „Yung i ya!“ Nun sprang ein Knabe vor, dem ein zweiter, ein dritter und immer mehr folgten, bis sich ein Kreis von zwanzig Personen gebildet hatte. Bald schienen die Knaben sich stark zu einander hingezogen, bald abgestoßen zu fühlen, jetzt nahm jeder an dem Betragen des andern ein Aergerniß und hob knarrend die Arme, und im nächsten Augenblicke waren alle wieder Freunde und drückten ihre Zufriedenheit durch Geberden aus. Bei dieser Vorstellung arbeiteten die Beine und Leiber fast eben

so viel wie die Füße. Als eine Pause eintrat, wurden unter allen anwesenden Fremden Geschenke umhergereicht; auf meinen Antheil kamen zwei Stiefelsohlen von Seehundsfell.

Zuletzt war das ganze Ballzimmer mit einem so durchdringenden Geruch gefüllt, daß wir uns Einer nach dem Andern von dem Feste wegschlichen; die Indianer hielten es noch Stunden lang aus.

Die Malemuten und Kaveaks verheirathen sich viel unter einander und man hat deshalb von ihnen wie von einem einzigen Volke gesprochen. Ihre Sitten, Manieren und Gebräuche sind identisch, aber sie sprechen verschiedene Dialekte und bewohnen verschiedene Theile des Landes. Die Malemuten dehnen sich von der St.-Michaels-Insel bis zum Golownin-Sunde aus, während die Kaveaks eine noch nördlichere Gegend besetzt haben, die an Port Clarence und die Behrings-Straße angrenzt. Obgleich sie den Eskimos in ihren Gewohnheiten sehr nahe stehen, sind sie doch ein stärkeres und schöneres Geschlecht, unter dem Männer von sechs Fuß Höhe zu finden durchaus nichts Seltenes ist. Einige reichen vielleicht über jenes Maß noch hinaus. Fast alle Frauen sind dick und sehen wie Fett aus, doch haben sie gutmüthige Züge. Beide Geschlechter wurden bei unserer Expedition auf verschiedene Weise verwendet und allgemein als über dem durchschnittlichen Werth der Indianer stehend betrachtet. Der Malemutenhäuptling Aleuyanuk war ein schöner alter Mann, der so straff und gerade wie ein Soldat ging, einen Schnurrbart und Kinnbart trug und mit seinen Manieren keiner gebildeten Gesellschaft Schande gemacht haben würde. Comokin, der Häuptling der Kaveaks, war uns eben so nützlich, wie er Jahre zuvor mehreren der Expeditionen gewesen war, die zur Aufsuchung Sir John Franklin's ausgerüstet wurden.

Vom Augenblick unserer Ankunft in Unalachleet an hatten unsere Leute natürlich den lebhaften Wunsch, sich Kleider von Fellen zu verschaffen, um sie im Winter zu tragen oder auch später als Merkwürdigkeiten zu verkaufen. Da die Nachfrage viel stärker war, als der in russischen oder indianischen Händen vorhandene Vorrath, so schlugen die Preise um zweihundert Procent auf. Unsere Parkamanie, wie wir das Verlangen nach solchen Anzügen von parka, dem russischen Wort für Fellröcke, benannten, war für die klügeren Köpfe unter den Russen ein großer Nutzen, denn diese ließen von ihren indianischen Frauen Röcke, Stiefel, Mützen und Socken von Fellen in großer Auswahl nähen und hielten eine reiche Ernte von Fünfdollarstücken. Wir erhielten sämmtlich die gründlichsten Kenntnisse von den verschiedenen Pelznamen und Fellmoden. Von Rennthierfellen allein lernten wir drei Arten unterscheiden. Das gewöhnliche dickbehaarte Fell heißt im Russischen einfach Eleny scora, das Fell von jungen Kälbern Nederist und das Fell ungeborener Thiere Veperat.* Wir lernten alle etwas Russisch, oder richtiger etwas von dem Kauderwelsch, dessen sich die Russen niedern Standes und die Mischlinge, von denen viele im russischen Amerika geboren waren, unter einander bedienten.

Während meines Aufenthaltes auf dieser Station waren die sämmtlichen Leute damit beschäftigt, Winterwohnungen zu bauen. Die Telegraphen-Beamten hatten sich im vorigen Sommer mit einem rohen Gebäude von Erde und Baumstämmen

---

* Wir ersuchen Leser, die des Russischen kundig sind, es mit unserer Rechtschreibung nicht streng zu nehmen. Herr Whymper erklärt, daß er das Russische so schreibt, wie es klingt, aber ein englisches Ohr hört Wortlaute nicht ganz so, wie ein deutsches, und die englische Schreibart macht noch eine Schwierigkeit mehr.

beholfen, aber nun sollte eine Gesellschaft von vierzig Leuten hier überwintern, um mit der Errichtung der Linie zu beginnen, und ein vollständiger Umbau wurde darum unbedingt nothwendig. Alles ging sofort willig an die Arbeit und die Offiziere wie die Mannschaften waren von dem Entschlusse beseelt, ihre nationale Energie zu beweisen. Inzwischen schliefen einige in kalten Zelten und andere hatten die Quartiere der russischen Beamten in Besitz genommen, nicht gerade zum Wohlgefallen der Eigenthümer, die indessen eine philosophische Ruhe bewiesen. Was mich betrifft, so lernte ich so vortrefflich aus Rasen Mauern zu bauen, daß man meinem Talent in dieser Richtung freiesten Lauf ließ, wie überhaupt jeder die Arbeit angewiesen erhielt, für die er am besten paßte. Bald stand ein Haus mit zwei Zimmern da, das auf allen Seiten gut mit Erde bedeckt und mit einer großen offenen Feuerstelle versehen war. Ich erwähne dieser Thatsache, um zu beweisen, daß man im arktischen Klima von einem gewöhnlichen Hause über der Erde ganz gut Gebrauch machen kann, wenn nur genug Holz zur Feuerung vorhanden ist, wie es hier der Fall war. In dem zweiten Zimmer, welches als Küche diente, stand ein amerikanischer Kochofen, eine jener vortrefflichen kleinen Maschinen, in denen man auf die tadelloseste Weise backen, kochen, dünsten, schmoren und braten kann, und dabei lächerlich wenig Brennstoff braucht.

Die Offiziere benutzten gemeinschaftlich mit den Schaben jeden brauchbaren Winkel und jede Bastion des Forts und richteten sich, indem sie mehrere kleinere Zimmer mit Hirschfellen beschlagen ließen, einige recht gemüthliche Plätzchen ein.

Während der Zeit, die ich hier verlebte, hatten wir zum Theil das allerschlechteste Wetter mit heftigen Winden aus Norden und Nordosten. Wenn es aus diesen beiden Richtungen

stürmte, stieg das Thermometer ohne Ausnahme. Sein allgemeiner Standpunkt während unseres Aufenthaltes wechselte von + 7 bis + 32 Grad Fahrenheit.

Oberst Bulkley, unser Oberingenieur, war so überaus freundlich, mir die Wahl unter den Gegenden, die besucht werden sollten, selbst zu überlassen. Im vorigen Jahr hatte ich mich erboten, Major Kennicott zu begleiten, aber seine Gesellschaft war schon vollständig gebildet, ehe ich zur Expedition stieß, und meine Bitte konnte daher nicht berücksichtigt werden. Jetzt hegte ich den Wunsch, das unbekannte Yukon-Gebiet zu besuchen, von dem seit dem Beginn unserer Forschungsreise mehr gesprochen worden war, als von irgend einer andern Gegend. Ketchum, der seinen wahrhaft abenteuerlichen Ausflug im vorigen Sommer gemacht hatte, versprach mir jede Erleichterung und hielt sein Wort. In der That würde ich undankbar sein, wenn ich nicht sagen wollte, daß mir von allen Offizieren der Expedition jede erdenkliche Aufmerksamkeit zu Theil wurde und daß ich besonders d Herren Ennis, Dennison, Dyer, Labarge und dem eben erwähnten Herrn verpflichtet bin.

Wir wußten, daß der Anfang des Winters keine günstige Zeit zum Reisen ist. Der Schnee, der eben erst gefallen ist, hat sich noch nicht „gesetzt," wie dies später geschieht, und die Flüsse sind noch nicht auf ihrer ganzen Oberfläche zugefroren. Trotzdem beschlossen wir, keine Zeit zu verlieren und begannen unsere Vorbereitungen zu treffen. Diese bestanden in der Auswahl und dem Ankauf von Schlitten, Hunden, Geschirren und Pelzkleidern, wie in dem Verpacken der Vorräthe an Mehl, Thee und Zucker, gedörrten Aepfeln, Schinken, Bohnen und Reis, die auf unsern Antheil kamen. Am 26. October war Alles zum Aufbruch fertig und am andern Morgen begannen

wir unsere Reise, indem wir unter den bekannten Straßen, die von der Küste zum Fluß Jukon führen, die kürzeste wählten.*

* Als Capitän Bedford Pim mit der Aufsuchung von Sir John Franklin beschäftigt war, machte er eine wahrhaft abenteuerliche Reise durch eine Gegend von fast demselben Charakter, die zwischen dem Kotzebue-Sund, Unalachleet und St. Michael liegt. Viele von den Russen und Mischlingen erinnerten sich noch an seinen Besuch und er hatte offenbar einen sehr vortheilhaften Eindruck auf sie gemacht.

Vierzehntes Capitel.

Schlittenreise nach dem Jukon.

Straßen zum Jukon. — Schlitten und Hunde. — Unser Aufbruch. — Unsere Gesellschaft. — Der Fluß Unalachleet. — Erzwungener Stillstand. — Die Hunde reißen aus. — Ingelete-Indianer. — Häuser unter der Erde. — Bohnen oder Reis? — Indianische Reinlichkeit. — Aerztliche Hülfe. — Ulukuk. — Der Fluß. — Indianischer Handel.

Die Entfernung jenes Theils des Jukon, welchen wir besuchen wollten, von der Flußmündung beträgt zu Wasser siebenhundert Meilen, aber die Russen, die im Winter vom Norton-Sunde ausgehen, benutzen stets einen Landweg. Auf dieser Straße übersteigt die ganze Entfernung von St. Michael nicht zweihundertdreißig Meilen und von Unalachleet kann man annähernd hundertsiebzig Meilen rechnen.

Die russisch-indianische Schlittenform, die wir anwendeten, ist ein ganz leichtes Bauwerk von Birkenholz. Blos zu den Kufen nimmt man ein anderes Material, und zwar gewöhnlich Knochen, zuweilen aber auch Fichtenholz. Hinten sind gewöhnlich zwei Stangen zum Lenken angebracht, und ist ein solcher Schlitten beladen, so sieht er so aus, wie auf unserm Titelbilde dargestellt worden ist. Eine kleinere und rohere Schlittenart, die

für rein indianisch gelten kann, wurde von uns gelegentlich für ganz kleine Ladungen benutzt.

Obgleich unsere Expedition mit den unbedingt nothwendigen Reisebedürfnissen wohl versehen war, so hatte man doch für Schlitten und Hunde nicht gesorgt, da man von der höchst natürlichen Voraussetzung ausging, daß das Land selbst uns diese seine Erzeugnisse am besten liefern werde. Wir entdeckten indessen, daß die Hunde weder zahlreich noch gut waren. Sie standen nicht sehr merklich über dem durchschnittlichen Werth der schleichenden und knurrenden Indianer-Köter in Oregon und im britischen Columbia, und es war äußerst schwer, sie anhänglich zu machen. Für mich liegt darin ein Beweis, daß sie eben so viel vom Wolf als vom Hund in sich haben. Es war mir stets gelungen, einen guten Hund zu meinem Freunde zu machen, und um so mehr ärgerte ich mich, daß ich bei diesen Thieren kein Glück hatte. Sie waren sehr behaart und von allen Farben, jedoch vorherrschend eisengrau, sahen wie Wölfe aus, hatten kurze Beine und ungeheuer lange Schwänze, die alle sonstigen Mängel ausgleichen mußten. Im Ganzen betrachtet leisteten sie beim Ziehen unserer Schlitten gute Dienste und wir alle machten mit ihnen manche lange Fahrt. Capitän Ennis ging zweimal vom Norton-Sunde nach Port Clarence an der Behringstraße und die Fahrt auf dem Eise von St. Michael bis Unalachleet wurde sehr oft gemacht, während nach Nulato im Winter von 1866 bis 1867 wohl ein Dutzend Mal gefahren wurde. Von der merkwürdigeren Reise, die Ketchum und Labarge ausführten, wird später die Rede sein. Am 27. October um 11 Uhr Morgens empfahlen wir uns unseren Freunden, von denen mehrere darauf bestanden, uns auf der gefrorenen Oberfläche des Flusses Unalachleet ein Stück Wegs zu begleiten, während die übrigen uns mit einem großen

aber ziemlich unregelmäßigen Feuer aus Revolvern, Musketen und der alten ausgedienten Kanone des russischen Postens beehrten. Unsere Gesellschaft zählte neun Personen, nämlich den Capitän Ketchum und dessen rechte Hand Lieutenant Labarge, Herrn Dall, der für das Smithson'sche Institut sammelte, mich und Pickett, der uns bediente. Herr Francis, der Ingenieur unseres kleinen Dampfers, begleitete uns zu seinem Vergnügen und drei Indianer vervollständigten unsere Liste. Wir besaßen vier Schlitten; jeder wurde von fünf Hunden gezogen und war mit einer bunten Mischung von Büchsen, Fässern, Werkzeugen, Pelzen, wollenen Decken und Schneeschuhen wohl beladen. Jede Schlittenladung wog durchschnittlich dreihundertfünfzig Pfund.

Der Tag war schön, ruhig und klar und die Temperatur im Augenblick des Aufbruchs 5 Grad Fahrenheit, doch wurde es später am Tage viel kälter. Da wir neben oder hinter den Schlitten gehen mußten, so fanden wir bald, daß die schweren Pelzkleider, die beim Ruhen sehr angenehm sind, bei starker Bewegung uns sehr lästig fielen, und wir legten deshalb einen großen Theil davon ab. Viele unserer Arbeiter trugen während des größten Theils des Winters gewöhnliche Kleider von dickem Tuch, aber ohne die Pelzstiefel der Eingeborenen ging Keiner aus.

Ich werde diesen Ausflug in der Hauptsache so erzählen, wie ich ihn in mein Tagebuch eingetragen habe. Der gefrorene Fluß, auf dessen Oberfläche wir den ganzen Tag fuhren, war meistentheils gut mit Schnee bedeckt. An einigen Stellen hatte der Wind das Eis blos gelegt, so daß wir seine eigentliche Farbe wahrnehmen konnten. Zuweilen war es glasgrün und durchsichtig und machte uns den mit Kieseln bedeckten seichten Grund des Flusses sichtbar, an andern Stellen war es dunkel,

halb durchsichtig und farblos und gab den im Schatten unter ihm fließenden Wasser den Anschein unendlicher Tiefe. An einigen wenigen Punkten, gewöhnlich zwischen Sandbänken oder an kleinen Stromschnellen, wo das Wasser rasch dahinfloß, war der Yukon nicht vollständig gefroren. Er ist von mäßiger Größe, etwa so breit wie die Themse bei Hampton, aber mit Ausnahme der Frühlingszeit, wenn der Schnee schmilzt, sogar noch seichter. Nur wenige Meilen von der russischen Station entfernt, die wir eben verlassen hatten, wuchsen an den Ufern des Stroms Fichten und Birken in Menge, und wir sahen auch viel Treibholz, die Trümmer größerer Bäume, die bei hohem Wasserstande an den Waldrändern unterwaschen und beim Aufbrechen des Eises von den tobenden Fluthen mit weggerissen werden.

In die Reise des ersten Tags kam durch einige kleine Ereignisse, z. B. durch das Abbrechen der knöchernen Kufen unserer Schlitten, oder durch Hunde, die sich frei machten und in die Wälder davonliefen, eine gewisse Abwechslung. Um vier Uhr Nachmittags machten wir Halt, um auszuruhen, verschafften uns mittelst einiger Stämme Treibholz ein tüchtiges Feuer auf dem Eise und erquickten uns nun an Thee und Schinken. Beim Licht der Sterne brachen wir wieder auf und hofften noch an diesem Abend das Indianerdorf Igtigalik zu erreichen. Um sechs Uhr konnten wir nicht weiter, da eine große Flußstrecke ganz offen war und kein Weg um sie herum zu führen schien. Bei einem Versuch längs der abschüssigen Ufer weiter zu fahren, versanken unsere Schlitten halb in weichen Schnee, und da die Nacht sehr dunkel war und es leicht geschehen konnte, daß unsere Ladungen in den Fluß fielen, so faßten wir den Beschluß, hier zu lagern. Wir luden die Schlitten ab, spannten die Hunde aus, reinigten oben auf dem Ufer einen Platz vom Schnee und

machten ein mächtiges Feuer. Dann verschafften wir uns durch Fichtenzweige, die auf die Erde gelegt wurden, ein Bett, breiteten unsere Decken darauf und legten uns dicht neben einander gedrängt schlafen, indem wir uns mit einem großen Hirschfell zudeckten.

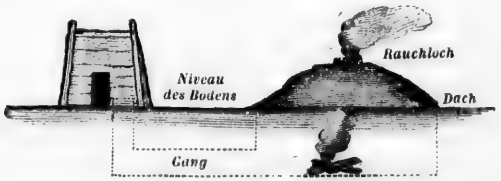
Unglücklicherweise hatten wir uns hinsichtlich des Hundefutters auf das nächste Dorf verlassen. Der russische Posten, von dem wir eben Abschied genommen hatten, war wegen seines Ukalis berühmt. Dies ist eine geringere Lachsart, die für die Hunde geräuchert wird, doch wollten wir davon nichts mitnehmen, denn unsere zurückbleibenden Gefährten brauchten Alles für sich, und wir hofften, uns unterwegs versorgen zu können. Ueberdies waren unsere Schlitten bereits stark genug beladen. Die armen Hunde mußten die Nacht durchhungern und heulten jämmerlich. Wir hatten alles Eßbare aus ihrem Bereich zu bringen und fanden dies nicht leicht, da sie Pelzkleider und alte Stiefel nicht verschmähen und ihr eigenes Geschirr mit Behagen zu sich nehmen.

Am nächsten Morgen zeigte sich, daß vier unserer Hunde aus Aerger und Hunger unsern Dienst verlassen hatten und muthmaßlich zum russischen Posten zurückgekehrt waren. Wir brachen an diesem scharfkalten Morgen bei 6 Grad Fahrenheit frühzeitig auf und erreichten das Dorf ohne alle Schwierigkeit, nachdem wir einmal den Rand der eben erwähnten offenen Wasserstelle glücklich überwunden hatten. Dort krachte das dünne Eis unter dem Gewicht unserer Schlitten und wir machten uns jeden Augenblick auf ein kaltes Bad gefaßt.

Auf dem rechten Ufer standen einige indianische Sommerwohnungen, einfache hölzerne Schuppen, die man über der Erde erbaut und mit einer kleinen, zuweilen runden Thür und mit

einem Loch im Dache für den ausströmenden Rauch versieht. Hinter ihnen sahen wir auf Pfählen die oben beschriebenen Fischhäuser oder Verstecke.

Auf dem linken Ufer befanden sich einige unterirdische Häuser, die für den Winter bestimmt waren. Man gräbt einfache Löcher in die Erde, versieht sie mit einem Dache, und beschüttet sie mit Erde. Zum Eingange dient immer ein roher Schuppen von Stämmen oder Brettern, in dem man ein Loch in der Erde, den Anfang eines unterirdischen Ganges, wahrnimmt. In dieses taucht man ein und kriecht auf Händen und Füßen in das Haus.



Durchschnitt eines Hauses unter der Erde.

Amilka, der Eigenthümer eines dieser Gebäude, stellte uns seinen halben Fußboden zur Verfügung, den wir von Schmutz und Abfällen reinigten und unsere Felle darauf ausbreiteten. Ein Theil von uns verweilte hier einige Tage, um die Manieren und Gewohnheiten dieser Leute zu studiren. Ihre Manieren mögen so hingehen, aber von ihren Gewohnheiten sind einige entschieden ekelhaft. Igtigalik, von den Russen zur Unterscheidung von einem benachbarten Orte mit einem ähnlichen Namen Nischni- oder Neu-Ulukuk genannt, wird von einem Stamme bewohnt, der von den Indianern in Unalachleet völlig verschieden ist und Ingelete heißt. Diese Leute, die von dem Malemuten-Dorfe blos fünfundzwanzig Meilen entfernt wohnen, sprechen

einen ganz verschiedenen Dialekt, der, wie ich später entdeckte, dem Co-Jukon nahe verwandt ist. Sie sind ein schöner kräftiger Stamm, haben viel Verstand und sind in der Regel guter Laune. Viele Männer waren mehr als mittelgroß und ihr Aeußeres glich im Allgemeinen dem der Eingeborenen von der Küste sehr. Vielweiberei existirt, jedoch nicht in großer Ausdehnung, und gelegentlich entläßt ein Mann seine Frau und nimmt eine andere, wenn die erste unfruchtbar ist, oder ihn mit zu viel Mädchen beschenkt. Töchter werden nicht gewünscht.

Die Häuser des Dorfs waren in dieser Jahreszeit mit Fischkörben, Fellen, Gestellen von Schneeschuhen und in Bau begriffenen Schlitten gefüllt. Der Gang, durch den man hineinkriechen mußte, war bei mildem und feuchtem Wetter weiter nichts als eine Gosse. Feuer machte man auf dem Fußboden mitten im Zimmer und war es niedergebrannt, so wurden die Kohlen und halb verbrannten Scheite von innen durch das Rauchloch im Dache hinausgeworfen und dieses letztere mit einem Fell bedeckt. Durch dieses Verfahren hinderte man die ganze Wärme, aber auch viel Rauch und kohlensaures Gas am Entweichen. Auch die Mündung des Einganges wurde gewöhnlich mit einem Hirschfell zugedeckt und es blieb mithin Alles im Zimmer, was dort an Ausdünstungen von mehr oder weniger verdorbenen Fischen. Fleisch, alten Pelzkleidern, jungen Hunden, Schmutz und Rauch sich entwickelte. Die Hunde, die oben auf dem Dache umherliefen und sich bissen, fielen zuweilen durch das Rauchloch auf das Feuer herunter, warfen das ganze Kochgeschirr über den Haufen und vermehrten die bereits erwähnten Gerüche mit einem neuen, dem von verbranntem Haar. Ich brauche nicht zu sagen, daß sie sich immer mit großer Eile zurückzogen und dabei winselten und heulten.

Anstatt der Seife benutzen diese Leute die vorhin erwähnte Flüssigkeit, die bei den Malemuten Eingang gefunden hat. Die kleinen Kinder sind plump und heiter, saugen an einem Stück Eis, als wenn es Gerstenzucker wäre, und sind mit dem Gebrauch des Taschentuches ziemlich unbekannt. Sie kamen mir furchtsam vor. Wenn ein Junge fiel und sich eine Beule oder Schramme holte, so sammelten sich die Frauen rings um ihn, fochten mit den Händen und erhoben ein großes Geschrei. Zeigten sich einige Blutstropfen, so legten sie die Hände vor die Augen, als ob der Anblick zu schrecklich sei, um ertragen werden zu können.

Die Männer wie die Frauen rauchen, die letzteren übrigens blos gelegentlich. Viele verschlingen gleich den Tschuktschen und Malemuten den Rauch und ihre Pfeifenköpfe fassen nicht mehr als eine Prise Taback. Sie schnupfen auch und bereiten sich ihren Taback selbst, indem sie die russischen Blätter in einem hölzernen Mörser zerstoßen. Dieser ist eine einfache runde Schale, die man aus einem Stück Holz roh geschnitten hat und in der linken Hand hält, während die rechte einen derben runden Stock führt, dessen Spitze mit einem Steine beschwert ist. Sie haben kleine eiförmige Schnupftabacksdosen von Holz oder Knochen und ziehen den gepulverten Taback mit einer dünnen hölzernen Röhre in die Nasenlöcher ein.

In diesem wie in den andern Ingelete-Dörfern lagen unsere Sachen, wenn wir abwesend waren, unbewacht da, und ich erinnere mich nicht, daß ein Fall nachweisbarer Unehrlichkeit vorgekommen wäre, obgleich wir die Erfahrung machten, daß unsere Wirthe in ihren Forderungen immer unverschämter wurden. Wir verschafften uns hier gedörrtes Hirschfleisch und einige arktische Hühner (Schneehühner). Die beständige Uebung machte uns sämmtlich zu ausgezeichneten Köchen, und ich glaube nicht,

daß ein Epikureer, wenn er in diesem den Appetit reizenden Klima einen Tag lang auf dem Marsche gewesen wäre, unser „Telegraphen-Gedämpftes," das wir im richtigen Augenblicke mit Mehl, Salz und Pfeffer zu würzen und zu verdicken verstanden, verschmäht haben würde.

In Igtigalik war es, wo Francis und ich unsere große, später als cause célèbre oft erwähnte Erörterung: Reis oder Bohnen? anstellten. Francis, der eben erst aus China zurückgekehrt war, behauptete, daß Reis die beste Lebensstütze sei, und daß Millionen von Chinesen fast von weiter nichts lebten. Ich stellte dagegen den Satz auf, daß Bohnen nahrhafter wären und daß die Bergleute und Reisenden der Küste des Stillen Meeres jeden Eid darauf ablegten, Bohnen seien das tragbarste und sättigendste Lebensmittel. Francis berief sich auf die kurze Zeit, in der Reis gekocht werden könne, aber ich bewies, daß Bohnen, einmal gekocht, ein einladenderes Gericht seien. Bohnen, sagte ich, à la mineur gedünstet, à la Yankee gebacken, oder à la clod-hopper gekocht, seien eine liebenswürdige Speise und dem faden Reis vorzuziehen. Wir trugen unsere Ansichten gegenseitig mit großem Ernst und tiefem Gefühle vor, ließen aber uns selbst und unsere Zuhörer genau da stehen, wo wir und sie vorher waren.

In Betreff der indianischen Reinlichkeit will ich hier eine kurze Anekdote erzählen. Im vorigen Winter hatte ein Ingelete über Brustschmerzen geklagt und Herrn Frederick Smith, ein Mitglied unserer Expedition, um ärztliche Hülfe gebeten. Es wurde ihm ein kräftiges Zugpflaster verschrieben, aufgelegt und die ganze Nacht auf der schmerzenden Stelle gelassen. Man erwartete, am nächsten Morgen seine Brust als eine einzige große Blase zu finden, aber die einzige Wirkung der spanischen Fliege

war die, daß die Haut da, wo sie gelegen hatte, rein geworden war. Dem Mann wurde es auf der Stelle besser.

Ein kleiner Indianer-Knabe, der mit andern Kindern spielte, wurde mit einem Messer verwundet und bat uns um Hülfe. Wir legten ein breites Stück Heftpflaster auf die Wunde und sagten dem Jungen, daß er weder weinen, noch essen oder sprechen dürfe, weil er sonst den Zauber zerstöre, der ihn heilen werde. Der kleine Kerl gehorchte aufs Wort, sprach nicht eine Silbe und hungerte sich eine Woche lang halb zu Tode, so daß sein Schnitt, der nicht gestört wurde, bald ausheilte und uns in Ruf brachte. Ein kleiner Vorrath einfacher Arzneien würde späteren Reisenden sehr nützlich sein. Kräftig wirkende Pillen für Eingeborene, die sich den Magen überladen haben, dürften am wenigsten fehlen. Mittel zum äußeren Gebrauch, Salben, Charpie und Heftpflaster werden gute Dienste leisten, da sehr viele Eingeborene an Hautkrankheiten leiden.

Während unseres Aufenthalts im Dorfe trat am 30. October Thauwetter ein und dauerte an den beiden nächsten Tagen fort. Das Thermometer hielt sich zwischen +32 und +35 Grad Fahrenheit, der Wind kam aus Süden und es fiel auch Schnee. Am 2. November kehrten Dall und Francis nach Unalachleet zurück, um zu versuchen, ob sie unsere Hunde, von denen noch mehrere aus unserm Dienst getreten waren, wieder bekommen könnten. Viele waren von dem Indianer-Dorfe geborgt worden und zogen natürlich das träge Leben in ihrer Heimath der schweren Arbeit bei uns vor. Ich habe im russischen Amerika keine Hunde gesehen, die sich mit den ausgesuchten Thieren in Petropawlowsk, die man allerdings unter den besten Arten der Halbinsel ausgesucht hatte, vergleichen konnten. Oberst Bulkley beabsichtigte, falls die Expedition sich noch durch einen

Sommer hinziehe, von dort eine Anzahl für uns einzuführen.

Ehe wir dieses Dorf verließen, kaufte ich mit Ketchum zusammen ein kleines Boot von Fellen, das ich später auf dem Yukon benutzte und mit dem ich auf dem Flusse 1200 Meilen weit fuhr. Ich zahlte dafür fünf Dollars baar und ein Beil, welches drittehalb Dollars werth war, so daß mein Fahrzeug nicht zu den theuren gerechnet werden konnte.

Am 3. November brachen wir mit vier Schlitten auf. Unser Ziel war das obere Dorf Ulukuk, das fünfzehn Meilen entfernt liegt. Die Straße führte hauptsächlich über „Peronose," wie die Russen für Tragstellen sagen, und über einen Boden, hoch bedeckt mit weichem Schnee, in dem unsere Hunde, unsere Schlitten und wir selbst halb begraben wurden. Unser Canoe von Fellen hatten wir oben auf eine gewöhnliche Schlittenladung gestellt und mußten tüchtig arbeiten, besonders in Schneewehen, um es mit fortzubringen. Wir kreuzten manche kleine Flüsse, auf denen sich noch kein vollständiges Eis gebildet hatte, und glitten mehrmals bis an die Brust in das kalte Wasser. Ueber solche Stellen hoben wir unsere Schlitten vorsichtig weg, damit unsere Sachen nicht naß würden. An einigen Zuflüssen des Yukon war der Weg so gut, wie eine Kunststraße nur sein kann, und nur leicht mit Schnee bedeckt. Hier durften wir den Hunden schon zumuthen, uns mitzuziehen, und setzten uns auf die Schlitten. Oft konnten wir uns diesen Luxus freilich nicht gestatten. In den Wäldern, durch die unsere Straße theilweise lief, rannten unsere Hunde mit den Schlitten häufig gegen Bäume und Stümpfe an und saßen dann fest, bis wir sie los machten. Spät am Tage erreichten wir den Ulukuk-Fluß, der noch offen war. Es kamen in ihm viele Stromschnellen vor

und in seiner Nähe befinden sich heiße Quellen, so daß dieser Strom selten ganz zufriert. Die Ingeleten haben diesen Umstand benutzt und ihre Hauptdörfer nahe bei ihm erbaut. Sie haben große Lachsfänge im Flusse und auch Ober-Ulukuk besitzt noch den Vorzug einer guten Lage auf einer Lichtung des Waldes dicht am Wasser. In der Ferne zieht die Kette der Ulukuk-Gebirge, die man auch vom Seestrande sieht und von der ich später sprechen werde. Ulukuk ist hinsichtlich der Lachse, Lachsforellen, Schneehühner und Hirsche das Paradies dieser Gegend und hier wohnen mehr Ingeleten als in irgend einem andern Dorfe. An einem solchen Orte hat man nicht zu befürchten, daß die Hunde davonlaufen.

Die gewöhnliche Methode, wie die Eingeborenen ihre Speisen bereiten, ist das Rösten am Feuer. Einige haben übrigens von den Russen eiserne Töpfe gekauft. Ein Lachs, an einem neben das Feuer gesteckten Stabe geröstet und gelegentlich umgedreht, bis er braun geworden ist, schmeckt vorzüglich.

Am 4. erhob sich ein schrecklicher Schneesturm, der aus Nordosten kam. Glücklicherweise befanden wir uns bereits in einem Hause unter der Erde und legten vor bewundernden Zuschauern, mit denen wir um getrocknete Fische für unsere Hunde handelten, unsere Schätze an Compassen, Bleistiften, Tagebüchern u. s. w. aus. Es wäre der Mühe werth, wenn Reisende statt des Gerümpels, das man den Indianern aufzuhängen pflegt, einen kleinen Vorrath von Spielzeug und Instrumenten einfacher Art mitnähmen. Glasperlen und Armbänder sind wohl gut, aber Brennspiegel, Vergrößerungsgläser, Kaleidoskope, Hundepfeifen und kleine Kurzwaaren würden für die Indianer etwas Neues sein. Wir haben im Allgemeinen immer gefunden, daß die Eingeborenen den nützlichen Dingen vor bloßen Putzsachen

entschieden den Vorzug geben und daß Beile, Messer, Pulver, Flintensteine und Kugeln am besten Abnahme bei ihnen finden. Wenn sie aber für eine Neuigkeit, so unbedeutend diese sein mag, eine große Vorliebe empfinden, dann bezahlen sie jeden Preis dafür. Der Reisende, der vor Allem auf die Tragbarkeit seiner Waaren Rücksicht zu nehmen hat, mag solche Kleinigkeiten auswählen, welche auch bei uns erwachsenen Kindern gefallen, und wird sich dann die Mühe ersparen, Artikel fortzuschaffen, die schwerer wiegen und nicht so ansprechen. Bei mehreren Gelegenheiten erregten wir das Erstaunen der Indianer durch Pharaoschlangen, die damals in San Francisco etwas Neues waren. Kleine Feuerwerksachen, die man in Zinn oder Zink sicher verwahren kann, würden bei den Indianern, wenn sie im Frühling ihre Versammlungen halten, großen Beifall finden.

Fünfzehntes Capitel.

Beendigung der Schlittenreise.

Uebergang über den Ulukuk. — Schneeschuhe. — Ulukuk-Gebirge. — Landreisen. — Versola Soska. — Das beste Lager. — Unser gefrorener Athem. — Indianische Ehrlichkeit. — Der Nutzen von Schneeschuhen. — Warme Quellen. — Erster Blick auf den Jukon. — Coltog. — Der alte Starik. — Reise auf dem Jukon. — Alikow's Barabba. — Zusammentreffen mit einem russischen Schlittenzuge. — Ankunft in Nulato.

Am 5. November Morgens leistete uns unser Kahn von Fellen beim Uebergang über den Ulukuk vortreffliche Dienste. Wir fuhren hin und her und schafften unsere Schlitten, Hunde und Wagen glücklich aufs andere Ufer. In Ulukuk machte ich den ersten Versuch mit meinen Schneeschuhen und erheiterte die Eingeborenen sehr, die sich nicht genug wundern konnten, wie Jemand ein langes Leben habe hinbringen können, ohne Schneeschuhe zu benutzen. Am 6. machten wir einen Ausflug mit zwei Schlitten, einem Indianer und einem Knaben. Unser Fellboot brachten wir in ein „Versteck," um es für eine spätere Zeit aufzuheben. Der Tag war angenehm, die Temperatur + 23 Gr. F., aber der frisch gefallene Schnee so weich, daß wir sämmtlich Schneeschuhe tragen mußten. Ich hatte mich bald an sie gewöhnt und kam gut mit ihnen fort. Die ganze Kunst besteht darin,

daß man vergessen muß, solche Schuhe zu tragen, und genau so zu gehen hat, wie man sonst geht. Dann bewegt sich der Schneeschuh mit dem Fuße vorwärts, wird aber nicht viel über den Schnee gehoben. Die Schnüre sind so eingerichtet, daß die Fußspitze festsitzt, während der übrige Fuß sich auf die gewöhnliche Weise hebt und senkt. Da der ganze Zweck der Schneeschuhe darin besteht, das Gewicht des Menschen von einem großen Raume tragen zu lassen, so haben sie eine bedeutende Länge, zuweilen von fünf und einem halben Fuß, oder noch mehr. Die durchschnittliche Länge ist vier und ein halber Fuß. In diesem

Schneeschuh.

Theile des Landes sind alle Schneeschuhe vorn abgerundet und aufwärts gebogen, hinten aber spitz. Man macht sie von Birkenholz, das man an beiden Enden mit einem feinen Geflecht von Därmen bedeckt; die Schlingen für den Fuß sind Streifen Haut.

Wir wanderten gegen Nordosten und folgten ziemlich genau dem Fuße der Ulukuk-Gebirge, die sich nicht bedeutend über das Meer erheben und in ihrer Höhe selten dreitausend Fuß überschreiten, aber in diesem verhältnißmäßig ebenen Lande weithin sichtbare Landmarken sind. Sie laufen hundert Meilen weit von Norden gegen Süden. Einer ihrer Vorberge, der Versola Sofka, hat eine sehr anmuthige runde Form. Gegen Westen liegen Berge, die höher zu sein scheinen.

Von Zeit zu Zeit machten wir Halt, um uns durch einen Trunk eiskalten Wassers zu erquicken. So oft ich ein Loch ins Eis machte, bemerkte ich, daß unser Indianer es stets mit lockerem Schnee füllte, ehe er sich auf seine Hände und Knie niederließ, um zu trinken. Er that dies, um das Wasser zu filtriren und um nicht gewisse kleine rothe Würmer, die in ihm leben sollen, mit in den Mund zu bekommen. Wir kamen bald wieder an eine Tragstelle, auf der Lichtungen und durchsichtige Gehölze von Fichten, Birken und Weiden abwechselten. Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir den Fuß des Versola-Sofka-Berges, wo wir einen breiten gefrorenen Fluß fanden. Wir lagerten dicht neben ihm und machten uns von duftenden Fichtenbüschen ein prächtiges Feuer und ein Bett. Ein Schirm von Segeltuch, den wir hinter unserem Lager an Bäumen und an unseren in den Schnee gesteckten Schneeschuhen befestigten, schützte uns gegen den einzigen Feind, den wir zu fürchten hatten — den Wind. Wir lernten durch die Erfahrung erkennen, daß ein Zelt im Winter nicht so behaglich ist, als ein solches offenes Lager, da man es nicht so nahe an das Feuer bringen darf. Nachdem wir unser Lager eingerichtet, die Schlitten so weit wie nöthig abgeladen und unsere Hunde gefüttert hatten, entledigten wir uns unserer nassen Pelzsocken und Fellstiefeln und hingen sie in mäßiger Entfernung vom Feuer zum Trocknen auf. Inzwischen griff unser Indianer zu den Töpfen, schlug ein Loch ins Eis und holte Wasser für den Thee. Einer von uns schnitt den Schinken in Scheiben, ein Anderer gab ein Stück „hartes Brot" oder Schiffszwieback heraus, ein Dritter dämpfte Hirschfleisch oder ein frisches Schneehuhn. Bald war unser Mahl vorüber und auch die Pfeife, die wir Alle liebten, hielt nicht lange vor. Nun wickelten wir uns in unsere Decken und Pelze ein und

schliefen mit den Sternen über uns, die friedlich auf uns niederblickten, „weil sie weiter nichts zu thun haben," binnen wenigen Minuten ein. Als wir am Morgen aufwachten, entdeckten wir, daß unser Hauch an unseren Bärten und sonstigen haarigen Anhängseln zu Eismassen gefroren war. Dies wurde uns so unangenehm, daß viele unserer Leute sich den ganzen Winter über glatt rasirten. Ein Kaufmann, den ich im Sommer vorher in Petropawlowsk traf, wäre einmal von dem Eise, das sich auf diese Weise an seinem starken Barte gebildet hatte, fast erstickt worden. Auf einer Reise in den Wäldern hatte er das Unglück, die Richtung zu verlieren. Er mußte im Freien übernachten, und als er am Morgen von seinen besorgten Freunden aufgefunden wurde, hatte ihm das Eis die Mundöffnung und die Nasenlöcher verstopft. Wir mußten immer erst das zusammengefrorene Eis aus unserem Gesicht entfernen, ehe wir unsere nothdürftige Toilette machen konnten. Sie beschränkte sich darauf, daß wir eine Hand voll Schnee nahmen und uns das Gesicht damit abrieben. Die Operation erfrischt merkwürdig. Dann kochten wir schnell unser Frühstück und machten uns wieder auf den Marsch. Ein oder zweimal setzten wir Abends vorher Fleisch ans Feuer und ließen es die ganze Nacht brodeln.

Am Morgen des 7. November verließen wir den Versola Sofka, nachdem wir einen Theil unseres Gepäckes, das für die Hunde zu schwer war, auf einem von Pfählen gestützten Gerüst zurückgelassen hatten. Ich will hier ein für alle Mal erwähnen, daß unsere Leute oft Sachen wie Thee, Mehl, Melasse, Schinken und die verschiedensten kleinen Artikel auf diese Weise über das Land ausstreuten und daß diese Waaren von den Indianern, die uns häufig auf dem Fuße folgten, niemals berührt wurden. Es gehörte eine starke Dosis von Vertrauen dazu, wenn Jemand

es im St. Jamesparke ebenso machen wollte. Die heutige Reise war eine besonders mühsame, denn der Schnee hatte durch einen neuen Schneefall eine noch größere Tiefe und Weiche bekommen, und unsere Schlitten wurden alle Augenblicke umgeworfen. Um eine Bahn für unsere Hunde zu machen, gingen wir mit dem Indianer häufig voran, kehrten wieder um und gingen noch einmal voraus, so daß wir denselben Weg dreimal machten.

In der Dunkelheit gingen wir über einen noch offenen Fluß und kamen dann zu einer kleinen und höchst verfallenen Indianerhütte, die nicht viel besser als ein offenes Lager war und von den Russen Iwan's Barabba (Haus) genannt wird. Es war ein wahrhaft erbärmliches Nest und augenblicklich im Besitz eines Indianers mit Weib und Kind, den kein Bettler um dieses Eigenthum beneidet haben würde. Die Leute waren aber glücklich, denn sie wußten ja, daß sie am nächsten Tage Hasen und Schneehühner in Schlingen fangen, mit etwas mehr Anstrengung einen Hirsch erlegen und im äußersten Nothfall sich aus dem nächsten Dorfe alles zum Lebensunterhalt Nöthige holen konnten. Wir gaben ihnen außer ein paar Kleinigkeiten etwas Taback und erhielten von ihnen einen leichten Schlitten, der nicht höher als funfzehn Zoll war und zum Fortschaffen unsrer Decken und leichten Artikel benutzt werden sollte.

Am 8. fiel dichter Schnee und das Reisen wurde so schwierig, daß wir mit der höchsten Anstrengung an diesem Tage nur zehn Meilen machen konnten. Als wir unser Lager bezogen, waren wir ganz ermattet. Unsere Schneeschuhe, denen wir die Möglichkeit des Fortkommens allein zu verdanken hatten, waren in tiefem und anhaftendem Schnee doch sehr ermüdend. Der Unterschied, ob man solche Schuhe trägt oder nicht, ist einfach der: ohne Schneeschuhe sinkt man drei bis vier Fuß, mit ihnen blos

eben so viele Zolle ein. Bei manchem Wetter setzt sich aber viel Schnee und Eis an sie an, und dann muß man bei jedem Heben des Fußes eine Nebenlast von zehn bis funfzehn Pfund mitheben. In solchen Zeiten muß man die Schuhe fortwährend schütteln oder auf andere Weise reinigen.

Am 9. hatten wir einen schönen und hellen Morgen und eine Temperatur von +4 Grad F. Mit größerer Leichtigkeit als am Tage vorher wanderten wir durch ein ebenes Land mit niedrigen Höhenzügen, von denen wir in der Richtung des Yukon eine Oeffnung in den Bergen sahen. Unser Indianer, der ziemlich weit voranging, schoß mehrere Schneehühner, und wir machten einen tüchtigen Marsch von achtzehn Meilen. Am nächsten Morgen wehte der Wind aus Norden und machte uns die Kälte sehr empfindlich. Es ist wunderbar, wie durchdringend der Wind in diesem arktischen Klima ist. Jede kleine Naht, jeder kleine Riß oder Schlitz in Deinen Tuchkleidern oder in Deinen Pelzen macht Dir seine Existenz bemerklich und Deine Nase und Ohren, wie alles an Deinem Körper Hervortretende, hat besonders zu leiden. An diesem Tage kamen wir in eine ziemlich hügelige Gegend und bemerkten in den Thälern mehrere warme Quellen, die im Winter nie zufrieren sollen. Eine, in der Gasblasen zur Oberfläche aufstiegen, untersuchte ich. Ihre Temperatur war +1 Grad F. und die Luft war um dreiundzwanzig Grad kälter. Gegen Abend ging das Wasser auf den Nullpunkt herunter, obgleich der Wind aufgehört hatte.

Wir brachen am nächsten Morgen früh auf und wanderten in nordöstlicher, später mehr in nördlicher Richtung weiter. Gegen Mittag nahmen wir von einer Höhe aus einen schwachen blauen Streifen über den Bäumen wahr. Mit beschleunigten Schritten gingen wir gegen ihn hin weiter, traten bei Sonnen-

untergang aus den Wäldern heraus, schossen einen steilen Abhang hinab und standen auf einem mächtigen, mit Schnee bedeckten Eisfelde, auf dem mächtigen Jukon. Kaum ein Fleckchen offnen Eises ließ sich sehen, Alles war mit einem Wintermantel bedeckt. An vielen Stellen waren große Haufen von Eisblöcken auf die Oberfläche gedrängt worden. Dies war vor dem völligen Zufrieren des Flusses geschehen und noch jetzt gab es offenes Wasser, welches in einzelnen isolirten Streifen rasch dahinfloß. Von Ufer zu Ufer war nicht weniger als eine Meile und in jeder Richtung lagen Inseln. Denkt sich der Leser einen Fluß von zweitausend Meilen Länge, der von diesem Punkte an auf seinem ganzen Laufe eine bis fünf Meilen breit ist, von der Quelle bis zur Mündung als eine unter Schnee liegende Eismasse, so kann er sich den Jukon im Winter denken. Ich war darauf gefaßt, einen breiten Strom zu sehen, hatte aber von dem wirklichen Schauspiel, das mich erwartete, keine Vorstellung. Keine Feder und kein Pinsel vermag von der furchtbaren Größe, der ungeheuren Monotonie, dem unermeßlichen Raum, der sich vor uns entfaltete, eine Vorstellung zu geben.*

Meine erste Bekanntschaft mit dem Jukon machte ich, indem ich in Gemeinschaft mit meinen Gefährten, behaglich auf meinen Schneeschuhen sitzend, am Ufer in dem Verhältniß von „2.40", um eine amerikanische Bezeichnung** zu gebrauchen, hinuntersauste. An solchen Schneebänken ereignet es sich gewöhnlich,

* Die Künstler werden mich verstehen, wenn ich sage, daß bei einer Skizze des Flusses die Nothwendigkeit eintreten würde, die Breite derselben im Verhältniß zur Höhe unverhältnißmäßig auszudehnen, wie es bei einem Bilde nicht zulässig ist. Dies ist meine Entschuldigung, daß ich nicht mehr Skizzen vom Jukon gebe.

** Zwei Minuten vierzig Secunden ist die Zeit, die ein ausgezeichnetes Pferd braucht, um eine Meile zurückzulegen.

180

Ankunft auf dem gefrorenen Yukon.

daß der Schlitten schneller hinunterschießt als die Hunde, die sich dann in ihr Geschirr verwickeln und niedergerissen und in den Schnee gedrückt werden. Bei solchen Gelegenheiten laufen sie häufig davon. Der Fuhrmann wirft sich wohl nieder und hängt sich an den Schlitten an, um als Hemmschuh zu wirken. Wie ich von meinen Freunden hörte, die in Sibirien überwintert haben, ist es dort bei den Schlittenführern Sitte, eine Stange bei sich zu führen und sie vom Schlitten herunter jede Minute mehrmals in den Schnee zu stoßen, um die Schnelligkeit der Fahrt zu mäßigen.

Nachdem wir eine Viertelstunde lang über die Schneefläche gewandert waren, kamen wir in das Ingelete-Dorf Coltog, wo wir Halt machten und in eins der größten unterirdischen Häuser, die ich je gesehen hatte und das von mehreren Familien bewohnt wurde, eintraten. Der Hausbesitzer, der alte Starik, nahm uns wohl auf und bewirthete uns mit weißen Schneehühnern und Beeren. Leider fanden wir wenig Hundefutter hier. Dies ist beim Reisen ein immer wiederkehrender Nachtheil, der das Fortschaffen bedeutender Waarenmengen sehr erschwert. Natürlich werden die Hunde ohne regelmäßige Nahrung bald schwach und streifen umher, um sich ihr Fressen zu suchen. Wo es viele Hunde giebt, sind Nahrungsmittel selbst in Kisten und Fässern nicht sicher. Im vorigen Jahre wußten sie ein Fäßchen Oel zu öffnen und ließen in ganz kurzer Zeit nichts übrig, als einige zerbrochene Dauben und Reifen. Bei diesem Marsche verschlang einer einen halben Schinken und wurde in Folge dessen krank.

Während des 12. und 13. Novembers, zweier sehr regnerischer und stürmischer Tage, rasteten wir in diesem Dorfe. Der alte Starik holte seine Nachbaren herbei und verschaffte uns durch sie eine hübsche Menge eßbarer Sachen. Der arme alte

Mann, den man im wörtlichsten Sinne des Wortes den Aeltesten des Bezirks nennen konnte, war mit seinem eingeschrumpften Körper, seinen tausend Runzeln im Gesicht, seinem langen dünnen Haar, seinem borstigen Kinn und seinem zahnlosen Munde ein Gegenstand des Mitleids. Er konnte kaum noch gehen und schwankte unsicher hin und her, aber sein altes Herz erwärmte sich noch einmal, als wir ihn mit baumwollenem Zwillich, Pulver und Kugeln beschenkten. Unsere hin- und hergehenden Schlittenzüge mußten in diesem Dorfe während des Winters beständig Halt machen. In Starik's Hause schliefen verschiedene der Indianer auf Bänken, die rings um die Mauer liefen, und so konnten vier bis fünf Familien untergebracht werden. Wenn wir an solchen Orten übernachteten und unsere Mahlzeit gehalten hatten, so füllten wir stets den Theekessel wieder und bewirtheten jeden Eingeborenen, der uns einen Dienst geleistet hatte, mit einer Schale schwachen Thees, auf dem etwas zerbrochener Zwieback schwamm. Einige hatten bei den Russen Geschmack am Thee und noch mehr am Zucker gefunden. Da beide Waaren nicht zu den Handelsartikeln der Posten der russischen Pelzgesellschaft gehören, so lernen wenige Indianer sie kennen. Daß der Thee an sich ihnen gefällt, glaube ich nicht, und sie werden ihn wohl nur deshalb lieben, weil er heiß und süß ist.

Am 14. fuhren wir auf dem Jukon weiter. Eine offene Stelle, die gelegentlich vorkam und in der das Wasser mit der Schnelligkeit von drei Knoten in der Stunde lief, bewies uns allein, daß hier ein Fluß vorhanden sei, und die ungeheure Schneefläche ließ uns fast vergessen, daß wir auf Eis seien. Der Fluß macht große Krümmungen und wir zogen daher häufig von einer Landspitze zur andern. Mehrmals gingen wir quer über Land, um Winkel oder Krümmungen abzuschneiden, und

obgleich aufgehäufte Eismassen von allen Formen und Gestalten wild und unregelmäßig umherlagen, so kamen wir auf dem Eise doch unendlich leichter vorwärts, als auf den Tragstellen. Viele Klippen sprangen in den Fluß vor und Inseln mit dunkelgrünen Wäldern lagen in allen Richtungen umher. Wir machten etwa fünfundzwanzig Meilen und übernachteten dann in einem neuen, aber leeren Indianerhause, das bei den Russen unter dem Namen von „Alikow's Barabba" bekannt ist. Bei Sonnenuntergang hatten wir —2 Grad F.

Früh standen wir auf und nachdem wir etwa sieben Meilen zurückgelegt hatten, begegneten wir einem großen Schlittenzuge, der von Russen und Indianern begleitet war. Der Oberbeamte oder Bidarschik von Nulato hatte die Leute beauftragt, ihren eigenen Lebensbedarf zu holen und uns zu helfen. Da einige unserer Leute einige Tage später nach dem Norton-Sunde zurückkehren sollten, so kehrten die Russen um und gingen mit uns zurück. Wir machten noch etwa acht Meilen und waren dann in unserem Bestimmungsorte Nulato, wo wir mit großem Lärm und Gelächter und unter unzähligen Flintenschüssen unseren Einzug hielten. Alle halfen uns, unsere Schlitten über die Höhe zu schaffen, die zu der Station führt, und einige Minuten später saßen wir am Tische des Bidarschiks bei einem Frühstück von rohen Salzfischen und Brot. Es versteht sich von selbst, daß der Samowar herbeigeholt worden war, sobald man uns in der Ferne erblickt hatte. Der ärmste Russe wird die heilige Sitte der Gastfreundschaft nie vernachlässigen und trinkt seinem Gaste starken Thee in großen Gläsern zu. Später am Tage bekamen wir noch etwas Herzhafteres.

So endete unsere Reise nach Nulato. In der späteren Winterzeit, als der Schnee fester geworden war und Schnee-

schuhe zuweilen entbehrt werden konnten, wurde die Entfernung von unseren Leuten in viel geringerer Zeit zurückgelegt.

Das für uns eingerichtete Quartier, ein niedriges Gebäude, welches die eine Seite des Hofes einnahm, war geräumig und entsprach vernünftigen Ansprüchen an Behaglichkeit. Die Wohnung war gereinigt worden, im Ofen brannte ein mächtiges Feuer und Stroh bedeckte den Fußboden, kurz es war Alles geschehen, was sich mit den vorhandenen geringen Mitteln thun ließ. Später nahmen wir ein köstliches Dampfbad und kamen bald zu der Ueberzeugung, daß das Leben im russischen Amerika, Alles in Allem betrachtet, ganz erträglich sei.

Sechzehntes Capitel.

Leben in Nulato am Jukon.

Die ersten Erforscher des Jukon. — Nulato. — Unser Quartier. — Wasserschlitten. — Fischfänge. — Zeichnen im Winter. — Gefrorene Lebensmittel. — Der kälteste Tag. — Abfahrt eines Schlittenzugs. — Mittagsgesellschaft. — Ankunft von Indianern. — Der kürzeste Tag. — Fröhliche Weihnachten. — Speisekarte. — Nordlicht. — Temperaturen. — Zufuhren. — Die größte Winterreise unserer Erforscher.

Beamte der russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft sind die ersten Erforscher des Jukon gewesen. Diesen Theil des Flusses erreichte Malakow 1838 und Derabin im folgenden Jahre. Der letztere begann 1842 mit der Errichtung des Postens von Nulato, der auch lange seinen Namen getragen hat. Zu Anfang des Winters von 1843 erschien der russische Seeoffizier Zagoskin, der dieselbe Straße wie wir benutzte, in Nulato und half beim Bau des Forts.*

Nulato ist der am tiefsten im Innern gelegene und folglich der nördlichste von allen Posten der russischen Pelzgesellschaft. Nach Zagoskin's Beobachtungen ist die nördliche Breite 64 Grad

* Sein Werk enthält fast Alles, was wir vom untern Jukon wissen. Laborne, der Dolmetscher unserer Expedition, hat es übersetzt, doch ist es nie gedruckt worden. In einer deutschen Ausgabe existirt es.

42 Minuten 11 Secunden, die westliche Länge 157 Grad 58 Minuten 18 Secunden. Es liegt auf dem nördlichen Ufer des Jukon und auf einem flachen Strich einer verhältnißmäßig offenen Gegend, der in Südwesten vom Nulato, einem Zufluß des Jukon, der an seiner Mündung mindestens siebzig Ellen breit ist, begrenzt wird.

Ein kleinerer Fluß, der auch in den großen Strom fällt, begrenzt diesen offenen Landstrich gegen Nordosten. In den Wäldern, die in mäßiger Entfernung vom Fort liegen, findet man Bäume von ziemlicher Stärke und solcher Höhe, daß sie zu Bauzwecken benutzt werden können. Der Boden, der an verwitterten Pflanzenstoffen reich ist und einen Untergrund von Thon hat, ist im Frühling sumpfig, könnte aber doch vielleicht benutzt werden. Ueppiges Gras und unzählige Beeren wachsen in dem kurzen Sommer und gelangen zur Reife.

Der Posten gleicht dem bereits beschriebenen und unterscheidet sich blos dadurch, daß er zwei Thürme für Wachtposten besitzt. Er ist von einem Pfahlwerk umgeben, dessen Thor während unserer Anwesenheit in der Nacht immer und am Tage dann geschlossen wurde, wenn Indianer in großer Zahl ankamen. Vor unserer Ankunft war aus Gründen, die sich später zeigen werden, in jeder Nacht Wache gehalten worden. Das Blockhaus, welches wir bewohnten, nahm die eine Seite des viereckigen Forts ein. Die Fenster unseres Zimmers hatten Scheiben von Seehundsdarm und da es jetzt blos noch zwei Stunden Tag war, so hatten wir nicht das beste Licht. In wollene Decken, mit Pelz eingefaßt, gehüllt, schliefen wir des Nachts auf einem Gerüst zwei Fuß über dem Fußboden, der mit Moos ausgestopft und mit Stroh und Fellen belegt war. Trotzdem und obgleich wir im Zimmer gewöhnlich Wärme genug hatten, war der Fußboden

zuweilen eiskalt. Ich hing einmal nasse Kleider zum Trocknen auf, in der Nähe der Decke dampften sie, aber einen Fuß über dem Fußboden waren sie fest gefroren und lange Eiszapfen hingen von ihnen herunter. Unten im Zimmer hatten wir +4 Grad Fahrenheit, wenn oben +60 bis +65 Grad Fahrenheit waren.

Unsern Bedarf an Wasser erhielten wir aus einem Loch im Eise des Jukon, das eine Viertelmeile vom Posten entfernt war und beständig offen gehalten wurde, d. h. so weit offen, als die Natur erlaubte. Der Wasserschlitten war ein wichtiges Inventarstück des Ortes. Auf ihm lag eine große Tonne, die mit Wasser und einer Menge zerbrochener Eisstücke gefüllt und in die Station geschafft wurde. Gezogen wurde der Schlitten gewöhnlich von Männern, zuweilen auch von Indianerinnen, da nicht Hunde genug vorhanden waren, um ihn in Bewegung zu setzen. Natürlich wird man die Frage aufwerfen: Friert ein Fluß wie der Jukon nicht bis zum Grunde aus? und ich gebe darauf die sehr bestimmte Antwort: Das ist mit Ausnahme der ganz seichten Stellen nicht der Fall. Wir sahen Eis von neun und mehr Fuß Dicke, doch war es nicht das Product des natürlichen Processes allmäligen Frierens und Ansetzens von neuem Eis, sondern war durch ein Aufeinanderschieben von Eisschollen vor dem vollständigen und festen Zufrieren des Flusses entstanden. Ich glaube, daß die durchschnittliche Dicke des Eises an hinreichend tiefen Stellen fünf Fuß betrug. Daß überall eine Schneedecke liegt, hat ohne Zweifel die Wirkung, die Bildung von außerordentlich dickem Eis zu verhindern, und auch die rasche Strömung übt diesen Einfluß.

Ich habe vorhin erwähnt, daß die Indianer mittelst Löchern im Eis zu fischen pflegen, hatte dieses Verfahren aber in dem großen Maßstabe, der am Jukon üblich ist, noch nicht ausüben

sehen. Zu Anfang des Winters trieb man lange Stangen durch das Eis bis auf den Grund des Flusses hinunter und befestigte daran Reußen, die einfach aus trichterförmig zulaufendem und zu einem Korb führendem Weidengeflecht bestanden. Ueber ihnen erhielt man längliche Oeffnungen im Eise, in denen man häufig aufeiste, und fing zuweilen eine große Anzahl von Weißfischen und von einem großen schwarzen Fisch, der von den Russen Nalima genannt wird. Von den Weißfischen bekamen wir unsern

Fischfänge am Yukon.

Antheil. Der schwarze Fisch dient hauptsächlich zum Hundefutter, doch wurde seine große und fette Leber von den Russen gern gegessen und auch von uns nicht verschmäht.

Im November und December gelang es mir, in Zeiten, wenn wir 30 Grad unter Null hatten, Skizzen vom Fort und von der Umgegend aufzunehmen. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Arbeit eine schwierige war und viele Unterbrechungen erlitt. Hatte ich fünf Striche mit dem Bleistift gemacht, so lief

ich umher, um mich zu erwärmen, oder ging zu diesem Zweck ins Zimmer. Mehrmals ging mir die Haut von den Fingern, einmal erfror mir mein linkes Ohr, das fast bis zum Scheitel in die Höhe schwoll, und immer schwebte ich in der Furcht, daß mein stark vortretendes Geruchsorgan ins Unglück gerathen könne. Der Gebrauch von Wasserfarben verbot sich natürlich, ausgenommen wenn ich mir in einem Topf auf einem kleinen Feuer neben mir Wasser warm erhalten konnte. Bei zwei oder drei Gelegenheiten that ich das, wenn ich in einer gewissen Entfernung vom Posten arbeitete. Selbst im Innern des Hauses hatten wir in der Nähe der Fenster und auf dem Fußboden die Temperatur des Gefrierpunktes. Einmal vergaß ich diese Thatsache, wie dies ja so leicht geschieht, und mischte einige Farben mit Wasser, das eben dicht am Ofen gestanden hatte, näßte eine kleine Bürste und wollte die Farben nun auftragen. Ehe sie das Papier erreichte, war sie mit einer Eishaut bedeckt und machte auf der Oberfläche bloße Kritzeln, so daß ich die Sache aufgeben mußte. Einer von uns ging in ein Magazin, um Zimmermannsarbeiten zu verrichten und nahm, um sich die Hände frei zu erhalten, einen großen eisernen Nagel in den Mund. In wenigen Augenblicken waren die Lippen zusammengeklebt und mußten erst am Feuer wieder aufgethaut werden.

Die Wirkung der starken Kälte auf unsere Vorräthe im Magazin war ein höchst interessantes Studium. Unsere gedörrten Aepfel waren eine einzige Felsmasse, die mit dem Beil zerschlagen werden mußte; unsere Melasse wurde zu einem dicken Teig und mit keinem unserer Messer vermochten wir von unseren Schinken, wenn sie nicht vorher in ein wärmeres Zimmer gebracht worden waren, ein Stück herunterzuschneiden. Unser „nie verderbendes Fleisch" würde, wenn diese Kälte fortgedauert hätte,

nie verdorben sein, dagegen hätte es, wie Kane sehr richtig bemerkt, ausgezeichnete Kartätschen geliefert. Wenn wir von den Indianern Hühner oder Hasen gekauft hatten, so erhielten sie sich einen Monat und länger frisch.

Unser kältester Tag des ganzen Winters fiel in den December. Am 26. November ging das Thermometer plötzlich von der verhältnißmäßig angenehmen Temperatur von + 2 Grad auf —18 Grad herunter und fiel nun beständig Tag für Tag, bis es am 5. December bei —58 Grad Fahrenheit oder bei **90 Grad** unter dem Gefrierpunkte ankam. Das Wetter war aber erträglich, denn in der ganzen Zeit gab es weder Wind noch Schnee, und wir fühlten die Kälte nicht so sehr, wie an andern Tagen. Das Barometer stieg dabei rasch und stand an unserm kältesten Tage etwas über 30 Zoll.

Am 7. December fiel das Barometer stark und gleichzeitig stieg das Thermometer, zuerst auf —24 und später auf —16 Grad, wobei dichter Schnee fiel. Das Spiritus-Thermometer, das ich besaß, stimmte, obgleich ich es bei einem Mechanicus von San Francisco gekauft hatte, mit dem von dem Smithson'schen Institut gelieferten Quecksilber-Thermometer bis zu —40 Grad vortrefflich überein. Bei einer noch stärkeren Kälte hat ein Quecksilber-Thermometer bekanntlich keinen Werth. Andere Thermometer wiesen eine viel niedrigere Temperatur nach und namentlich zeigte eines, übrigens kein zuverlässiges Instrument, das einer unserer in Nulato zu uns gestoßener Erforscher benutzte, am 5. December auf —68 Grad.

Welche Erfahrungen wir in dieser Zeit sonst noch machten, werde ich durch Auszüge aus meinem Tagebuche mittheilen:

18. November. (Temperatur bei Sonnenaufgang —16 Grad Fahrenheit.) Labarge verließ uns mit einigen Indianern,

um von Unalachleet Vorräthe zu holen, und die Russen begleiteten ihn. Nicht weniger als zehn Schlitten kamen in Anwendung und auf dem Hofe ging es lebhaft zu. Die Leute unterhielten sich mit ihren Freunden oder nahmen Abschied von ihnen, riefen ihre Hunde und zogen sie zu den Schlitten. Die Hunde waren ungeduldig und machten alle Augenblicke den Versuch, sich auf den zugefrorenen Fluß zu retten. Hier und da gab es einen Köter, der gar nicht fort wollte und nun am Halsband gepackt und unter fortwährendem kläglichen Winseln von seiner Seite zum Schlitten halb getragen wurde, wo man ihn kaum angespannt hatte, als er sich anstrengte, sein Geschirr zu zerbeißen. Endlich war Alles fertig, das Thor öffnete sich und die ganze Gesellschaft lief schleunigst die Höhe hinter. Sie verschwand bald in der Ferne, denn die leichten Ladungen gestatteten den Fuhrleuten, sich auf die Schlitten zu setzen und rasch zu fahren. Auf dem Rückwege hatten sie es nicht so bequem.

19. November. (Temperatur — 32 Grad.) Vorräthe in kleinen Mengen beginnen einzutreffen. Larrione, ein Co-Jukon, erschien mit seinem Jungen, der eine Flinte zweimal so lang wie er selbst trug, und brachte uns frisches Fett in Büchsen von Birkenholz und einige arktische Hühner (Schneehühner). Wir bewiesen uns natürlich erkenntlich und gaben ihm sowohl Geld als Thee und Brot.

Wir gaben dem Bidarschik Iwan und seinem Gehülfen Jagor ein Mittagsessen. Iwan war ein Mischling und verdankte seine jetzige Stellung der Entdeckung, daß er ein guter Kaufmann sei. In anderen Beziehungen war er unwissend und konnte nicht einmal lesen und schreiben. Wir lernten in ihm einen recht angenehmen Gesellschafter kennen. Unser Mahl, das aus gebackenen Schneehühnern und gekochtem Schinken, Pfann-

kuchen, Melasse und Kaffee bestand, gefiel unsern russischen Freunden vortrefflich, aber unser Thee war nicht nach ihrem Geschmack. Die Russen trinken alle eine weit bessere Sorte. In Petropawlowsk erzählte mir ein Kaufmann, daß er einmal eine Quantität zweiter Sorte eingeführt, aber sie schleunigst wieder ausgeführt habe, denn der ärmste Kamtschadale habe ihn nicht kaufen und nicht einmal geschenkt nehmen wollen.

17. December. In der Ferne sahen wir die ersten Indianer herbeiziehen. Unter ihnen war ein alter Häuptling von Nuclukayette, das 240 Meilen weiter oben am Flusse liegt. Er brachte acht Marderröcke, jeden von vierundzwanzig Fellen, ins Fort mit und war folglich für die Russen ein bedeutender Mann. Wir machten ihm einige Geschenke — einen Rock, ein gefülltes Pulverhorn, Kugeln und einige Kleinigkeiten — und er hielt nun in eigenthümlich hohen Tönen, die bei den Indianern vom obern Jukon gebräuchlich sind, seinen Gefährten eine Rede. Hätten wir nicht gewußt, daß er zu unsern Gunsten spreche, so würden wir geglaubt haben, daß er eine Kriegsrede halte und zu Mord und Rache auffordere. Der alte Mann hatte keine häßlichen Züge und wenn wir ihn zu unserm Freunde zu machen wünschten, so hatten wir dazu den guten Grund, daß wir später, im Frühling, sein Dorf berühren mußten und wahrscheinlich froh waren, wenn er uns Lebensmittel gab. Ich schmeichelte seiner Leidenschaft, indem ich ihm ein Röllchen Taback in die Hand steckte, als er sie gerade mitten in seiner Rede auf theatralische Weise ausgestreckt hatte, als ob er wie Brutus „auf eine Antwort warte." Meine Antwort fiel zu seiner Zufriedenheit aus.

21. December. Unser kürzester Tag; die Sonne ging um zehn Uhr vierzig Minuten auf und Mittags um zwölf Uhr dreißig Minuten unter. Ich glaube diese Angaben verbürgen zu können,

wenn wir auch keine astronomischen Instrumente besaßen und uns daher blos nach der Dauer des Sonnenlichts richten konnten.

25. December. Fröhliche Weihnachten, nicht die ersten, die ich fern von meiner Heimath und meinen Verwandten verlebt habe. Wir versuchten heiter zu sein und hatten auch einen mäßigen Erfolg, doch lag ein Schleier von Heimweh auf unsern Seelen und gab unserm Thun und Treiben eine melancholische Färbung. Wir schmückten unser Zimmer mit Flaggen, indianischen Artikeln und einem Fichtenbusch, der die Stechpalme ersetzen mußte, legten unsere neuesten und glänzendsten zinnernen Teller und Löffel aus, machten im Ofen ein mächtiges Feuer und ließen Dall seine Kunst im Backen von Pfefferkuchen und Pasteten zeigen, konnten uns aber doch nicht erwehren, häufig an unsere Lieben zu Hause und an ihre uns so wohlbekannten Weihnachtsfreuden zu denken. Der Bidarschik war auf Reisen, aber unsern Freund Jagor hatten wir mitten unter uns. Unsere kleine Gesellschaft bestand aus Ketchum, einem fröhlichen Neu-Braunschweiger, Labarge, einem französischen Canadier, der bis auf diesen Tag hauptsächlich in den Vereinigten Staaten gelebt hatte und ein heiterer freimüthiger Bursche, der Liebling von uns Allen, war, ferner aus einem Bostoner, einem leidenschaftlichen Sammler und Naturforscher, der stets nach Kräften uns zu unterstützen bereit war, und aus mir selbst. Unser indianischer Diener Kuriler hätte für einen Russen gelten können, da er im Fort erzogen worden war und das Kauderwelsch der Beamten besser als seine Muttersprache redete. Er war über sechs Fuß hoch, ein fester und gutmüthiger Charakter, ein vortrefflicher Koch wie ein guter Schütze und hatte blos einen Fehler. Er konnte sich nicht enthalten, auf jedes Thier zu schießen, das er zu treffen die geringste Aussicht hatte, mochte es auch blos eine Krähe oder

Möve sein. So lange sein Pulver vorhielt, in dem wir ihn bald einschränken mußten, ließ er es bei der geringsten Veranlassung blitzen und war wie die Indianer am ganzen Jukon ganz versessen darauf, jeden im Fort Ankommenden mit Ehrenschüssen aus seiner Steinschloßflinte zu bewillkommnen.

Ich vergesse aber unser Weihnachtsfest. Um fünf Uhr Nachmittags hatten wir die Tafel mit einem baumwollenen Tischtuch reinlich gedeckt und das feinste Geschirr der Gesellschaft in der Form von eisernen Kochkesseln, zinnernen Tellern und Bechern aufgestellt. Nun setzten wir uns zu unserm Mahl, das, californisch zu reden, „von einer hochgebildeten und eleganten Natur war."

Speisezettel.

Suppe à la Jukon.
Arktische Hühner, geröstet.
Alaska-Rennthierbraten mit:
Nulato-Moosbeerensauce.
Californische (eingelegte) Schoten und Liebesäpfel.
Pudding von gedörrten Aepfeln.
Pasteten. Pfefferkuchen à la Dall.
Gefrorener Käse.
Kaffee. Thee.
Wasser mit Eis.

Dazu gab es Rumpunsch in mäßiger Quantität und Pfeifen, so viel Einer rauchen wollte.

Das Essen an sich war nicht schlecht und in dem gefrorenen Käse lernten wir etwas Neues kennen, was sich empfehlen läßt; blos der herkömmliche Pudding fehlte

Wir vertrieben uns die Zeit mit Singen und Erzählen. Dall trug ein eigenes Gedicht vor und ich zog eine Novelle aus

der Tasche, die noch immer Manuscript ist und den Titel: „Die verlorene Mumie" führt.*

27. December. Wir waren Abends eben ins Fort zurückgekehrt, als wir die Nachricht erhielten, daß in Nordwesten ein schönes Nordlicht zu sehen sei. Wir eilten Alle hinaus, um es von dem Dache des höchsten Hauses im Fort zu betrachten. Es war nicht der gewöhnliche Bogen, sondern eine anmuthige, wellenförmige und immerfort wechselnde „Schlange" von elektrischem Licht. Kommende und schwindende Farben, so matt wie die eines Mondregenbogens, zuckten durch das Nordlicht hin und nach oben stiegen von ihm Lichtstreifen und Lichtfunken zu den hellen Sternen auf, die man durch die nebelhafte und ätherische Erscheinung hindurch deutlich wahrnehmen konnte. Die Nacht war schön ruhig und heiter, allerdings auch kalt, aber doch nicht sehr, da das Thermometer auf + 16 Grad stand. Ein zweites Nordlicht sahen wir am 13. Januar (1867) und dieses hatte die Bogenform, wenn auch nicht genau so, wie man es gewöhnlich dargestellt findet. Später sahen wir noch mehrere gleiche Erscheinungen, jedoch nicht so häufig, als wir erwartet hatten.

Das neue Jahr brachte Kälte und nach einigen Schwankungen ging das Thermometer am 15. Januar bis auf — 49 Grad Fahrenheit herunter. Der Januar war unser kältester Monat und hatte drei Tage, an denen die Temperatur unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers war, aber obgleich die mittlere Kälte die des Decembers übertraf, waren einzelne Tage des letzteren doch strenger gewesen. Im December gab es sechs Tage, an denen das Thermometer unter dem Gefrierpunkt

* Unsere Leute in Unalachleet errichteten ein kleines Theater, auf dem ein Originalstück, genannt: „Roderich Doo, und wie er umkam," mit großem Beifall gegeben wurde.

des Quecksilbers stand und im ganzen Winter kamen elf solche Tage vor.

Die Hülfe, die uns das Land hinsichtlich unserer Nahrung leistete, war sehr unzuverlässig, aber zu Zeiten nicht unbeträchtlich. Gelegentlich [illegible] wir bis auf Mehl herunter und mußten auch dieses schonen, [illegible]ens bekamen wir entweder Schneehühner oder Hasen und Fische genug. Einige Monate lang wurde äußerst wenig Hirschfleisch gebracht. Die weichen weißen Felle der Hasen hoben wir sorgfältig auf, um sie auf unsere Decken zu legen, und konnten uns schließlich Alle diesen Luxus verschaffen. Man braucht zu einer gewöhnlichen Bettdecke vierzig Hasenfelle. Herr Dyer, unser unermüdlicher Quartiermeister, der immer an die Zukunft dachte, hatte am Ende des Winters achthundert solche Felle zusammengebracht. Man darf übrigens nicht glauben, daß unsere kleine Gesellschaft so viele Hasen gegessen habe. Die meisten Felle kauften wir von den Indianern, welche uns die Schale gern überließen, aber den Kern selbst aßen.

Wir machten auf dem zugefrorenen Flusse manchen Gang und besuchten die Fischfänge oder die Fallen im Walde, welche die Indianerinnen des Forts gestellt hatten. Bei Nulato hat der Yukon, von Ufer zu Ufer gemessen, eine Breite von fünf Viertelmeilen, und bis zu einer Insel der Station gegenüber sind tausend Ellen. Wir machten den Uebergang oft, um uns eine gesunde Bewegung zu machen, Naturgegenstände oder Lebensmittel zu holen, oder zu zeichnen. Eine Meile vor dem Fort wurde ein großes Blockhaus errichtet, um als Telegraphenstation zu dienen, und wir nahmen sämmtlich mehr oder weniger an der Errichtung dieses Gebäudes Antheil. Künftige Reisende haben von unserer Thätigkeit vielleicht Nutzen.

Das Hauptereigniß des Winters war ohne Frage die Reise,

welche Ketchum und Labarge von Nulato nach dem Fort Jukon machten. Am 2. März traf Labarge von Unalachleet bei uns ein und brachte zweiundzwanzig Hunde und so viel Ukali oder gedörrten Lachs mit, daß wir auf fünfundzwanzig bis dreißig Tage Vorrath hatten. Da wir dieses ganze Futter für die Reise aufheben mußten, so war es nicht leicht, so viele hungrige Hunde, die doch bei Kräften erhalten werden mußten, zu sättigen. Wir brachten alles Eßbare für sie zusammen und machten ihnen, wie auch die Russen zu Zeiten thun, eine Suppe von Thran, Fisch, Fleischabfällen, Kleie und Reis. Wir opferten ihnen sogar unsere letzten Bohnen und machten eine andere Erfahrung als Dr. Kane. Unsere Hunde fraßen die Bohnen, wenn sie weich gekocht waren. Dieses Allerlei wurde an einem mäßigen Feuer langsam gekocht und mußte, wenn es fertig war, etwas abkühlen. Dann schütteten wir es in einen langen hölzernen Trog, an dem die Hunde sich drängten und bissen, bis das letzte Stück verschlungen und der letzte Tropfen abgeleckt war. Das Futter bekam den Hunden offenbar; sie wurden fett.

Zwei Ingelete-Indianer, die Ketchum zu begleiten versprochen hatten, traten im letzten Augenblick zurück, ohne Zweifel aus Abneigung gegen ein so weites Entfernen von ihren Dörfern. Ihre Stellen wurden durch Co-Jukons und durch zwei Knaben ersetzt, von denen der eine sich als der Beste der ganzen Gesellschaft bewährte. Am 11. waren endlich alle Vorbereitungen getroffen und unsere Freunde reisten mit vier Schlitten ab, von denen einer ausschließlich mit gedörrten Fischen und ein zweiter mit den leichteren Bedürfnissen gefüllt war. Wir befürchteten Alle, daß es für die Fahrt zu spät geworden sei. Es war neuer Schnee gefallen und die Oberfläche des Flusses so weich geworden wie im Anfang des Winters. Wir verschafften den Reisenden

wenigstens eine gute Abfahrt, indem wir die Schlitten durch den weichen Schnee schoben, wobei Dyer fast einen der alten Wachtthürme durch das Abfeuern der verrosteten Kanone, die dort lag, zum Umfallen gebracht hätte. Das Resultat dieser Reise werde ich an einem geeigneten Orte erzählen.

Um meine zahlreichen Angaben über die Indianer nicht hier und da wie in meinem Tagebuche einzustreuen, habe ich sie im folgenden Capitel zusammengestellt. Da nach Mulato Indianer aus Entfernungen von mehreren Hundert Meilen kommen, so hatte ich viel Gelegenheit, mit ihnen zu verkehren.

Siebzehntes Capitel.

Die Co-Jukon-Indianer.

Der Co-Jukon-Stamm. — Moden. — Das Gemetzel von Nulato. — Vorgänge bei dem Angriff. — Indianische Mordthaten. — Trauergebräuche. — Die Todtenwache. — Särge auf vier Pfählen. — Aberglauben. — Einhegen von Hirschen. — Schnelle Reisen. — Pelze und Pelzhandel. — Indianische Frauen. — Jagdbrillen und Kinderpuppen.

Der Stamm der Co-Jukon ist der mächtigste am Flusse und wohnt von der Einmündung des Co-Jukuk bis Nuclukayette an der Vereinigung des Tanana mit dem Jukon. Die auf dieser Strecke wohnenden Indianer haben allerdings verschiedene Namen, sprechen aber denselben Dialekt und können füglich für ein Volk gelten. Auch an den Ufern des Co-Jukon und anderer Flüsse im Innern besitzen sie Dörfer.

Hinsichtlich ihres Aeußern im Allgemeinen gleichen sie den bereits erwähnten Ingeleten, doch haben ihre Züge einen roheren und wilderen Charakter. Die richtige Co-Jukon-Tracht besteht aus einem Rock mit zwei Schößen, von denen der eine vorn, der andere hinten sitzt. Denkt sich der Leser einen Mann, der zwei Fracks mit Schwalbenschwänzen angezogen hat, von denen der eine wie gewöhnlich getragen wird, der andere aber den Magen bedeckt und hinten zugeknöpft wird, so kann er sich eine

Idee von dieser Tracht machen. In Folge des Handels zwischen den Stämmen sieht man am Jukon viele Malemuten-Kleider, aber der eben erwähnte Doppelfrack ist die selbsterfundene Co-Jukon-Mode, der man mit einigen Abänderungen auch bei andern Stämmen am obern Jukon mindestens tausend Meilen am Flusse aufwärts begegnet. Die Frauenkleider haben einen mehr viereckigen Schnitt und sehr gebräuchlich ist eine lange Zierrath von Hy-a-qua-Muscheln (Dentalium), die man sich von den beiden Pelzgesellschaften verschafft, die am Flusse Handel treiben. Dieser Schmuck wird in der Nase getragen, deren Mittelknorpel zwischen den Nasenlöchern man zu diesem Zweck durchbohrt hat. Merkwürdigerweise sind es höher am Flusse aufwärts, wie ich später erzählen werde, ausschließlich die Männer, welche diese Zierde angenommen haben. Die Winterwohnungen der Co-Jukons liegen unter der Erde und sind ganz dieselben, welche ich bereits beschrieben habe.

Diese Indianer werden von den umwohnenden Stämmen sehr gefürchtet und haben den Russen von Nulato in der ersten Zeit viel Unruhe gemacht. Hinter dem Posten liegt ein kleiner Kirchhof und auf ihm ruht ein wackerer Engländer, ein Lieutenant unserer Marine, der als Mitglied der Expedition des Capitains Collinson, die zur Aufsuchung von Sir John Franklin ausgerüstet wurde, hier von den Händen der Indianer den Tod fand. Der Hergang dieser Katastrophe, wie er mir von den Russen erzählt wurde, ist der folgende:

Lieutenant Barnard landete am 12. October 1850 in St. Michael und blieb so lange dort, bis der Commandant des Postens zu Nulato im Anfang des Winters ankam. Dann begleitete er den Russen auf derselben Straße, die wir benutzten, an den Jukon. Herr Adams, Unterarzt in der Marine, und ein Matrose blieben

in St. Michael zurück. Als Lieutenant Barnard in Nulato ankam, schickte er einen Beamten der Pelzgesellschaft und einen Indianer nach Co-Jukuk, um dort Nachforschungen anzustellen. Bei seiner Ankunft dort schlief der Russe auf seinem Schlitten ein und wurde während einer Abwesenheit seines indianischen Dieners von den Co-Jukons getödtet. Als der Indianer, der sich blos eine Strecke weit zum Wasserholen entfernt hatte, bei der Rückkehr seinen Herrn erschlagen fand, lief er in seinem Schreck sogleich davon. Die Andern winkten ihn zurück und riefen ihm nach, daß ihm kein Leid geschehen solle. Er glaubte ihnen, kehrte um und wurde bei seiner Annäherung mit Pfeilen geschossen und ebenfalls getödtet.

Die Mörder, die über hundert Mann stark gewesen sein sollen, brachen nun nach Nulato auf. Etwa vierzig Nulato-Indianer waren in mehreren unterirdischen Häusern nahe bei der Mündung des Nulato-Flusses und nicht mehr als eine Meile vom Fort entfernt versammelt. Die Co-Jukons umzingelten diese Häuser, thürmten vor den Eingängen und Rauchlöchern derselben Holz, zerbrochene Canoes, Ruder und Schneeschuhe auf und steckten sie in Brand. Die unglücklichen Indianer unten erstickten alle oder wurden bei Fluchtversuchen erschossen. Gegenwärtig existiren blos noch fünf bis sechs vereinsamte Nulatos.

In der Frühe des nächsten Morgens strömten die Co-Jukons in den Hof des Forts, das damals noch von keinem Pfahlwerk umgeben war. Die Russen hatten sich in eine verhängnißvolle Sicherheit gewiegt und nicht einmal die Thüren verschlossen. Man sagt, daß eine Indianerin des Forts die Vorgänge der letzten Nacht gekannt, aber aus Furcht geschwiegen habe. Der Commandant befand sich gerade draußen und erhielt mehrere Stiche in den Rücken. Er lebte noch einige Minuten und konnte sich

bis zu seiner Thür schleppen. Die Indianer stürmten nun in das Zimmer, wo Barnard und ein Zweiter, ein Dolmetscher, noch im Bett lagen. Beide sprangen auf und griffen nach ihren Gewehren und Pistolen. Der Engländer feuerte mehrere Schüsse ab, jedoch ohne zu treffen, und setzte seinen verzweifelten Widerstand noch länger fort. Seine Doppelflinte wurde später mit zerbrochenem Schaft gefunden. Zuletzt wurde er von der Uebermacht bewältigt, aufs Bett geworfen und mit Stichen bedeckt. Auch der Dolmetscher wurde schwer verwundet.

Als die Indianer aus dem Hause traten, schoß ein Russe aus dem gegenüberliegenden Gebäude durch eine Oeffnung in einem Fenster auf sie. Sogleich brachte ein Indianer Bogen und Pfeil in Stellung, als der Russe noch einmal feuerte und so gut traf, daß der Kerl, Bogen und Pfeil krampfhaft festhaltend, todt niederstürzte. Die Andern verschwanden auf der Stelle.

Ohne Verzug wurde ein Indianer, Lofka genannt, nach St. Michael mit einem Brief an den englischen Unterarzt Adams abgeschickt. Der Eingeborene steckte den Brief in seinen Pelzstiefel und traf unterwegs mit den Co-Jukons zusammen, die seine wollenen Decken und Kleider untersuchten. Die Stiefel vergaßen sie und entdeckten also seine List nicht. Herr Adams machte sich sogleich auf den Weg, kam aber zu spät, um noch Hülfe leisten zu können. Er errichtete auf dem Grabe seines Landsmanns ein Kreuz mit einer Inschrift, das im letzten Sommer (1867) noch wohl erhalten war.

Der Commandant von Nulato soll die Indianer schlecht behandelt haben, doch wird dadurch nicht erklärt, wie sie zu diesem allgemeinen Gemetzel kamen. Admiral Collinson hat seine Aufzeichnungen über die Katastrophe zu meiner Verfügung gestellt

und sie weichen von der russischen Erzählung dieser traurigen Geschichte nur in dem Punkte ab, ob die Ermordung der Nulato-Indianer jener der weißen Männer vorangegangen oder gefolgt ist.

Wir hörten von spätern grausamen Ermordungen unter ihnen selbst. Obgleich wir ganz gut mit ihnen ausgekommen sind, haben wir uns doch überzeugt, daß sie roher und wilder als die Indianer der Küste sind. Im Herbst von 1865 ging ein Indianer dieses Stammes mit zwei Brüdern, die dasselbe Dorf wie er bewohnten, in den Bergen auf die Jagd. Im Walde wußte er sie von einander zu trennen und erschlug beide. Er kehrte ins Dorf zurück, bemächtigte sich ihres Besitzthums an Fischen und Pelzen und zwang die Wittwe des einen Bruders, mit ihm zu leben. Einige Verwandte der Ermordeten eilten aus der Ferne herbei, um das Scheusal zu züchtigen, er erfuhr aber ihre Ankunft vorher und flüchtete, die Frau mitnehmend, in den Wald. Bis zu unserer Abreise hatte man ihn noch nicht gefangen, doch wird er schließlich seinen Lohn empfangen, da die Indianer ringsum über seine Niederträchtigkeit höchst erbittert sind.

Diese Stämme trauern um die Todten ein Jahr lang und während dieser Zeit versammeln sich die Frauen und [illegible] und weinen über ihren Verlust. Ist jener Termin abgelaufen, so wird ein Fest oder eine Todtenwache veranstaltet und die Trauer hat ein Ende. Während unseres Aufenthaltes fand eine solche Unterhaltung statt und durfte auf besondere Bitte in der großen Caserne des Forts veranstaltet werden. Sie galt dem Tode eines Co-Jukon-Kindes und war eine sonderbare Mischung von Kummer und Fröhlichkeit.

Die arme alte Mutter und einige ihrer Freundinnen weinten bitterlich, während die Gäste fröhlich um einen bemalten

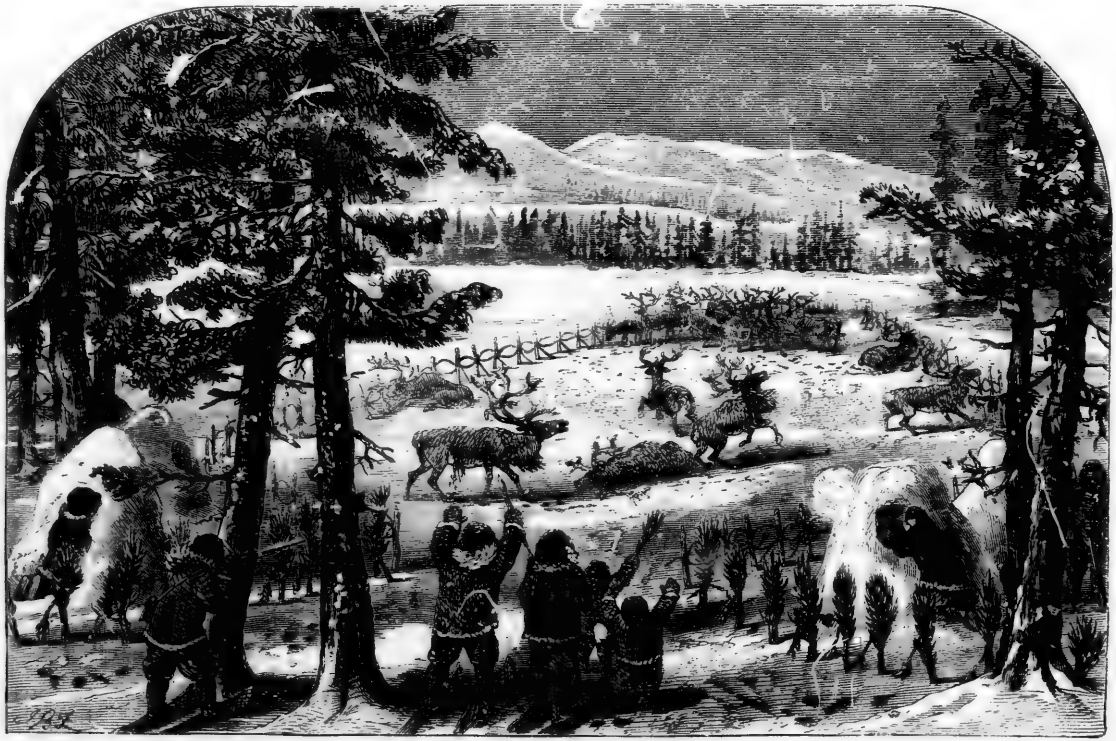
Pfahl herumtanzten, an dem Schnüre von Glasperlen und einige prachtvolle Wolfsfelle hingen. Bis zum Morgen wurde gesungen, getanzt und geschmaust. Ein kleiner Wilder, der stundenlang mit der vollsten Kraft der Lungen geschrien hatte, stand am nächsten Morgen ohne Stimme auf und bot ein Beispiel gerechter Vergeltung dar. Die Verzierungen des Pfahles wurden unter die vertheilt, welche an der Todtenwache Theil genommen hatten.

Sarg auf vier Pfählen.

Man tanzte so kräftig, daß der alte Ofen, der das Gebäude warm hielt, in seinen Grundlagen erschüttert wurde und theilweise einfiel. Der Todte wird nicht begraben, sondern in einem länglichen Gehäuse auf Pfähle gehoben, die man zuweilen mit herunterhängenden Hautstreifen, zuweilen auch mit den Besitzthümern des Verstorbenen, z. B. mit einem Kahn, einem Ruder u. s. w., die man oben darauf stellt, schmückt. Kleinere Sachen werden gewöhnlich neben die Leiche gelegt. Das Grab könnte

einige
ungen,
enlang
d am
rechter
unter
patten.

bäude
theil=
einem
n mit
Besitz=
Ruder
Sachen
önnte



Hirschgehäge der Co-Jukons. 205

ein vierbeiniger Sarg genannt werden. Bei den Stämmen an der Küste sieht man dasselbe.

Hinsichtlich der Thierknochen herrscht mancher Aberglaube und man wirft sie weder ins Feuer, noch giebt man sie den Hunden, sondern bewahrt sie in den Häusern oder in Verstecken auf. Wenn die Indianer sahen, daß wir in diesem Punkte leichtsinnig waren, so klagten sie, daß sie nun nichts fangen oder schießen würden. Auch die Nägel und Haare, die ganz kurz geschnitten werden, beseitigt man nicht, sondern hebt sie auf und hängt sie zuweilen eingewickelt an die Bäume.

Die russische Weise, unter dem Eise zu fischen, ist bei ihnen stark im Gebrauche und sie haben auch ein sinnreiches Verfahren, in den Gebirgsthälern Hirsche zu fangen. Auf einen Wildwechsel, gewöhnlich nahe beim Austritt aus dem Walde, baut man ein Gehege, das länglich rund und an einem Ende offen ist. Das andere Ende verrammelt man und versieht die Seiten mit Pfählen, zwischen denen Schlingen hängen. Die Rudel werden aus den Wäldern herbeigetrieben und versuchen sie aus dem Gehege zu brechen, so gerathen sie mit den Köpfen in die Schlingen, ziehen diese zusammen und werden so gefangen, oder man schießt sie, wenn sie noch im ersten Schreck umherlaufen. In der Nähe der Oeffnung werden gewöhnlich Schneehaufen errichtet und mit Löchern versehen, durch welche die Eingeborenen auf die vorüberlaufenden Thiere schießen.

Es ist überraschend, wie schnell in diesem dünn bewohnten Lande Nachrichten aller Art von Stamm zu Stamm gelangen. Legt bei St. Michael ein Schiff an, so ist das in einer oder in zwei Wochen an drei, vier Theilen des Jukon bekannt. Im Winter erhielten unsere Leute an der Küste die falsche Nachricht, daß wir von Indianern angegriffen worden seien, und Hauptmann

Ennis schickte sogleich Boten und bot Hülfe an. Auf der andern Seite erhielten wir ebenso falsche Berichte über die Abtheilungen an der Küste und alle diese Lügen wurden wahrscheinlich durch irgend einen kleinen Vorgang veranlaßt, der sich von Mund zu Mund vergrößerte.

Wir sagten einmal im Scherz, wenn unsere Lebensmittel nicht schneller einträfen, so würden wir die jungen Kinder der Ansiedlung verzehren müssen. Nicht viele Tage vergingen und im ganzen Lande hieß es, wir wären Menschenfresser und verspeisten die Kinder roh. Es wurden über diesen Punkt viele neugierige Fragen an uns gestellt. Im Allgemeinen fanden wir es unserm Vortheil angemessen, mit den Indianern zu scherzen und zu singen, aber mit unseren Aeußerungen mußten wir es sehr genau nehmen. Daß die Ankunft eines großen Dampfers für den Yukon erwartet werde, sagten wir ihnen im Vertrauen, weil wir selbst daran glaubten, aber wenn nicht Privatleute thun, was unsere Gesellschaft versprochen hatte, so fürchte ich, daß die Indianer uns für schreckliche Lügner halten werden. Viele von ihnen kamen den Fluß hinunter, um unsern kleinen Dampfer zu sehen, der damals an der Mündung des Unalachleet lag, und erregten durch ihre Erzählungen die allgemeine Theilnahme des Landes. Selbst unter den Co-Yukons waren wenige, welche jemals Feuerwasser gekostet hatten. Wie lange dieser glückliche Zustand der Dinge dauern wird, ist abzuwarten. Sie rauchen auf dieselbe Weise, wie die Stämme an der Küste, doch ist in Folge der Einführung von größer gerathenen Pfeifen durch die Handelsgesellschaften und durch uns selbst manche Veränderung eingetreten.

Die Frauen sind häufig leidlich hübsch und pflegen, wenn sie in den Forts leben, bessere Gewohnheiten anzunehmen. Zu-

weilen erlaubt man ihnen ein Dampfbad zu nehmen. Sie spielen sehr gern mit einander, und benehmen sich dann wie Kinder, werfen sich mit Schneebällen, kollern sich im Schnee, oder fahren auf Schlitten oder Schneeschuhen von Abhängen herunter. Ihre Kinder scheinen sie gut zu behandeln und gegen den Erstgeborenen sind die jungen Mütter sehr zärtlich.

An einem Sommertage überreichte der galante Dall einer jungen indianischen Dame eine wilde Rose. Sie nahm sie freundlich entgegen, wußte aber offenbar nicht, was sie damit thun solle. Er hielt sie ihr an die Nase und nun wendete sie sich ab und sagte so verächtlich Bah! wie wir es von Hamlet im Theater hören. Ein Nationalzug ist darin vielleicht nicht zu erkennen. Von den Pelzen, welche sie sich verschaffen, gelangt blos ein Theil zu den russischen Forts. Einige werden zum Frühling aufbewahrt und in Nuclukayette an ihre Nachbarn oder an die Hudsonsbai-Gesellschaft verkauft. Ein anderer Theil geht an die Küste und gelangt schließlich, wie ich vorhin erwähnt habe, an die Tschuktschen.

Trotz dieser Zersplitterung haben die Russen während eines einzigen Sommers in Nulato fünftausend Marder und Biber in großer Anzahl nebst einigen schwarzen oder silbergrauen Füchsen gekauft. Gewehre oder Munition verkauften sie an die Jukons nicht und die letztern waren sowohl mit den Preisen als mit den Waaren unzufrieden. Unser Pulver und unsere Kugeln, die Dall noch mit einigen andern Artikeln vermehrte, waren für sie unschätzbar.

Was Perlen betrifft, so durften sie nicht zerbrechlich sein und eine starke Porcellanperle war am gesuchtesten. Kämme wurden viel begehrt und Spiegel bewährten sich auch nicht schlecht. Große Nachfrage war nach Kattunen, während Flitterwerk sehr

wenig bedeutete. Die Perlen prüften sie gewöhnlich, indem sie sie stark an Bäumen oder Tischen rieben. Zerbrachen sie nicht, so war Alles gut. Stahl und Stein, Messer und Scheeren gingen rasch weg und mit Seife und Zündhölzchen würde es ebenso gewesen sein, wenn wir sie hätten entbehren können. Wir

Indianerbrillen.

kauften in der Hauptsache Lebensmittel und Pelzkleider und belohnten besondere Dienste mit Tuch, Decken und Gewehren.

Der Co-Jukon-Dialekt wird mit geringen Abweichungen von allen Stämmen gesprochen, die einige hundert Meilen weit am mittlern und untern Jukon wohnen. Der Ingelete-Dialekt ist ihm, wie ich bereits erwähnte, nahe verwandt. Von der Sprache der Küstenstämme scheint er gänzlich verschieden zu sein. Daß die Uferbewohner des nördlichen Alaska aus Asien eingewanderte

Tschuktschen sind, bezweifle ich keinen Augenblick, aber wo sollen wir die Heimath der Jukon-Indianer suchen? Mir will es scheinen, als ob sie dem echten nordamerikanischen Indianer am nächsten ständen. Diese Eingeborenen erinnerten mich fortwährend an Catlin und die ältern Schriftsteller und kamen mir fast wie alte Freunde vor.

Im Frühling tragen die Co-Jukons gleich allen umwohnenden Stämmen, wenn sie jagen oder wandern, hölzerne Brillen. Diese haben den Zweck, den grellen Schein der Sonne auf dem Schnee, durch den Blindheit entstehen würde, abzuwehren. Diese Brillen haben verschiedene Formen und in allen befindet sich ein enger Schlitz, durch den man mit hinreichender Deutlichkeit sehen kann. Wir trugen zu demselben Zweck gefärbte Gläser.

Zur Unterhaltung für die Kinder verfertigten die Frauen Puppen, die häufig in der Tracht wie im allgemeinen Aeußern sehr hübsche Abbilder ihrer selbst oder der Männer sind. Die Kinder entwickeln sich aber bald zu Männern und Frauen und mit zehn Jahren besitzt der Knabe bereits eine Flinte und weiß sie zu gebrauchen, während das Mädchen mit fünfzehn Jahren vielleicht einen Mann hat oder wenigstens nach einem angelt.

Achtzehntes Capitel.

Canoe-Fahrt auf dem Jukon.

Frühling. — Thauwetter. — Der Jukon bricht auf. — Vorbereitungen für die Reise. — Unsere Canoes. — Aufbruch. — Gefährlicher Zustand des Flusses. — Seine Größe. — Die Strömung. — Gefährliche Schifffahrt. — Untergegangene Inseln. — Der Co-Jukuk. — Kähne von Birkenrinde. — Sacherteſontin. — Lagune. — Newicargut. — Ankauf von Lebensmitteln. — Erfahrungen mit Zahnbürsten. — Bereitung von Arzneien. — Ausschweifungen der Indianer. — Kinderstuhl von Birkenrinde.

Obgleich im Norden des russischen Amerika acht Monate hindurch Schnee den Boden bedeckt und die Flüsse zugefroren sind, so kann man doch kaum sagen, daß der Winter so lange dauert. Bereits am 5. April thaute es und obgleich es wieder kälter wurde, so sahen wir doch den Frühling rasch herankommen. Am 9. machten Fliegen ihre Aufwartung, der Hof des Postens wurde ein Sumpf und am 10. fand ich an den Weiden und kleinern Bäumen Knospen. Die Russen überzeugten sich endlich, daß der Winter vorüber sei, und begannen den rasch schmelzenden Schnee von den Dächern und aus dem Hofe zu entfernen. Die Häuser ließen viel Wasser durch und innerhalb des Geheges wie rund um das Fort mußten Gräben gezogen werden. Es war unterhaltend, die trägen Beamten der Pelzgesellschaft zu

beobachten, die etwa so zu Werke gingen. Ein Russe schaufelte ein paar Pfund Schnee auf ein Fell zusammen. Nun zogen zwei Andere, anscheinend mit großer Mühe, das Fell langsam an den Rand des Ufers und kippten es um. Diese beispiellose Anstrengung machte es zur Nothwendigkeit, daß das Kleeblatt sich hinsetzte und rauchte. Nach einer Ruhepause erschien der Bidarschik, worauf die Leute eifrig und hurtig wieder an die Arbeit gingen. Der Beamte überzeugte sich, daß sie fleißige Diener der Gesellschaft seien, und ging ins Zimmer zurück, um ein Schläfchen zu machen oder mit seinem Gehülfen Karten zu spielen. Sie fingen ihr Treiben nun von Neuem an und reinigten noch ein paar Zoll Boden, worüber die Zeit des Theetrinkens herbeikam und die Arbeit vertagt wurde. Diese Arbeitsmethode beruhte auf dem Grundsatze, so wenig wie möglich zu thun, und die Gesellschaft befolgte bei der Löhnung dieselbe Regel.

Vom 11. bis 25. April wurde es kälter und es trat zuweilen ein leichter Schneefall ein. Nach dem letztern Tage fiel das Thermometer übrigens selten unter den Gefrierpunkt und uns kam das Wetter nach dem langen Winter ziemlich warm vor. Am 28. des Monats trafen die ersten Gänse aus dem Süden ein und Kuriler war in seinem Element. Häufig kletterte er zwischen den offenen Stellen über das aufthauende Eis des Flusses zu der gegenüberliegenden Insel hinüber, blieb dort die ganze Nacht und kehrte nie mit leeren Händen zurück.

Am 5. Mai machte sich der Mulato von seinem Eise energisch frei. Vorübungen hatte er bereits mehrere gehalten, aber immer war sein Eifer im Keime erstickt worden. Dieses Mal brach er in vollem Ernst auf und am 12. öffnete er sich noch mehr und lief oben auf dem Jukon-Eise mehr als eine Stunde weit „flußaufwärts." An vielen Stellen hatte der Regen das

Eis seiner gewöhnlichen Schneedecke beraubt, wodurch er zum Aufbrechen dieser großen Ströme ohne Frage viel beiträgt. Es entstand ein großes Durcheinander; das Eis wurde schmutzig und mischte sich mit Holzstücken und Trümmern, während das Wasser in gewundenen Strömen über seine ganze Oberfläche hinlief. Verschiedene Personen aus dem Fort, die auf der Insel gegenüber geschossen hatten, fanden die Rückkehr sehr schwierig und der Bidarschik Iwan wäre fast verunglückt, da er in lockeres Eis gerieth und bis an den Hals ins Wasser fiel. Er wurde vom Fort her mit Kähnen gerettet. Es ist schon vorgekommen, daß Indianer bei einem unerwarteten Aufbruch des Eises mit fortgeschwommen und ertrunken sind und die Fischfänge gehen immer verloren.

Am 12. besuchten uns die ersten Moskitos und am 13. kamen die Schwalben an und flogen um das Fort umher oder bauten unter den Dachsparren Nester. Der unermüdliche Kuriler holte sich sechs Gänse und am nächsten Tage noch zehn mehr. Das Wetter war jetzt so warm und sonnig, daß es unsere Nerven schwächte und eine gedrückte Stimmung hervorrief.

Am 19. erfolgte auch der Aufbruch des Jukon und das Eis kam in gedrängten Massen mit der Geschwindigkeit von fünf bis sechs Knoten in der Stunde an uns vorbei. Dies dauerte mehrere Tage fort und war nach der Eintönigkeit des Winters ein aufregendes Schauspiel. Ein ununterbrochener Strom von Eisstücken zog an der Station vorüber, indem er sich bald, wenn er Hindernissen begegnete, zu Bergen aufthürmte, bald krachend und polternd, Alles vor sich herschiebend, weiter drängte. Ganze Bäume und Sandbänke fegte er in seinem siegreichen Vordringen weg und ließ den Fluß vierzehn Fuß über sein Winterniveau steigen. Am 22. kam „schwarzes Eis," d. h. durch eine sehr

dunkle Erde gefärbtes Eis, in Menge vorüber. Am 24. begann der Strom wieder frei zu werden.

Der verschiedene Zustand, in dem das Eis sich befindet, würde ein höchst interessantes Studium abgeben. Manches war schön hell und stellte Eis in höchster Vollkommenheit dar, während weit mehr noch mit Wasser gesättigt zu sein schien und wie aufgedunsen aussah. Anderes war gefurcht oder wie eine Honigscheibe gebildet, wogegen eine sehr häufige Art zerfallen und trotzdem krystallisirt geblieben war. Wenn dieses gegen eine schwimmende Eisscholle stieß, so zerkrachte es in tausend Stücke, wodurch fortwährend ein Ton wie von zerspringendem Glas entstand. Wie ich bereits bemerkte, war mit dem Eise viel Schmutz in verschiedenen Schattirungen vermischt und das Wasser hatte die trübe Farbe der Themse bei London. Auf den vorbeischwimmenden Eisbergen im Kleinen lag noch viel wohlerhaltener Schnee, in dem ganze Bäume oder Holzstücke steckten und mit ihm vorbeizogen. Die Russen zogen Massen von diesem Treibholz ans Ufer, um es zum Heizen und Bauen zu verwenden. Unser Piquet unterzog sich derselben Arbeit und brachte eine ansehnliche Menge Holz zusammen.

Alles war jetzt in vollster Thätigkeit. Die Russen trafen Vorkehrungen für ihre Handelsreise im Frühling, Dall und ich für unsern verabredeten Ausflug und Herr Dyer für seine Fahrt auf dem Flusse bis zur Mündung, wo er Herrn Everett Smith, einen mit Sondirungen beauftragten Beamten unserer Gesellschaft, zu treffen hoffte. Da mußten Lebensmittel und Waaren gewogen, ausgesucht und verpackt, Gewehre und Pistolen gereinigt und Ruder zu Dutzenden geschnitzt werden.

Die Häute von unserer Baidarre und von Herrn Dyer's dreisitziger Baidarke wurden von ihren Gestellen genommen, an

schadhaften Stellen ausgebessert, in Wasser eingeweicht und dann wieder aufgezogen, gut eingeölt und auf den Nähten mit Fett bestrichen. Am 25. waren wir mit Allem fertig und drängten zum Aufbruch. Obgleich es am Morgen des 26. stark regnete, verließ uns Herr Dyer um sieben Uhr Morgens, um mit zwei Indianern den Fluß hinabzufahren, und eine Stunde später brachen wir selbst und die Russen auf. Die Russen waren einschließlich der Indianer, die unser Freund Iwan, der Vorsteher und Händler von Fort Nulato, unter seinem Befehl hatte, acht Mann stark. Ihr aus Fellen bestehendes Boot war so geräumig, daß es über vierzig Centner Lebensmittel und Waaren tragen konnte, und führte ein Steuerruder, einen Mast und ein großes viereckiges Segel. Unser Fahrzeug war ein viel kleineres Fellboot, trug aber doch fünf Personen, ein Zelt, wollene Decken, Kochgeräthe, Gewehre, hundert Pfund Schiffszwieback, hundertundfünfzig Pfund Mehl und verschiedene kleine Päckereien. Unsere Mannschaft bestand aus Kuriler, der als Steuermann fungirte, und aus zwei Indianern, von denen der eine die Ingeleten und der andere die Co-Jukons repräsentirte. Ein Segel führten wir, aber kein Steuer und Kuriler mußte daher mit einer Ruderschaufel lenken, während die Indianer das eigentliche Rudern besorgten. Der Fluß war noch mit Eis und Treibholz gefüllt und die Schifffahrt eine schwierige. Wir konnten den Strom nicht anders hinauffahren, als daß wir uns nahe, gewöhnlich sehr nahe an den Ufern hielten. Häufig mußten wir, um in ruhigeres Wasser zu kommen, über den Strom hin- und herfahren und hatten in solchen Zeiten immer die schwerste Arbeit. Wir durften uns nämlich von der Strömung nicht zu weit abwärts treiben lassen und wurden gewöhnlich doch eine halbe Meile rückwärts geführt.

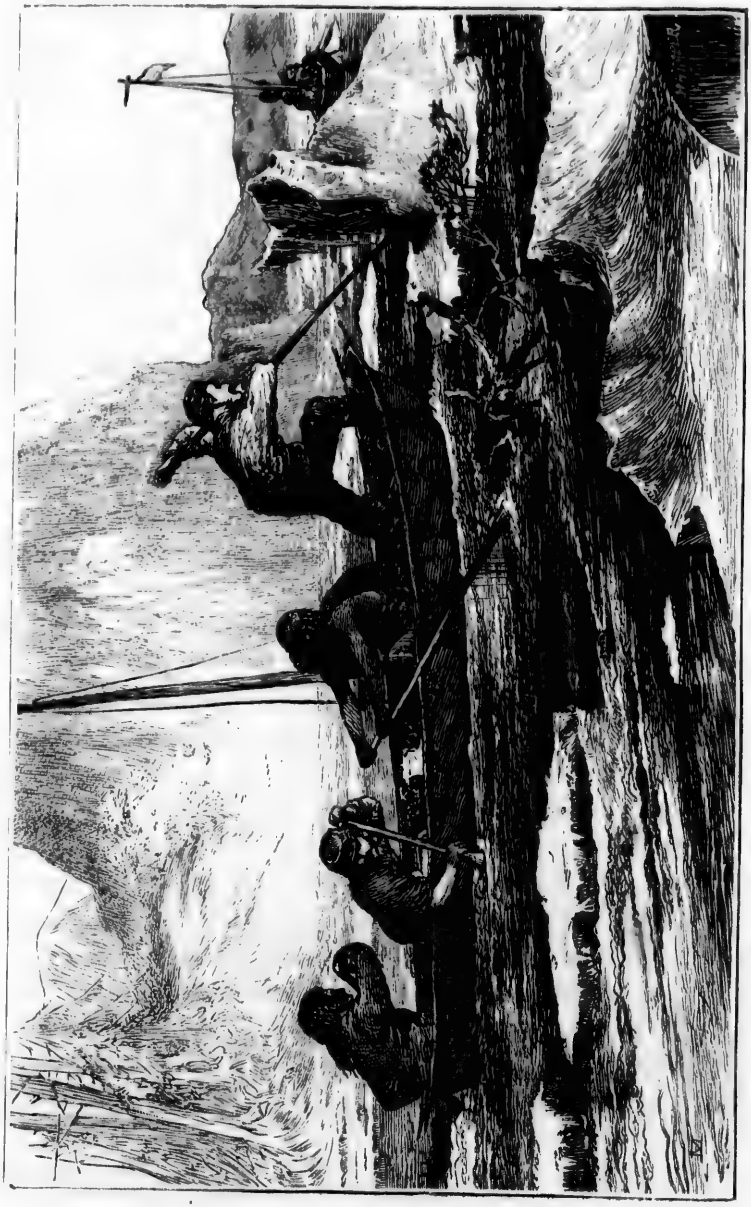
Wie soll ich diesen ungeheuren Strom, den unsere Leute mit dem Mississippi zu vergleichen liebten, mit wenigen Worten beschreiben! In Nulato, das wie bereits bemerkt sechshundert Meilen oberhalb der Mündung liegt, ist er von Ufer zu Ufer fünf Viertelmeilen breit, während er sich an anderen Stellen zu Seen ausweitet, die vier bis fünf Meilen breit und mit unzähligen Inseln besäet sind. Unsere Erforscher haben ihn 1800 Meilen weit befahren. Seine Zuflüsse, von denen ich später reden werde, könnten in Europa für große Ströme gelten, und ich begreife daher die stolzen Worte, die einer der Bewohner seiner Ufer einmal äußerte und die man uns so übersetzte: „Wir sind keine Wilde, wir sind Jukon-Indianer!"

Etwa eine Meile oberhalb Nulato's erheben sich auf der Westseite des Flusses steile Klippen, an deren Fuß zahlreiche Pflanzen und Farnkräuter wachsen. Diese Felsen bestehen aus einem Sandstein, mit dem Alaunschiefer gemischt ist. Gegen Mittag hielten wir an, um Thee zu trinken. Bald loderte ein Feuer auf einer abschüssigen Sandbank, die wir nicht aus freier Wahl, sondern nothgedrungen zu unserm Ruheplatze gemacht hatten. In der Nähe floß ein kleiner Bach, mit dessen klarem und eiskaltem Wasser wir unsern Thee kochten und dann unsere Fahrt fortsetzten.

Wir hatten noch keine weite Strecke zurückgelegt, als wir zu Flußbiegungen kamen, um die Treibholz, Eis und ganze Baumstämme mit großer Schnelligkeit herumwirbelten. Es war unbedingt nöthig, daß Einer von uns immer mit einer Stange, die unten mit Eisen beschlagen war, vorn im Kahne stand und die Eismassen und Treibholzhaufen zur Seite schob, damit kein Zusammenstoß entstehe. Wir sahen mächtige Baumstämme unter dem Canoe der Russen weggehen und es einen Augenblick lang

aus dem Wasser heben, obgleich es mindestens drei Tonnen wog und acht Männer an Bord hatte. Man wird dies begreiflich finden, wenn man an den ungeheuren Druck denkt, den eine schwimmende Masse ausübt, wenn sie, durch die Gewalt der Strömung etwas unter das Wasser gedrückt, mit einer Geschwindigkeit von sechs bis acht Meilen in der Stunde daherkommt. Hätte dieser Baumstamm das Canoe in der Seite getroffen, so würde höchst wahrscheinlich ein ernster Unfall die Folge gewesen sein. Oft fühlten wir, wie Eisschollen und Baumstämme unter dem Kiel unseres Fahrzeuges scheuernd vorbeirollten, und hatten jedesmal eine wahrhaft unangenehme Empfindung. Zwischen uns und dem Untergange befand sich nicht einmal ein dünnes Brett, sondern blos ein Fell von der Dicke eines Achtel- oder Zehntelzolls. Ein Fellboot hat übrigens seine Vorzüge: die zähe und biegsame Haut giebt mehrere Zoll nach, ohne zu zerreißen. Auf einem solchen Strom ist es unendlich sicherer und hält Stöße und Reibungen besser aus, als die Cedernkähne des britischen Columbia. Fahrzeuge von Birkenrinde sind wenigstens in der Zeit, wenn der Fluß noch mit Eis geht, unbedingt verwerflich. Auf der andern Seite fanden wir, daß unser Boot an den Stellen, wo die Felle zusammengenäht waren, leicht und besonders an seinem flachen Boden Risse bekam, wenn es über Eisschollen und Baumstämme, oder in seichtem Wasser über Steine wegging.

An einer der oben erwähnten Biegungen war es so schwer, vorwärts zu kommen, daß die Russen, nachdem sie vergebens gegen die Strömung angekämpft hatten, die Sache aufgaben, sich eine kleine Strecke treiben ließen und dann ans Ufer gingen. Unser Steuermann lächelte und fragte, ob wir auch umkehren, oder auf alle Gefahr hin den Versuch machen wollten, über den



Der Jakon beim Aufbruch des Eises. 216

großen Strom zu dem ruhigeren Wasser des andern Ufers hinüberzufahren. Wir sahen hier eine glänzende Gelegenheit, uns hervorzuthun, und befahlen ihm, zu fahren. Die Russen hatten Dall und mich, weil wir verhältnißmäßig junge Männer waren, oft verhöhnt, daß wir uns einbildeten, Fort Yukon jemals erreichen zu können. Diese Erinnerung eiferte uns an, mit großer Anstrengung zu rudern. Wir hatten mit Eisschollen und Baumstämmen manche unangenehme Reibung und mußten auch mehrmals anhalten oder uns treiben lassen, um einer ungewöhnlich großen Masse Platz zu machen, kamen aber in Folge der Geschicklichkeit Kuriler's im Steuern glücklich zu dem andern Ufer und fuhren dort am Rande hin, bis wir unsern moskowitischen Freunden eine hübsche Strecke voraus waren. Nichts ging über den Jubel unserer Indianer, die gar nicht begreifen konnten, daß Dall und ich, so sehr wir uns offenbar freuten, keine größere Aufregung verriethen. Endlich sahen wir auf einem ziemlich niedrigen Boden eine verhältnißmäßig trockene Stelle und schlugen unser Lager auf. Sie lag auf dem östlichen Ufer des Flusses, wo eine Strecke landeinwärts Alles eben war. Diese Fläche lief dreißig Meilen weit bis zu der mit Schnee gekrönten Kette der T'Kitske-Berge. Zu unserm Apparat gehörte eine Schiffsleine, doch war es uns in der ganzen nächsten Woche nicht möglich, unser Canoe zu ziehen, da die niedrigeren Uferstellen und Inseln unter Wasser standen. Wir errichteten unsere Zelte und bedurften ihrer sehr, da es unaufhörlich regnete.

Am 27. fuhren wir ohne besondere Schwierigkeiten weiter, da wir zwischen den zahlreichen Inseln ein ziemlich ruhiges Wasser fanden. Viele waren so hoch überschwemmt, daß wir zuweilen über die Wipfel niedriger Bäume wegfuhren. Gegen Mittag erreichten wir den Fluß und das Dorf Co-Yukon und

kauften dort einen großen Hecht, einen im Flusse nicht seltenen Fisch. Dicht daneben war ein indianischer, auf vier Pfählen stehender Sarg, den ein Gitter umzog und über dem eine Flagge wehte.

In der Nähe des Dorfes endete der Co-Jukuk-Sofka (Berg) in einer wahrhaft großartigen und steilen Sandsteinklippe, die wie eine Burg aussah, weil senkrechte Schichten an die Stelle der gewöhnlichen wagerechten Lagerung traten. Mit furchtbarer Gewalt strömte das Wasser um ihren zerklüfteten Fuß und zwang uns zu einer abermaligen Fahrt über den Fluß, der an diesem Punkt eine große Biegung gegen Osten macht.

Wir kamen bei verschiedenen kleinen Indianerlagern vorbei und wurden von einer Canoeflotte begleitet, deren Eigenthümer sämmtlich die Frühlingsmärkte von Newicargut und Nuclukayette besuchen wollten. Ihre Kähne bestanden aus Birkenrinde, die auf einem wohlgebauten und leichten Gestell von Birken- oder Weidenholz befestigt war, und hatten eine Länge von acht bis sechzehn Fuß, je nachdem sie für eine oder für drei Personen bestimmt waren. Man näht diese gebrechliche Rinde mit dünnen Fichtenwurzeln zusammen und kalfatert sie mit Harz. Entdeckt man einen Leck, so geht man ans Ufer, macht Feuer, erwärmt Harz, von dem man immer einen Vorrath mit sich führt, kehrt das Canoe mit dem Untersten zu oberst und reibt den heilenden Balsam in halb flüssigem Zustande in die wunde Stelle ein, bis Alles wieder wasserdicht ist. Gewöhnlich führt man einfache Ruder, doch gelegentlich sieht man auch Doppelruder, wie die Grönländer sie bei ihren Kajaks benutzen. Sehr häufig rudern diese Indianer in seichtem Wasser gar nicht und stoßen ihr Fahrzeug mit gewöhnlichen Stangen vorwärts. Man führt die letzteren in beiden Händen und steht bei dieser Arbeit zuweilen.

Jeder Indianer besaß etwas gedörrtes Fleisch, obgleich er sich hauptsächlich auf die Nahrung verließ, die er unterwegs finden werde. Unser Lager umstanden die Wilden mit verlangenden Blicken, doch gaben wir nur solchen, welche für uns arbeiteten. Gelegentlich gestatteten wir unsern Indianern, wenn sie müde wurden, mit Eigenthümern der Birkenrindekähne zu tauschen, und erhielten unsere Mannschaft dadurch frisch. Eine fortwährende Anstrengung ist ihnen fremd und unsere Leute waren im Stande, über die unbedeutendsten Blasen in den Händen, die durch das ungewohnte Rudern entstanden, ein gewaltiges Geschrei zu erheben. Sie benahmen sich übrigens besser, als ich erwartet hatte, und unser Ingelete, der kleine Mikeschker, war sogar ein Hauptbursche und immer der Erste, wenn es sich um eine freiwillige Arbeit handelte. Einige der Indianer, die mit uns stromaufwärts fuhren, besaßen Zelte von baumwollenem Drell, die sie sich selbst, den Russen ihre Kunst absehend, gemacht hatten, während unsere Leute das Segel in ein Schirmdach verwandelten.

Am Abend lagerten wir auf dem linken Ufer des Flusses, nachdem wir lange nach einer trockenen Stelle hatten suchen müssen. Iwan brachte uns einige Eier, die er sich durch Tauschhandel verschafft hatte. Sie stammten von wilden Enten, die an diesem Theil des Flusses keineswegs zahlreich sind.

Der Morgen des 28. sah uns schon früh in Bewegung und an diesem Tage fuhren wir dreimal über den Strom, einmal an einer zwei Meilen breiten Stelle. Ein leichter Wind erlaubte uns, von unserm Segel mit bester Wirkung Gebrauch zu machen. Wir bemerkten in dieser Gegend verschiedene hohe gerade Pappeln, die in der Nähe des Wipfels eine sonderbare Biegung, wie einen Knick, hatten. An indianischen Gräbern und Lagern kamen wir mehrmals vorbei. Wenn die Russen sich einem

solchen Lager näherten, so meldeten sie sich immer durch einen Schuß aus einem großen Steinschloßgewehr an. In der zweiten Mittagsstunde lagerten wir auf einem steilen Ufer. Am Abend fiel Regen und wurde fast willkommen geheißen, da er uns die Moskitos fernhielt.

Am 30. mußten wir den ganzen Tag im Lager bleiben, um unsere Baidarre frisch einzuölen. Die Russen und unsere indianischen Freunde thaten dasselbe, so daß wir eine zahlreiche Versammlung waren. Es regnete unaufhörlich.

31. Mai. Wir kamen bei dem Fischerdorfe Sachertelontin vorbei. Von diesem Punkte an hielt ich ein fortlaufendes geographisches Tagebuch, nahm die Höhe auf und trug die scheinbaren Entfernungen ein. Hier endet nämlich unsere einzige Autorität, Zagoskin's Karte. Trotz seiner vielen Windungen ist die allgemeine Richtung des Flusses bis zum Fort Jukon eine nordöstliche und er weicht von dieser so wenig ab, daß meine Aufzeichnungen fast allein Punkte enthalten, die zwischen Norden und Osten liegen.

1. Juni. Wir gelangten zu einer großen Oeffnung oder Lagune am Flusse, die etwa acht Meilen lang und fünf breit war. Sie lief in östlicher Richtung und war mit mehreren Inseln versehen. Wo sie endete, wurde der Fluß wieder schmaler. Sandsteinfelsen und einige Klippen von Conglomeratgestein begrenzten die Lagune. In der Zeit von drei Tagen erhielten wir einen Reiher, zwei oder drei Enten und Gänse, ein paar Eier und etwas Biberfleisch. Der Reiher hatte ein entschieden zähes Fleisch, das Biberfleisch schmeckte nach Moschus, jedoch mit Ausnahme des Schwanzes, der den größten Leckerbissen der Fallensteller bildet und wahrhaft köstlich ist.

Die hiesigen Eingeborenen verzehren, wenn die Lebensmittel

auf die Neige gehen, Marder, Eulen, Falken u. a. m., jedoch mehr aus Noth, als aus freier Wahl. Sie können auch „Krähen essen, doch machen sie sich nicht viel daraus." Ich bemerkte, daß diese herrlichen Dinge gewöhnlich an die Alten kamen, die hier kein angenehmes Loos haben, wenn sie schwach und stumpf werden. Man mißhandelt sie nicht, man kümmert sich einfach nicht um sie.

In diesem Bezirk fanden wir auf den Ufern des Flusses ungewöhnlich große Fichten und der Strom selbst war mit großen natürlichen Flößen von Bäumen und Treibholz gefüllt, die in der ewig wechselnden Strömung mit großer Schnelligkeit daherwirbelten. Bald schossen sie in gerader Linie herunter, bald geriethen sie plötzlich in einen Wirbel und schwangen sich herum, so daß man immer nicht wußte, welche Richtung sie im nächsten Augenblicke nehmen würden. Häufig streiften sie unser Canoe und nöthigten unsern Steuermann zu beständiger Aufmerksamkeit.

2. Juni. Im Nordosten zeigten sich große Berge — die Suquonylla-Kette. Wir erreichten die Mündung eines großen Stromes, des Melozecargut, der von Nordwesten herströmt. Die beiden Schlußsilben cargut bedeuten im Co-Jukon-Dialekt einfach „kleiner Fluß" und in der That sieht der Melozecargut im Vergleich zu dem Jukon unbedeutend aus. Auf dem Ufer lag ein großer Ahornstamm, der von einem Punkte ganz nahe bei den Jukon-Quellen herunter geschwommen sein mußte, da unsere Leute unterhalb des Forts Selkirk keine Ahornbäume gesehen hatten. Der Nachmittag war so drückend heiß, daß wir ans Land gingen und einige Stunden schliefen. Am Abend setzten wir unsere Fahrt fort und machten erst in der zweiten Morgenstunde des folgenden Tages Halt. Früh brachen wir wieder auf und bezogen gegen Abend mit den Russen gegenüber von Newi-

cargut, einem der wichtigsten Haltepunkte am Flusse, ein Lager. In der Nacht kam der Häuptling zu uns herüber, um uns in sein Dorf einzuladen, und wir brachen das Lager ab und gingen mit ihm. Auf der südöstlichen Seite des Jukon fanden wir eine verhältnißmäßig schmale Oeffnung, die zu einer Art von Bai führt, in die der Newicargut sich ergießt. Die Russen und wir mit ihnen begrüßten das Dorf mit einem lebhaften Feuer aus Revolvers, Carabinern und Schrotflinten. Wie alle Indianer dieser Gegend hatten die Indianer ihre große Freude an dieser Höflichkeit und erwiederten sie mit Eifer. Unser Kuriler schoß so lange, bis wir ihm mit der Wegnahme seines Pulverhorns drohten.

Wir trafen hier etwa 150 Indianer, die sich alle schön geschmückt und bemalt hatten und fast ohne Ausnahme den Doppelfrack trugen, den sie mit Perlenbesatz und künstlich gearbeiteten Feuerzeugen, Messerscheiden und Gürteln verziert hatten (s. nebenstehend). Ziemlich alle lebten entweder in Zelten von Baumwollendrell, welche sie selbst gemacht hatten, oder in offenen Buden, die von aufgerichteten und mit einander verbundenen Pfählen gebaut und mit grünen Zweigen, Birkenrinde und Fellen bedeckt waren. Ueberall brannten kleine Feuer, um die Moskitos abzuhalten. Das Wetter war sehr heiß, denn das Thermometer stand auf 72 Grad Fahrenheit im Schatten.

Während die Russen eifrig um Biber, Marder und andere Pelze handelten, kaufte Dall etwa 250 Pfund geräuchertes Fleisch und Fett von Hirschen und Musethieren und von einer Art einheimischer Pemmicans. Er hatte Geschäfte dieser Art übernommen, während ich blos mit der Leitung der Mannschaft und der Reiseordnung zu thun hatte. Wir kauften noch ein zweites Canoe, das unser Fahrzeug gleich einem Tender begleitete, und nahmen

222 Indianisches Sommerlager bei Newicargut am Yukon.

zwei Indianer zum Rudern an. Wir waren mit Handelswaaren nicht gut versehen und Dall und ich hatten sehr viel damit zu thun, die nöthigen Bezahlungen, Geschenke für Häuptlinge ꝛc.,

Feuerzeug, Messer und Scheide der Jukons.

herbeizuschaffen. Ueberflüssige Hemden und Socken, Einschlagemesser und Messer in Scheiden entschwanden allmälig unseren Blicken. An diesem Orte bat mich der Häuptling von Newicargut um ein Handtuch und meine Seife, und da er uns beim

Eintreiben von Lebensmitteln sehr nützlich gewesen war, so gab ich sie ihm, da ich wußte, daß Dall in dieser Beziehung gut versehen sei. Dabei blieb es aber nicht, denn kaum sah der Indianer meine Zahnbürste, so wollte er sie auch haben. Ich brauche nicht zu sagen, daß er sie nicht bekam, und erzähle diese kleine Geschichte nur für künftige Reisende, die sich entweder aufs Aeußerste beschränken, oder die kleinen Lebensbequemlichkeiten gleich zu Dutzenden mitnehmen mögen. Etwas Aehnliches begegnete mir einmal in einem luftigen Bretter- und Schindelnhotel in Cariboo, wo ich einen Goldgräber fand, wie er eben mit meiner Zahnbürste, mit deren Bestimmung er gänzlich unbekannt war, eine Quarzprobe reinigte. Da er einen leichten Schatten von Unzufriedenheit über mein Gesicht gleiten sah, so fragte er mich, ob ich sie etwa brauche. Ich gab ihm die Versicherung, daß ich mich auf ewig von ihr getrennt habe.

Am Abend des 4. Juni nahm Larrione, ein Co-Jukon, mit einem kranken Manne eine Beschwörung vor. Eine Gruppe von Indianern umgab den Leidenden und mitten unter ihnen brannte ein schwaches Feuer. In gedämpften Tönen sangen sie einförmig im Chor, während Larrione gewisse Ceremonien vollzog, die sich theilweise zur Mittheilung nicht eignen. Zuletzt stellte er sich, als ob er den bösen Geist aus dem Kranken hervorzöge, mit ihm ringe und ihn ins Feuer werfe, worauf er plötzlich vor Furcht und Schrecken davonlief. Jetzt war er nämlich der Besessene, gesticulirte, stöhnte und schäumte aus dem Munde, indem er das Ganze mit einem Recitativ begleitete, das sich dem Chor kunstvoll einfügte. Das Schauspiel glich einer Zauberscene in einem Sensationsdrama und besonders wirksam waren die Zuthaten, die überhängenden Bäume, das Zwielicht und das düstere Feuer.

Zum Schluß nahm die Vorstellung eine heitere Färbung an und der Chor wurde lauter und lebhafter. Der Besessene galt für befreit und hinkte von der Bühne. Mir kam es so vor, als ob die Indianer hinsichtlich Larrione's Geschicklichkeit getheilter Meinung wären. Einigen sah man am Gesicht an, daß sie an ihn glaubten, Andere schienen ihn zu verspotten und das Ganze für eine Posse zu halten.

Kinderstuhl von Birkenrinde.

Die Indianer am Flusse hatten in dieser Jahreszeit ein auffallend mageres Aeußere, das offenbar in ihren fortwährenden Ausschweifungen seinen Grund hatte. Unaufhörlich tanzten, sangen und aßen sie und schliefen nur wenig. Das fortwährende Tageslicht des kurzen Sommers erhält den Menschen wach, wenn er nicht durch und durch ermüdet ist, und die Indianer schienen diese Wirkung zu empfinden.

In diesem Dorfe und anderswo am Flusse sah ich kleine

Stühle von Birkenrinde, die für Kinder bestimmt waren. Der Holzschnitt zeigt ihre Gestalt und macht auch das Stück Holz sichtbar, welches den Zweck hat, das Krummwerden der kleinen Glieder zu verhindern. Das Kind sitzt bequem auf einer Lage Moos und wird häufig von der Mutter in einem solchen Stuhl auf dem Rücken getragen. Meine Skizze ist allen europäischen Müttern ehrfurchtsvoll gewidmet und vielleicht findet sich auch ein unternehmender Kinderfreund und Stuhlmacher, dem die Idee willkommen ist. Kann er sich keine Birkenrinde verschaffen, so mag er Papiermaché oder Guttapercha nehmen. Wie man sieht, trägt das Kind in seiner Nase dieselbe Zierrath, welche die ausgewachsenen Indianerkinder in größeren Exemplaren anbringen. Was dieses Ornament betrifft, „werden alle Rechte nicht vorbehalten."

Neunzehntes Capitel.

Fahrt auf dem Jukon (Fortsetzung).

Zusammentreffen mit einem Ausreißer. — Vorliebe der Indianer für Negerlieder. — Bootziehen. — Lagune. — Haufen von Treibholz. — Nuclukayette. — Unverfälschte Indianer. — Ceremonie. — Abschied von den Russen. — Häßliche Indianerköpfe. — Gebirgsschlucht. — Indianerhunde. — Ein Leck. — Die Stromschnellen. — Die Wälle. — Jagd auf Musethiere. — Inseln. — Ueberhängende Ufer. — Untiefen. — Die kürzeste Nacht. — Die ersten englischen Indianer. — Der Fluß Porcupine. — Fort Jukon.

5. Juni. In der fünften Morgenstunde bestiegen wir unsern Kahn und fuhren, bis die Mittagshitze uns zwang, einige Zeit zu lagern. Der Abend und der Frühmorgen sind die einzigen Zeiten, in denen man während des kurzen Sommers hier reisen kann. Man wird mir vielleicht kaum glauben, wenn ich sage, daß wir ziemlich in der Breite der Behrings-Straße beinahe 80 Grad im Schatten gehabt haben. Wir fühlten diese Hitze doppelt, da sie der strengen Winterkälte so dicht auf dem Fuße folgte. Wenn wir nicht den Wunsch gehegt hätten, die russischen Händler so weit als möglich zu begleiten, so würden wir ausschließlich bei Nacht gereist sein, aber sie zogen aus Gründen, welche ihnen am besten bekannt sein werden, den Tag vor.

Nachdem wir sie verlassen hatten, folgten wir in dieser Sache unseren eigenen Gedanken.

Am kühlern Nachmittage brachen wir wieder auf und fuhren ohne Unterbrechung weiter, als wir durch den Anblick eines Feuers überrascht wurden, das nicht weit vor uns auf dem Ufer brannte. Indianer machen selten ein solches Feuer und ziehen vielmehr selbst im Winter vor, neben ein paar Holzstücken zu frieren, so daß wir überzeugt waren, das Lager weißer Reisenden vor uns zu haben. Wir landeten, liefen zu dem Platze hin und sahen einen Ausreißer aus dem Fort der Hudsonsbai-Gesellschaft vor uns stehen. Er war mit einem Indianer bis hier den Fluß hinunter gefahren und hatte sein Canoe durch Umschlagen und mit ihm seine wenigen irdischen Besitzungen, einschließlich seiner Flinte, verloren. Es war ihm gelungen, mit seinem Gefährten das Ufer zu gewinnen, und nun trockneten Beide ruhig ihre Kleider und warteten auf eine Wendung ihres Schicksals. Wir machten natürlich Brüderschaft und versahen sie mit einigen Nothwendigkeiten. Der weiße Mann, der beiläufig bemerkt nur ein ganz klein wenig weißer als der andere war, erklärte, daß unser Abendessen das Beste sei, was er seit Jahren gegessen habe. Wir suchten ihn zu überreden, mit uns umzukehren, und er wäre gern dazu bereit gewesen, wenn er nicht gefürchtet hätte, als Ausreißer behandelt zu werden. Der arme Bursche hatte viele Jahre lang ein schweres Leben gehabt und war durch irgend ein wirkliches oder eingebildetes Unrecht in Fort Yukon zu diesem Schritt getrieben worden. Er war als ganz junger Mensch in den Dienst der Gesellschaft getreten und lange darin geblieben.

Später hörten wir, daß er glücklich nach St. Michael gelangt und mit einem dort ansprechenden Schiff abgefahren wäre. Da

er über einen bedeutenden Theil der Posten der beiden großen Gesellschaften vom Atlantischen Ocean bis zum Stillen Meer gereist war, so konnte er mit vollem Recht sagen, daß er die nordwestliche Durchfahrt zu Lande gemacht habe.

6. Juni. Nachdem wir am Nachmittage von dem Fremden Abschied genommen hatten, blieben wir bis zur vierten Morgenstunde des nächsten Tages ununterbrochen in Bewegung. Es trat übrigens keine Dunkelheit ein — die Nacht war keine Nacht. Ein gedämpftes Zwielicht nahm ihre Stelle ein und die Gluth des Sonnenuntergangs verließ den Horizont nicht, sondern verschmolz mit dem Sonnenaufgang. Für Indianer arbeiteten unsere Leute vortrefflich und wir suchten sie in guter Laune zu erhalten, indem wir ihnen etwas vorsangen. Ich stehe dafür ein, daß die künftigen Besucher dieses Flusses, wenn sie nicht gar zu spät kommen, hier Stellen aus Negerliedern hören werden, welche die Indianer von uns gelernt haben. Einfache Melodien behalten sie leicht und interessirten sich für unsere Lieder um so mehr, je unsinniger diese waren.

Das Wasser war jetzt um mehrere Fuß gefallen und wir bekamen jetzt mit dem Ziehen des Kahnes viel zu thun. Unsere Indianer gingen zuweilen barfuß, aber gewöhnlich trugen sie die landesüblichen Landes- oder Sommerstiefeln, die ausschließlich aus gut geschmiertem und wasserdichtem Seehundsfell bestehen und blos in der Länge verschieden sind. Die Arbeit war kein Spaß, denn bald kneteten die Leute in schlüpfrigem Schlamm, bald kletterten sie über Baumstämme oder um kleine Felsklippen und hatten dabei stets die Leine an den Schultern und mußten das Schiff gegen den Strom ziehen. Der Steuermann hatte auch genug zu thun, von der Küste abzuhalten und zu seichtes Wasser zu vermeiden. Wir fuhren wieder in eine Lagune, die in nörd-

licher Richtung fünfundzwanzig Meilen weit lief, an der Ostseite hohe felsige Ufer hatte und wie gewöhnlich mit Inseln besäet war. Um eine der letztern herumzufahren, schien eine endlose Geschichte zu sein, und Dall bat mich dringend, umzulenken, da wir in einen Nebenfluß des Jukon gerathen seien. Die Insel war fünfzehn Meilen lang und es dauerte lange, ehe wir an ihr vorbei waren und den vollen Strom wieder erreichten.

Am 7. kamen wir bei niedrigem Sumpflande vorbei, dessen Haupterzeugniß in Moskitos zu bestehen schien, und sahen am frühen Morgen des 8. die Mündung eines breiten Stromes, der von Westen kommt und von den Indianern Towshecargut genannt wird. Wo er einfließt, hatte sich ein ungeheurer Haufen Treibholz, der fünfzig Fuß hoch sein mochte und an dem Menschenalter gearbeitet hatten, aufgethürmt. Neben ihm machten wir Feuer, tranken unsere regelrechte Menge Thee und setzten dann unsere Fahrt fort. Eine kurze Zeit lang hatten wir günstigen Wind. Der Fluß war hier sehr breit und hatte viele Inseln. Am Abend gelangten wir an den Punkt, wo der Tanana mit dem Jukon sich verbindet. Auf einer Landzunge zwischen den beiden Flüssen liegt Nuclukayette, ein indianischer Handelsplatz von Bedeutung. Absichtlich fuhren wir fast zwei Meilen über diesen Punkt hinaus und segelten dann mit den Russen und einer ganzen Flotte von Indianer-Canoes über den Fluß, so daß wir, mit der Strömung treibend, genau beim Dorfe ankamen. Bei unserer Ankunft feuerten die Russen ihre große Flinte ab und wir schossen unaufhörlich mit unsern Waffen aller Art.

Dieser Platz ist der fernste Punkt, den die russischen Händler jemals erreicht haben, und liegt etwa 240 Meilen oberhalb Nulato's. In den letzten Jahren sind auch einige Leute der Hudsonsbai-Gesellschaft mit Handelswaaren zu diesem Dorfe herunter-

er Ostseite
esäet war.
Geschichte
a wir in
war fünf-
ihr vorbei

bei, dessen
sahen am
omes, der
t genannt
en Treib-
Menschen-
chten wir
zten dann
günstigen
le Inseln.
nana mit
ischen den
ndelsplatz
ilen über
und einer
daß wir,
ten. Bei
e ab und

n Händler
halb Nu-
der Hud-
herunter-

281

Tanana-Indianer.

gefahren. Indianer aus allen Gegenden, Co-Jukons, Newicarguts, Tananas und sogar die Kotch-à-Kutchins vom Fort Jukon strömen hier zusammen. Bei einigen Gelegenheiten sind hier sechshundert Personen versammelt gewesen. Die Tananas waren noch nicht eingetroffen, aber später begegneten wir einer Anzahl von ihnen. Ich halte sie für die unverfälschtesten Indianer, die man heutigen Tages sehen kann. Sie putzen sich gern mit Malereien im Gesicht, Federn im langen Haar, Klumpen von rothem Thon am Hinterkopfe, welche sie mit Flaum bedecken, und tragen Doppelfracks und Beinkleider von Hirschfellen, die stark mit Fransen und Perlen, wie mit künstlich gearbeiteten Feuerzeugen und Gürteln geschmückt sind. Sie erinnerten mich an den idealen nordamerikanischen Indianer, den ich aus Büchern kannte, aber noch nie gesehen hatte.

Als wir bei diesem Dorfe landeten, hatten wir eine Ceremonie zu bestehen, durch die man wahrscheinlich prüfen wollte, ob wir starke Herzen hätten. Die bereits anwesenden Indianer kamen uns mit gellendem Geschrei entgegen und schwangen ihre Flinten, um sie dicht vor uns abzuschießen. Wir und die mit uns angekommenen Indianer gaben die Begrüßung zurück und nun trat der Häuptling vor, dessen Bekanntschaft wir im Winter gemacht hatten, und bewillkommnete uns. Dieser Mann hatte Ketchum und Labarge bei ihrem Winterausfluge gut behandelt und überreichte uns einen Brief von ihnen, in dem sie uns baten, ihm Pulver und andere Sachen zu geben. Wir fanden diesen Platz von Lebensmitteln ziemlich entblößt, aber trotz ihrer leeren Magen tanzten und sangen die Indianer immerfort, da sie wußten, daß die Zeit der Moschusthier-Jagden bevorstehe. Der Häuptling und einige Andere brachten uns frisches Fett in kleinen Mengen.

Wir hatten erwartet, Antoine Haule, den Dolmetscher vom englischen Fort, hier zu treffen, aber dieser Mestize war am Tage vor unserer Ankunft abgereist, nachdem er alle seine Waaren verkauft hatte. Der Hunger hatte ihn aus diesem Dorfe vertrieben. Wir schickten ihm einen indianischen Boten nach, der ihn bitten sollte, auf uns zu warten und uns Gesellschaft zu leisten, aber der Mann kehrte zurück, ohne ihn erreicht zu haben, da er sich unterwegs aufgehalten hatte, um zwei Mufethiere zu schießen.

9. Juni. Wir rasteten hier bis nach drei Uhr Nachmittags und sagten dann unsern russischen Freunden Lebewohl. Einen von den Indianern aus Newicargut entließen wir und mietheten statt seiner einen Mann aus Nuclukayette, der sich als ein guter, kräftiger und unverdrossener Diener bewährte und den großen Fluß genau kannte. Wieder begleiteten uns mehrere Canoes und jedes hatte einen hölzernen Topf oder einen Korb von Birkenrinde mit heißer Asche an Bord, um durch den Dampf die Moskitos zu verscheuchen und damit man, wenn man das Lager beziehe oder wegen einer Ausbesserung Halt machen müsse, gleich Feuer machen könne. Unter unsern indianischen Begleitern befanden sich diesesmal mehrere Tananas. Ich habe bereits von den rothen Thonklumpen gesprochen, welche sie am Hinterkopfe tragen und mit kleinen Federn bestecken. Wenn die Leute nicht im vollen Putz sind und wenn die Federn, nachdem sie ausgefallen sind, eine Schmutzmasse im Haar zurückgelassen haben, so hat man einen häßlichen Anblick. Als ich einen Tanana zum ersten Male sah, glaubte ich, daß er eine schreckliche Kopfkrankheit habe, und bot ihm ein kleines Stück Seife an, indem ich ihn zugleich bat, meinem Zelte so lange fern zu bleiben, bis er sich gewaschen habe. Er nahm die Seife, lächelte über meine Unkenntniß der Mode und entfernte sich. Ich vermuthe, daß

sein Kopf bis auf den heutigen Tag ungewaschen geblieben ist. Es ist die Frage, ob er je zuvor Seife gesehen hatte.

Unmittelbar oberhalb Nuclukayettes verengert sich der Fluß und wird von bewaldeten Höhen und felsigen Bergen eingeschlossen. Von diesem Punkte an reisten wir fast ausschließlich bei Nacht, wenn hier von einer Nacht die Rede sein kann. Da wir in unserem Tender von Birkenrinde zwei Leute hatten, so konnten wir mit unserer Mannschaft gelegentlich wechseln und Alle hübsch frisch erhalten. Mit Birkenrinde schifft sich so leicht, daß ich sie ausschließlich benutzen werde, wenn ich dieses Land wieder bereisen sollte. Die Hunde, die unsern Indianern gehörten, legten den Weg größtentheils zu Lande zurück und hatten oft tüchtig zu laufen, um die in den Fluß vorspringenden Klippen zu umgehen. Wenn wir über den Strom fuhren, wie das sehr häufig geschah, so schwammen sie durch die stärksten Stromschnellen uns nach, und hätte die Breite des Wassers auch eine halbe oder dreiviertel Meilen betragen. Im Uebrigen hatten diese Hunde es besser als in den russischen Forts, wo es gebräuchlich war, sie im Sommer ihr Futter sich selbst suchen zu lassen. Hier gab man ihnen immer etwas und nährte sie zuweilen sehr reichlich. Sie brachten uns vielen Nutzen, da sie die Wälder stets nach etwas Eßbarem durchstreiften. An diesem Abend jagten sie ein junges Murmelthier auf und umstellten es, bis die Indianer herbeikamen und es tödteten. In dieser Nacht legten wir etwa sechsundzwanzig Meilen zurück.

In der Frühe des nächsten Morgens entdeckten wir, daß unser Fellboot, welches stark an Felsen angestoßen war, viel Wasser durchließ. Wir fuhren sogleich ans Ufer und fanden in den Nähten zwei tüchtige Risse. Zum Glück erboten sich einige Frauen unserer Indianer, diese Stellen für eine Belohnung mit

einem Pfennigspiegel und einigen anderen Kleinigkeiten zuzunähen. Wir fügten noch eine Tasse Thee hinzu, auf der ein Zwieback oben auf schwamm. Als erfahrene Praktiker hatten wir ihn in kleine Stücke zerbrochen. Ein Reisender, dessen Vorräthe auf die Neige gehen, mag diese Notiz nicht aus den Augen lassen. Der Zwieback quillt bedeutend auf und sieht imposant aus, indem er zugleich die Schwäche des Thees nicht bemerkbar werden läßt.

10. und 11. Juni. Wir hatten einmal wieder viel zu ziehen und fuhren im Allgemeinen in nordöstlicher Richtung. Am Abend kamen wir zu den „Schnellen," von denen wir so übertriebene Beschreibungen gehört hatten, daß wir uns auf die größten Schwierigkeiten gefaßt machten. Der Fluß ist hier verhältnißmäßig schmal und eine lange Felseninsel, die jetzt überschwemmt war, stellt ihm ein Hinderniß entgegen, um welches das Wasser wirbelt, kocht und dampft. Es giebt jedoch auf jeder Seite einen freien Canal und der am westlichen Ufer ist besonders gut. Felsen, die mehr oder weniger von Wasser bedeckt waren, gab es indessen auch hier und die Strömung war sehr stark. Vielleicht betrug sie sieben Knoten in der Stunde. In der Regel halfen wir uns so, daß wir uns vom Ufer aus ziehen ließen, gelegentlich mußten wir aber unsere Indianer ins Fahrzeug nehmen und mit großer Anstrengung rudern. Ich könnte hier eine aufregende Geschichte erzählen, doch will ich bei der Wahrheit bleiben und sagen, daß wir ohne allzugroße Schwierigkeit durchkamen. Ein Dampfer könnte diese Stelle befahren, jedoch mit Ausnahme der beiden ersten Juniwochen, in denen die Strömung zu stark ist. Natürlich hängt viel vom Wasserstande ab. Im Jahre vor uns fand Ketchum den Yukon um zehn Fuß höher und konnte sein Schiff deshalb nicht vom Ufer

aus ziehen lassen. Als wir die Schnellen befuhren, war das Wasser mindestens zwölf Fuß unter seinen höchsten Stand gefallen.

Die Höhen an den Rändern der Schlucht, durch die wir jetzt kamen, sind in Fort Jukon unter dem Namen der Wälle bekannt und rechtfertigen den Namen durch ihre Felsen und Klippen, die sich wie eine Burg hoch am Flusse aufthürmen.

Die Indianer brachten Dall einen fossilen Zahn von bedeutender Größe, der nicht die einzige Andeutung war, daß sich in dieser Gegend interessante Sammlungen machen lassen würden. (S. Anhang 5.)

Etwa sechs Meilen oberhalb der Schnellen vereinigt sich mit dem Jukon ein kleiner Fluß, der von Westen kommt und der Klakinikot heißt. Die Hunden fanden ein Stachelschwein und einer unserer Indianer schoß es.

Um vier Uhr Morgens bezogen wir ein Lager, in dessen Nähe wilde Stachelbeeren und Johannisbeeren am Ufer wuchsen. Früher hatte ich auch wilden Rhabarber, den die Indianer in Menge sammeln und der im Geschmack dem angebauten nicht viel nachsteht, gesehen. Die wilde Rose trat überall zahlreich auf.

11. und 12. Juni. Gegen fünf Uhr Abends brachen wir auf und kamen wieder durch eine Gebirgsschlucht, die sich aber weiter öffnete, als die erste. Um neun Uhr Abends entdeckten wir, daß unser Boot wieder beschädigt worden sei, und machten Halt, um es auszubessern.

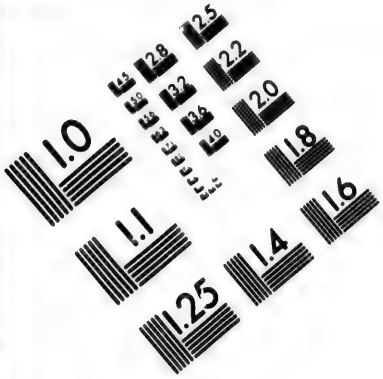
Dieser Theil der Ufer wimmelt von Musethieren. In dieser Jahreszeit sind die Moskitos in den Wäldern eine schreckliche Geißel, gegen die selbst das Musethier nicht Stand hält. Es wirft sich ins Wasser, watet und schwimmt darin umher und

beſucht häufig die Inſeln.* Dies iſt daher am Juken die beſte Zeit für den Jäger. Unterhalb Nuclukayette's ſind die Muſethiere ſelten und bis Nulato gehen ſie nie hinunter. An den kleineren Flüſſen ſind ſie jedenfalls ſehr zahlreich, namentlich am Newicargut, wo faſt alles Fleiſch, das man erhält, von dieſem Thiere ſtammt. Man ſagt, daß die Indianer im Winter ſie auf Schneeſchuhen verfolgen und ſie ſo matt machen, daß ſie auf Schußnähe herankommen können.

Später am Abend fanden die Hunde ein Muſethier nahe am Fluſſe und ſtellten es, ſo daß wir es bald erlegen konnten. Im Waſſer iſt es ein höchſt unbeholfenes Thier. Das Fleiſch iſt vortrefflich und ſteht hoch über Hirſch-, ja ſelbſt über Rennthierfleiſch und namentlich iſt die Naſe, richtig gedämpft, ein großer Leckerbiſſen. Nach meinem Geſchmack iſt ſie ſogar dem entgegengeſetzten Endpunkte des Bibers, dem Schwanze, vorzuziehen, der aller Orten als etwas ausnehmend Köſtliches betrachtet wird. Die Muſethiere waren uns übrigens nicht blos wegen ihres Fleiſches werth, ſondern verſchafften uns auch die Aufregung der Jagd, ohne die unſere Reiſe durch dieſe Gegend höchſt eintönig geweſen ſein würde.

Am 13. Juni ſtöberten die Hunde im Walde wieder ein Muſethier auf und trieben es uns zu. In der Frühe des nächſten Morgens ſchoſſen wir ein zweites. Am Abend des 15. waren wir tüchtig an der Arbeit, als wir ein weibliches Thier mit dem Kalbe hinter ſich ſahen, welches demſelben Ufer zuſchwamm, an dem wir hinfuhren, und uns durchaus nicht beachtete, ſo viel Lärm wir auch machten. Ich ſprang ſofort ans Land und lief

* Zuweilen umzingeln Indianer in großer Anzahl eine Inſel, von der ſie wiſſen, daß ſie Muſethiere (Elenns) oder Rennthiere beherbergt, und ſtellen ein regelrechtes Treiben an.



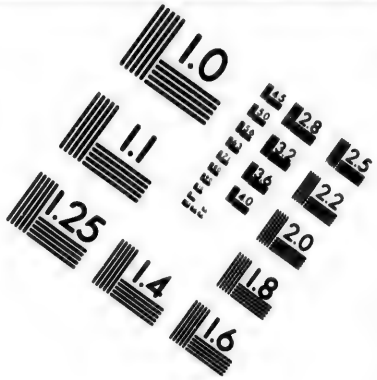
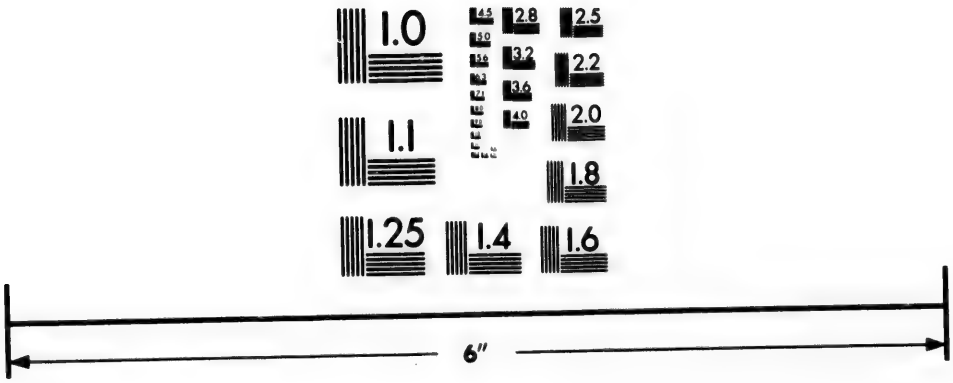
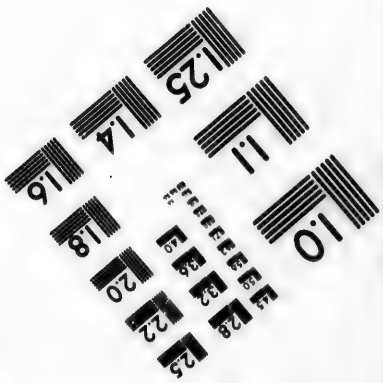


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Muſethierjagd im Juton.

am Waſſer hin, aber die Mutter war mir zu raſch und entkam in den Wald. Das Kalb ſchoß ich, jedoch, wie ich geſtehen muß, nicht ohne Gewiſſensbiſſe. Es lieferte uns das beſte Fleiſch, das ich jemals gegeſſen hatte. Später wurden noch andere geſchoſſen

Meſſer der Jukon-Indianer.

und eins von einem Indianer im Waſſer mit dem Meſſer getödtet. Die Indianer ſchonen bei dieſer Jagd häufig Pulver und Blei, nähern ſich dem Muſethier und verfolgen es mit ihrem Kahn von Birkenrinde, bis das Thier matt geworden iſt, worauf ſie leiſe heranfahren und es durch einen Meſſerſtich ins Herz

oder in den Nacken tödten. Ausgewachsen wiegt das Musethier siebenhundert Pfund und noch mehr, ja man hat auch schon Böcke von zwölfhundert Pfund erlegt.

So lange wir zwischen den Wällen waren, mußten wir uns immer von dem Ufer aus ziehen lassen. Am 15. traten wir aus der Schlucht heraus und sahen den Fluß wieder in Lagunen und seichten Flächen mit unzähligen Inseln sich ausbreiten. Die Ufer waren von der Strömung stark beschädigt und unterwaschen worden. Nicht selten findet man Bäume, die mit den Wurzeln in die Luft hinaus hängen und blos von ein wenig Erde, die mit Moos bekleidet ist, gestützt werden. Natürlich fallen solche Bäume leicht um. Zuweilen wurde es uns nicht leicht, zu verhüten, daß unser Boot mit der lockeren Erde, die von dem abschüssigen Ufer herunterrollte, sich zur Hälfte füllte, und die Flußwindungen waren mit halb untergesunkenen Bäumen und Stämmen ziemlich verstopft. Häufig ließen wir uns vom Wasser aus ziehen, da unsere Leute lange Strecken weit durch Untiefen gehen konnten. Die Fahrt war trotzdem ermüdend, da die Nähte unserer Baidarre häufig Risse bekamen und beständig genäht werden mußten.

19. und 20. Das Wasser war abwechselnd reißend und seicht und hatte zuweilen beide Eigenschaften zugleich. Am 20. überfiel uns frühmorgens ein entsetzlicher Regen, vor dem wir schließlich, bis auf die Haut durchnäßt, die Flucht ergreifen mußten. Bald brachten wir Alles wieder in Ordnung, indem wir neben einem Haufen Treibholz ein riesiges Feuer machten. An andern amerikanischen Flüssen ist Holz für Dampfer häufig schwer zu beschaffen, hier liegt es da und braucht blos zu Scheiten zerschnitten zu werden.

21. und 22. Juni. Wir wußten, daß wir unserer Be-

stimmung nicht mehr fern sein konnten, und arbeiteten angestrengt, um sie zu erreichen. Diese Nacht war die kürzeste im Jahr; die Sonne ging wenige Minuten nach elf unter und etwa eine Viertelstunde vor zwölf wieder auf. Wie nahe wir dem arktischen Kreise waren, mögen diejenigen ermitteln, welche die Sache gründlich verstehen. Ich kann blos sagen, daß die Sonne nicht über fünfundvierzig Minuten unseren Blicken entzogen war.

Gegen sieben Uhr Morgens begegneten wir den ersten Oberen Indianern, die ein Zweig der Kotch-à-Kutchins sind. Sie lagerten an einer sehr breiten Flußstelle und beschäftigten sich mit dem Dörren von Fischen, von denen sie uns gern einige für Taback abließen. Ihren Vorrath hatten sie auf der Reise vom Fort Jukon hierher erschöpft, mit Flinten, Kleidern und Zelten dagegen waren sie besser versehen als die russischen Indianer. Sie waren auch reinlicher und höflicher. Im Laufe des Morgens traf ihr Häuptling Sakneota ein, der im Fort unter dem Namen Senitee bekannt ist, und beschenkte uns sogleich mit Musethierfleisch, für das wir ihm einige Kleinigkeiten gaben.

22. und 23. Juni. In dieser Nacht wollten wir unsere Bestimmung erreichen und ließen uns deshalb durch nichts aufhalten. Statt wie früher einen langen Halt am Tage zu machen, ruhten wir zweimal auf kürzere Zeit aus und stärkten uns durch Speise und Trank. Unsere Indianer wurden mehrmals sehr müde und wollten lagern, aber wir hörten nicht auf sie und fuhren immer weiter.

Kurz vor Mittag erreichten wir die Mündung des Rat- oder Porcupine-Flusses, der von Norden her in den Jukon fällt. Wir ruderten noch eine halbe Meile weiter und waren nun in Sicht von Fort Jukon. Wir mußten unserer Freude Luft ma-

chen und gaben eine Salve aus allen unseren Feuerwaffen, auf die vom Ufer sogleich geantwortet wurde. Was Kuriler betrifft, dem wir dieses Mal freie Hand ließen, so schoß er so lange, bis wir Alle taub waren. Als wir landeten, fanden wir im Fort weiter keine Bewohner, als zwei junge Schotten und einen französischen Mestizen. Der Commandant war mit vielen seiner Leute abwesend und mit dem Einholen des jährlichen Waarentransportes beschäftigt. Draußen lagerte ein großer Schwarm von Indianern, die auf ihre Rückkehr warteten. Wir drückten Jedem, einschließlich der Indianer, die Hand und waren bald in einem Zimmer des Forts untergebracht. So endete eine Reise von sechshundert Meilen, zu der wir neunundzwanzig Tage gebraucht hatten, von denen sechsundzwanzig als die eigentliche Fahrzeit zu betrachten sind.

affen, auf
er betrifft,
so lange,
n wir im
und einen
elen seiner
Waaren-
Schwarm
e drückten
n bald in
eine Reise
Tage ge-
eigentliche

241

Fort Yukon, Posten der Hudsonsbai-Compagnie.

Zwanzigstes Capitel.

Fort Jukon.

Rückkehr des Commandanten und des Missionärs. — Ihre Berichte. — Der Mackenzie und der Jukon. — Die Indianer. — Zahlreiche Stämme. — Die Pelze. — Der angebliche Schwarze Fuchs. — Das Missionswerk. — Rückkehr unserer Erforscher vom oberen Jukon. — Fort-Jukon-Schlitten.

Am 26. Juni traf der Commandat Mac Dougall wieder ein und mit ihm kam auch Herr Mac Donald, ein Missionär der Staatskirche, der hier seine Station hat. Beide Herren hießen uns mit Wärme willkommen und verschafften uns durch ihre Gesellschaft viele angenehme Stunden.

Ihre Nachrichten aus der Welt draußen waren neuer, als die unserer Nummern des „Nordwesters," einer in der Ansiedlung am Red River erscheinenden Zeitung, die bis Ende 1866 reichten; sie erzählten uns von dem Atlantischen Kabel, das die besten Dienste leiste, und von vielen anderen Tagesereignissen.

Unsere neuen Freunde thaten alles Erdenkliche, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und da sie eben ihre Vorräthe für diesen Sommer bekommen hatten, so lebten wir für einen solchen, von der Welt abgeschiedenen Platz ziemlich üppig. Auch unsere Vorräthe lieferten einige Beiträge, und

dennoch bekamen wir einen Begriff des Lebens, das hier Jahr auf Jahr getragen werden muß. Gekochtes Muſethierfleiſch, abwechſelnd mit Muſethierfleiſch gekocht und mit Kochfleiſch vom Muſethier war unſere Hauptſchüſſel. Dieſes Fort iſt ſo unzugänglich, daß wenig mehr als Handelswaaren hingeſchafft wird. Der Commandant und einer oder zwei ſeiner Leute erhalten ein wenig Mehl und Allen giebt man einige Pfund Thee, aber dieſe Quantität iſt ſo gering, daß ſie nur auf zwei bis drei Monat ausreicht und für den übrigen Theil des Jahres nichts als das ewige Muſethierfleiſch bleibt. Alles, was zu dieſer Station gelangt, hat die lange Reihe der Forts von der York-Factorei an der Hudſonsbai an zu berühren, und die Leute jedes Forts helfen bei der Weiterbeförderung etwas. Die Beamten vom Fort Jukon holen ihre Waaren* von La-Pierre's-Haus, einem kleinen Poſten am Porcupine-Fluß, der ſechshundert Meilen entfernt iſt. Bei der Bergfahrt brauchen ſie, die Lagerzeit mitgerechnet, zwanzig Tage, bei der Thalfahrt, die ohne Aufenthalt gemacht wird, nur fünf bis ſechs Tage. Zwiſchen La-Pierre's-Haus und dem Peel, einem Zufluß des Mackenzie, treten Gebirge auf und hier kommt eine achtzig Meilen lange Tragſtelle vor, über welche die Güter auf Menſchenſchultern getragen werden müſſen. Die nächſte Station am Peel-Fluſſe iſt Fort Mac Pherſon, welches

* Ich habe die Maße der Boote genommen, die man bei dieſer Fahrt verwendet, indem ich von der Anſicht ausging, daß die Sache für eine künftige Expedition von Bedeutung ſein kann. Wenn die Boote mit hundert „Stücken" oder Packen mit einem durchſchnittlichen Gewicht von neunzig Pfund beladen ſind, ſo gehen ſie blos 2 bis 2½ Fuß im Waſſer. Ihre Größenverhältniſſe ſind die folgenden:

Gänzliche Länge	41	Fuß.	
Kiellänge	29	„	
Höhe vom Dahlbord bis zum Kiel	3	„	2 Zoll.
Schiffsbreite	9	„	6 „ .

dreißig Meilen oberhalb der Vereinigung desselben mit dem Mackenzie liegt. Das nächste Fort am Mackenzie ist Fort Simpson, das von Fort Jukon fünfzehnhundert Meilen entfernt ist.

Der Porcupine oder Rat ist unbedingt der Fluß, von dem Mackenzie in seinen „Reisen" spricht. An dem großen Strome, der jetzt seinen Namen trägt, erzählte man ihm von einem Flusse, „im Vergleich mit dem der, an dessen Ufer wir waren, ein bloßer Bach sei, an dem Eingeborene lebten, die sehr groß und boshaft wären und einen gewöhnlichen Menschen mit den Augen tödten könnten." Sie trügen Flügel, erzählte man ihm weiter, und verzehrten einen großen Biber in einer einzigen Mahlzeit. Seine Gewährsmänner sagten von dem Flusse auch, daß er in einen großen See oder ein Meer falle. Auf den Porcupine, der im Jukon seine Fortsetzung findet, paßt dies Alles sehr gut, doch brauche ich kaum zu sagen, daß seine Anwohner, wie wir sie fanden, uns nach jener Schilderung sehr gewöhnlich vorkamen.

Fort Jukon wurde im Jahre 1847 gegründet. Die jetzigen Gebäude wurden übrigens erst 1864 begonnen und waren im vorigen Jahre (1867) noch nicht vollendet. Das ältere Fort stand eine Meile weiter oben am Flusse, aber an einer Stelle, wo das Ufer von der starken Strömung allmälig unterwaschen wurde. Als dieser Proceß der Zerstörung fast bis zum Thor vorgedrungen war, gab man die Station auf. Dieses Fort kann als das entfernteste der Hudsonsbai-Gesellschaft betrachtet werden und liegt etwa unter 66 Grad nördlicher Breite. Es liegt innerhalb der russischen Grenze und die Hudsonsbai-Gesellschaft hat der russischen Pelzgesellschaft eine Zeit lang für die Erlaubniß, auf ihrem Gebiete Handel zu treiben, eine Abgabe bezahlt.

Nachdem wir die schmutzigen russischen Forts kennen gelernt hatten, war es eine wahre Erholung, frisch getünchte Wände, blitzende Fenster, vortreffliche Fußböden, Kamine und eine allgemeine Reinlichkeit zu finden. Außer den Wohnungen des Commandanten und der Leute gab es Magazine und Lagerhäuser, ein Pelzzimmer und eine Pelzpresse und Keller für Eis und Fleisch. Der Fluß hatte in der Nähe des Forts nicht weniger als fünf verschiedene Arme und dazwischen liegende Inseln hinderten uns, von Ufer zu Ufer zu sehen.

Nach einigen Tagen waren die Indianer in Massen versammelt. Ein Kahn kam nach dem andern, und es wurde immerfort mit Musketen gefeuert, als ob das Fort belagert wäre. Einmal lagerten mehr als fünfhundert Eingeborene draußen vor der Station. Sie errichteten Zelte, offene Buden und Hütten. Die letzteren wurden von Pfählen und Musethierhäuten gebaut und gewöhnlich zwei neben einander gestellt, so daß die Thüren einander gegenüber lagen. Zwischen ihnen brannte ein kleines Feuer. Jeder Indianer erhielt bei seiner Ankunft im Fort ein kleines Packet Taback und eine kleine Thonpfeife zum Geschenk. Diejenigen, welche keine Lebensmittel mehr hatten, bezogen vom Commandanten täglich eine Ration Musethierfleisch und fielen der Anstalt nicht wenig zur Last. Indianische Jäger waren im Fort angestellt und mit einigen der Canoes kamen starke Ladungen frischen und gedörrten Fleisches an.

Zwischen den Kleidertrachten am oberen und unteren Jukon war ein großer Unterschied. An diesem Orte sahen wir häufig Hirschleder tragen und Mocassins waren allgemein. Die Anführer der versammelten Stämme trugen Phantasie-Uniformen, welche die Gesellschaft ihnen geschenkt hatte. Der alte Rothstrumpf, ein Häuptling der Kotch-à-Kutchi, prangte in einer Uni-

form mit ungeheuern vergoldeten Epauletten, messingenen Knöpfen und Borden und hatte so viele Bänder an der Mütze hängen, daß er zehn Werber auf Lebenszeit hätte versorgen können. Viele trugen „Capots" und Hemden und Fräcke von civilisirtem Ansehen, welche sie im Fort gekauft hatten. Im Winter tragen diese Leute Röcke von Musethierfellen mit dem Haar nach innen gekehrt.

Wir begegneten hier Vertretern verschiedener Stämme. Die Kotch-à-Kutchins oder Leute aus der Niederung sind die Indianer der unmittelbaren Nachbarschaft. Höher oben am Jukon oder Pelly, wie er auf den Karten lange genannt worden ist, wohnen zwei Stämme, die An-Kutchins und die Tatanchok-Kutchins. Die ersteren sind den „Reisenden" der Gesellschaft unter dem schmeichelhaften Beinamen der Gens de foux bekannt und die letzteren heißen die Gens de bois. Auch von den Gens de bouleau oder Birkenfluß-Indianern und von den Gens de rats oder Rat- (Porcupine-) Fluß-Indianern waren mehrere anwesend. Tanana-Indianer, auch Gens de buute und ursprünglich „Gebirgsleute" genannt, hatten sich in Menge eingefunden und waren, wie bereits bemerkt, die primitivsten Menschen, die ich jemals sah. Ihre Kleider waren stark mit Perlen besetzt und viele trugen in der Nase eine Zierrath von Hyaqua-Muscheln (Dentalium entalis oder Entalis vulgaris), die auch bei den meisten der übrigen indianischen Stämme vorkam. Die beiden Pelzgesellschaften am Flusse verkaufen solche Muscheln* und lassen sie

* S. die „Verhandlungen der zoologischen Gesellschaft in London" vom 8. März 1864, wo sich ein Aufsatz von Dr. Baird befindet, der Exemplare, die Herr J. K. Lord nach England gebracht hat, erklärt. Der Letztere sagt von dem Gebrauch, den man auf der Insel Vancouver, im britischen Columbia und auf den angrenzenden Küsten von ihnen macht: „Der Werth des Dentalium hängt von seiner Länge ab. Die werthvollsten werden, wenn man sie an

sich sehr theuer bezahlen. Auf der Insel Vancouver und in anderen Gegenden der Nordwestküste waren die Hyaquas früher als Geld in Umlauf und kommen in dieser Eigenschaft noch jetzt zuweilen vor. Am Jukon sah ich Fransen und Kopfputze, die im Handel einen Werth von zweihundert Marderfellen darstellten.

Von dem großen Flusse, an dem die Tananas wohnen, wissen wir nichts. Aus Allem, was ich in Fort Jukon hörte, muß ich schließen, daß sein Oberlauf vom obern Jukon nicht fern ist. Die Tananas kommen zuweilen zu Lande nach Fort Jukon. Da der Jukon oberhalb der Einmündung des Tanana-Flusses an Wassermenge bedeutend abnimmt, so ist der letztere offenbar ein sehr großer Strom.

Die Frauen aller dieser oberen Stämme kleiden sich einfacher als die Männer und tragen weniger Schmucksachen. Sie haben mehr zu arbeiten als ihre Schwestern am untern Jukon und an der russisch-amerikanischen Küste. Sie tragen ein locker sitzendes, sackartiges Kleid vom einfachsten Schnitt und mit breiten Aermeln. Von den Frauen im Fort hatten mehrere die europäische Tracht angenommen.

Man sagt, daß mehrere Häuptlinge und reiche Leute dieser Stämme große Haufen Perlen besitzen, die sie aber nicht tragen, sondern wie echte Geizhälse in den Wäldern verstecken. Sie kaufen sie, weil sie ihr Geld nicht besser anzulegen wissen, nachdem sie sich die nöthigen Flinten, wollene Decken, Messer und

---

einander gereiht hat, ein hi-qua genannt und der Maßstab, nach dem man das Dentalium abschätzt, ist der, daß ein hi-qua aus fünfundzwanzig Muscheln bestehen muß, die zusammen einen Faden oder sechs Fuß lang sind. Zuweilen kann man für einen hi-qua einen Sklaven kaufen, der fünfzig wollene Decken oder fünfzig Pfund werth ist." Diese Muscheln kommen meistens von der Westküste der Insel Vancouver.

Töpfe verschafft haben. Im Allgemeinen scheinen sie sich unter dem Schutz der Hudsonsbai-Gesellschaft wohl zu befinden. Wie mir scheinen will, behandelt die letztere ihre eigenen Beamten auf diesem unzugänglichen Posten nicht so gut wie die Wilden. Der erste Indianer, welcher Pelze bringt, kann Alles fordern, was im Fort ist, aber die Leute der Gesellschaft erhalten blos eine bestimmte Menge Kleider und Taback und müssen mit der schlechtesten Nahrung zufrieden sein. Ich bin fest überzeugt, daß dies in den größeren Forts und Factoreien nicht der Fall ist, aber Fort Jukon, das beiläufig bemerkt eine einträgliche Station ist, wird nicht mit Lebensmitteln versorgt, von denen zu sprechen der Mühe verlohnt, obgleich man große Mengen von schweren Waaren, z. B. Eisengeschirr und Flinten, dorthin schafft.

Das Pelzzimmer des Forts war ein Anblick, den man nicht jeden Tag hat. Tausende von Marderfellen hingen an den Sparren und gewöhnliche Pelze lagen in großen Haufen umher. Man verschafft sich hier auch eine sehr ansehnliche Menge von silbergrauen und schwarzen Füchsen. In Beziehung auf den letzteren hörte ich einmal eine Anekdote, die der Hudsonsbai-Gesellschaft keine Ehre macht. Einer ihrer Beamten kaufte einmal in der Eile des Geschäfts ein angeblich schwarzes Fuchsfell, das ursprünglich weiß gewesen, aber von dem Herrn Indianer schwarz gefärbt worden war. Natürlich entdeckte man den Betrug schließlich, aber damit war die Sache nicht zu Ende. Man zog dem unglücklichen Käufer den vollen Handelswerth des Pelzes vom Gehalt ab und ließ ihn mehr Pfunde bezahlen, als das Fell beim Einkauf Schillinge gekostet hatte. Wenn die Geschichte wahr ist, so bedarf es keiner Bemerkung.

Die Wolverene wird von allen Indianern besonders ge-

schätzt, ohne Zweifel nur deshalb, weil sie so schwer zu fangen ist. Diese Pelze, die im Handel beinahe werthlos sind, werden von der Hudsonsbai-Gesellschaft dennoch gekauft und bekannten Indianern übergeben, um in einiger Entfernung Marder- und andere Felle dafür einzutauschen. Der Herr Wilde bekommt den halben Nutzen.

Der im Fort Jukon geltende Tarif war höher als in den russischen Posten. Eine Flinte, die einen Nennwerth von vierzig Schillingen hatte, war zwanzig „Häute" werth. Dieser alte Ausdruck wird von der Gesellschaft noch immer gebraucht. Eine „Haut" (Biberfell) wird zu zwei Schillingen (!) berechnet und gilt soviel wie zwei Marderfelle u. s. w. In Fort Jukon hört man viel von Häuten sprechen, da auch die Bezahlung der Arbeiter danach berechnet wird. Fragten wir nach dem Werth eines Beinkleides, so hieß es: „Sechs Häute." Ein paar gewöhnliche Mocassins waren eine Haut werth u. s. w.

Während unseres Aufenthaltes hielt der Glaubensbote Mac Donald den Indianern mehrere Predigten, indem er theils direct, theils durch einen Dolmetscher zu ihnen sprach. Der Letztere, Antoine Haule, ist ein Mann, der französisch, englisch und alle möglichen Indianerdialekte spricht. Die Indianer schienen aufmerksam zuzuhören und sangen auch etwas mit. Der fromme Herr hat einige der jüngeren Leute im Englischen unterrichtet und übt ohne Zweifel einen guten Einfluß. Ich konnte mich indessen des Gedankens nicht erwehren, daß es in einer Gemeinde von Indianern, welche einem halben Dutzend von Stämmen angehören und eben so viele Dialekte sprechen, sehr zweifelhaft ist, ob sie alle die Worte des Predigers verstehen. Wie an anderen Orten, so wird auch hier beim Handel ein gemeinschaftliches Kauderwelsch benutzt, aber ein solcher Bastard-Dialekt

kann nicht einmal die Sprache des gewöhnlichen Lebens, geschweige denn die bilderreiche Sprache der Bibel wiedergeben.* Herr Mac Donald hat auch mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, daß die Indianer während des größten Theiles des Jahres über das ganze Land zerstreut sind und Hunderte von Meilen entfernt wohnen. Von dem Herrn selbst kann ich nur in den höchsten Ausdrücken sprechen, denn er ist ohne Frage ein wackerer und eifriger Glaubensbote. Zwei Umstände sind zu seinen Gunsten, nämlich daß sich kein Branntweinhändler so weit wagt, um sein gutes Werk zu stören, und daß keine feindliche Secte, so weit Fort Jukon in Frage kommt, die Gemüther der Eingeborenen in Verwirrung bringt.

Es ist der Erwähnung werth, daß einige Leute der Hudsonsbai-Gesellschaft im Jukon kleine Stücken Gold gefunden haben, jedoch nicht in solchen Mengen, daß eine Auswanderung hierher Lohn verspräche.

Am 29. Juni kehrten Ketchum und Labarge von ihrem Ausfluge nach Fort Selkirk zurück. Man wird sich erinnern, daß sie uns im Winter in Nulato verließen und auf dem gefrorenen Jukon nach jenem Fort wandern wollten. Sie hatten

---

* In unserer Heimath empfinden wir schon, daß die orientalische Färbung der Metaphern und Parabeln der Bibel das Verständniß erschwert, obgleich Prediger unseres eigenen Volkes zu uns reden, die unserer Sprache vollkommen mächtig sind. Der Glaubensbote mag die fremde Sprache so gut verstehen, wie es einem Ausländer überhaupt möglich ist, so redet er immer zu Leuten, die gar keine Vorbildung besitzen und nur in ihrer nächsten Nachbarschaft Bescheid wissen. Ich habe früher schon erwähnt, daß es in diesem Kauderwelsch für eine Naturerscheinung keinen Namen giebt und daß der Ausdruck „Kinder des Waldes" nur in einer Weise übersetzt werden kann, die den Indianer zum Lachen bringt. Ich kann mir daher leicht denken, daß die Poesie der Bibel Spott erregen und ihre Bildersprache ganz unverständlich werden muß.

diese Reise ausgeführt, aber mit großer Schwierigkeit. Sie hatte zwei Monate in Anspruch genommen, denn der Schnee war weich gewesen und es hatte an Hundefutter gefehlt. Ueberdies begann der Aufbruch des Eises, ehe sie Fort Jukon erreichten und ihr Weg führte nun durch zerbrochenes Eis und Wasser.

Sobald der Fluß frei geworden war, etwa in derselben Zeit, als wir nach Fort Jukon aufbrachen, machten sie sich nach Fort Selkirk auf den Weg. Dasselbe hat früher immer Campbell's Fort geheißen und ist jetzt eine verlassene Station. Es war der Hudsonsbai-Gesellschaft immer sehr schwer geworden, jenes Fort mit Handelswaaren zu versehen, und wenn nun die Indianer aus der Ferne herbeikamen und ihre Pelze nicht verkaufen konnten, so bedrohten sie die Besatzung. Nachdem man es verlassen hatte, brannten die Eingeborenen es nieder. Ketchum brachte uns ein Stück seiner geschwärzten Trümmer mit.

Wie er erzählte, strömt der obere Jukon meistentheils durch Gebirgsschluchten, ist aber auf der ganzen Strecke von sechshundert Meilen schiffbar. Es fehlte ihm nie an Wildpret, da die Indianer überall friedlich waren und die Weißen zu einem Verkehr ermuntern wollten. Die Bergfahrt hatte er, jede Nacht lagernd, in neunundzwanzig Tagen, die Thalfahrt ohne Lager in vier Tagen gemacht. Der allgemeine Lauf des Flusses stimmt mit dem überein, den Arrowsmith in seiner Karte angiebt. Zwei Tannenzapfen, die Ketchum von Fort Selkirk mitbrachte, wurden von Dr. Hooker untersucht und als Früchte der Pinus contorta erkannt. Diese Spielart fanden wir am untern Laufe des Jukon, der zum Theil einer höheren Breite angehört, nirgends.

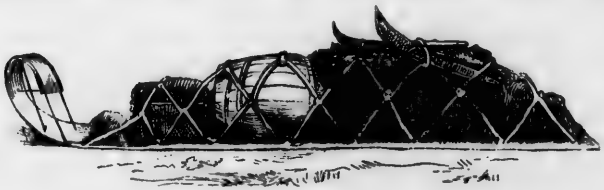
Ich hatte von Herrn Mac Donald gehört, daß die Indianer vom Chilchat-Flusse, der an der nordwestlichen Küste des russischen Amerika, etwa unter 59 Grad nördlicher Breite fließt, zu-

weilen in fünfzehn bis zwanzig Tagen nach dem Jukon bei Fort Selkirk hinüber wandern. Ketchum ermittelte durch seine Nachfragen dieselbe Thatsache, welche mir später in England auch von Capitän Dodd vom Beaver* bestätigt worden ist. Man wird nicht vergessen haben, daß dieses Schiff den Admiral Collinson bei der Aufsuchung Franklin's begleitete. Diese Reise hat bis auf den heutigen Tag noch kein Weißer gemacht. Herr Campbell pflegte durch Eingeborene mit dem Capitän Dodd zu verkehren, als dieser mit dem Beaver im Lynn-Canal lag. Admiral Collinson verschaffte sich die Copie einer Karte, welche die Eingeborenen roh gezeichnet hatten. Diese Karte zeigte einen Fluß, der in den westlichen Zweig des Lynn-Canals fiel und auf dem die Eingeborenen hinauf fuhren, um zu Lande an einen See zu reisen, der die Quelle des Lewis, eines Zuflusses des Jukon, war. Die Rückfahrt nahm fünfzig Tage in Anspruch, da es viel gegen den Strom ging.

Die Ratten-Indianer, die am Rat oder Porcupine wohnen und mit dem Fort Jukon handeln, unterhalten auch, hauptsächlich mittelst des Mackenzie-Flusses, einen Verkehr mit den Küstenstämmen. In einem Auszuge aus dem Tagebuche des Admirals Collinson (24. Juli 1854, Campden-Bai) finde ich die folgende Bemerkung. Nachdem der Admiral von einer Verzögerung gesprochen hat, sagt er: „Sie war in so fern ein glücklicher Umstand, als sie unsern Freunden von der Baxter-Insel (den Eskimos) die Möglichkeit verschaffte, uns einen zweiten Besuch zu

* Der alte Beaver leistet jetzt zuweilen bei Küstenaufnahmen des britischen Columbia Dienste und war das erste Dampfschiff auf dem Stillen Meer. Die Hudsonsbai-Gesellschaft ließ das Schiff 1835 um das Cap Horn herumgehen. Diese Thatsache verdient der Erwähnung, da der Great Western, der Bahnbrecher unserer Dampfverbindung mit Amerika, 1838 die erste Fahrt über den Ocean gemacht hat.

machen, bei dem sich bald zeigte, daß sie mehrere Fremde bei sich hatten, deren Häuptling uns ein Papier überreichte, auf dem geschrieben stand: „Die bedruckten Papierstreifen, welche die Offiziere des Plover am 25. April 1854 den Ratten-Indianern übergeben haben, sind am 27. Juni desselben Jahres in Fort Jukon, das der Hudsonsbai-Gesellschaft gehört, in Empfang genommen worden." Die Ratten-Indianer haben die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit Handelsreisen zu den Eskimos an der Seeküste zu machen. Sie sind harmlose und friedliche Leute, die den Weißen gern und willig jeden Dienst leisten, der in ihrer



Beladener Schlitten in Fort Jukon.

Macht steht. Herr Hardisty, damals Oberbeamter in Fort Jukon und jetzt Verwalter des ganzen Bezirks am Mackenzie-Flusse, hatte dieses Papier unterzeichnet. Für künftige Reisende in diesem Lande haben die obigen Thatsachen vielleicht einigen Werth.

Der in diesem Fort und im Allgemeinen auch im ganzen Hudsonsbai-Gebiet, so weit es zu diesem Theil des Continents gehört, übliche Schlitten ist vielleicht der einfachste, den es in der Welt giebt. Es ist nichts als ein Bret, dem man an dem einen Ende, nachdem man das Holz durch Dampf erweicht hat, eine Krümmung nach oben giebt. Riemen erhalten das gekrümmte Ende in seiner Lage und einige Querriegel und Schnüre ver-

vollständigen das Ganze. Dieser Schlitten ist für weichen Schnee besonders geeignet. Gelegentlich, aber nicht immer, fügt man Kufen hinzu. Die hier gebräuchlichen Schneeschuhe sind kürzer als bei den Russen und laufen an beiden Enden spitz zu.

Einundzwanzigstes Capitel.

Thalfahrt auf dem Jukon.

Abwärtstreiben auf dem Strom. — Jukon-Lachse. — Ankunft in Nulato. — Eine zu starke Dosis Arsenik und Alkohol. — Weiterreise. — Indianermusik. — Anvic. — Die Mission. — Erdbeben auf dem Wasser. — Andreawski. — Die Jukon-Mündungen. — Smith's Untersuchungen. — Paſtolik. — St. Michael. — Fortschritt des Telegraphen. — Gefrorener Boden. — Scorbut. — Ankunft unseres Schiffs. — Die Plover-Bai. — Rückkehr nach San Francisco.

Nachdem unsere Baidarre ausgebessert worden war, verschafften wir uns noch zwei Canoes von Birkenborke, und brachen nun sämmtlich mit dem Entschlusse auf, ohne Unterbrechung Tag und Nacht bis Nulato zu fahren. Wir verabschiedeten uns von unsern Freunden, die uns mit einer allgemeinen Musketensalve beehrten, stießen ab und überzeugten uns bald, daß wir uns wenig anzustrengen brauchten. Der Strom beförderte uns mit einer Schnelligkeit von hundert Meilen täglich (in vierundzwanzig Stunden). Gewöhnlich banden wir unsere Canoes zusammen und schirmten das Ganze auch wohl durch ein Sonnenzelt, unter dem wir rauchten oder schlummerten. An Bord schliefen und verzehrten wir unsere frugalen Mahlzeiten und gingen blos zwei- oder dreimal täglich ans Land, um unsern Thee zu kochen und unsere Fische zu rösten. Unsere Fahrt war ein reines Sonntags-

vergnügen, das uns nach unsern Erfahrungen bei der Bergfahrt doppelt gefiel. Alles, was an Arbeit vorkam, verrichtete ein Mann am Steuer, und geriethen wir nicht einmal aus der Strömung heraus oder blieben auf einer Sandbank sitzen, so hatten wir gar keine Mühe. Natürlich beabsichtige ich nicht, die Vorgänge auf unserer Rückfahrt nach Nulato zu erzählen, da sie auf dem Theile des Stromes stattfand, den wir bereits kannten. Am 10. erreichten wir die Stromschnellen oberhalb Nuclukayette, wo die früher erwähnte Felseninsel jetzt sehr deutlich aus dem Wasser hervorblickte und die Strömung viel stärker als zuvor war. In den ersten Morgenstunden des 11. waren wir in Nuclukayette. Die Indianer hatten sich getrennt und nur wenige befanden sich noch auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses und dörrten Fische.

Der Jukon-Lachs ist durchaus nicht zu verachten. Eine große Art ist so fett, daß man beim Braten derselben kein Fett in die Pfanne zu thun braucht. Am ganzen Flusse abwärts fängt man sie in Reusen, die man in seichten Stellen legt, und in runden Handnetzen, oder man erlegt sie auch mit Speeren. Wir hatten den wahrhaft hübschen Anblick einer ganzen Flotte von Birkenrindenkähnen, die so regelmäßig wie eine Compagnie Soldaten vorrückte. Auf ein gegebenes Signal senkte jeder Bootseigenthümer sein rundes Handnetz in den Strom, und zeigte sich beim Wiederherausziehen ein starker Lachs, der sich frei zu machen suchte, so entstand ein allgemeines Hohngeschrei. Diese Indianer sind so harmlos spaßhaft und lustig und finden am Jagen und Fischen ein so großes Vergnügen, daß ich ihnen blos wünschen will, sie möchten von den weißen Männern nicht viel zu sehen bekommen und die verderblichen Sitten und Gewohnheiten, die dann nicht ausbleiben würden, niemals kennen lernen.

Es giebt im Jukon mindestens zwei, nach meiner Ansicht drei Lachsarten.* Die größere Art wird zuweilen fünf Fuß lang. Ich habe Stiefel gesehen, die aus der zähen Haut dieses Lachses gemacht waren, doch kommen sie nicht häufig vor und beschränken sich auf den untern Jukon und die Küste. Am 13. kamen wir in Nulato an. Wir hatten zu einer Fahrt von sechshundert Meilen blos fünf Tage und zwanzig Stunden gebraucht. Dieselbe Reise stromaufwärts hatte sechsundzwanzig Tage in Anspruch genommen. In Nulato erhielten wir eine unbestimmt lautende Mittheilung hinsichtlich unserer Gesellschaft, von der wir so viel verstanden, daß alles Tragbare unverzüglich nach St. Michael geschafft werden solle.

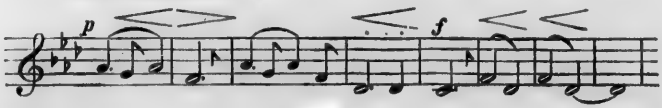
Während unserer Abwesenheit hatte P., ein Arbeiter, einigen mit Arsenik vermischten Alkohol gestohlen, der zur Erhaltung von naturhistorischen Exemplaren bestimmt war. Um sich den Russen angenehm zu machen und in dem guten Glauben, wie wir wenigstens aus christlicher Liebe annahmen, daß der Alkohol rein sei, hatte er einigen einen tüchtigen Trunk verabreicht. Den Erfolg kann man sich denken. Unsere armen moskowitischen Freunde hatten von Bauchgrimmen und Kolik viel zu leiden, und hätten sie das Gift nicht in so großer Menge zu sich genommen, so würde es sie getödtet haben. Die zu starke Dosis rettete sie.

Vor der Abfahrt verschafften wir uns ein größeres Fellboot und noch zwei Indianer. Am Abend des 15. Juli in der zwölften Stunde steuerten wir in den großen Strom hinaus, um wie früher ohne Aufenthalt immer weiter zu fahren. Vor sechs Uhr am nächsten Morgen waren wir bei Coltog vorbei. Dies ist

* Zwei Arten des Jukon-Lachses, die man sich durch die Hudsonsbai-Gesellschaft verschafft hat, der Salmo consuetus und der Salmo dermatinus werden im zoologischen Theil der „Reise des Herald" beschrieben.

der Punkt, wo ich auf meiner Schlittenreise den Jukon zum ersten Male gesehen habe. Die Entfernung beträgt fünfundvierzig Meilen, die wir Dank unserm angestrengten Rudern und der starken Strömung in sieben Stunden zurücklegten. Wir kamen bei mehreren Indianerdörfern vorbei, in denen die Ingeleten Fische trockneten. Unsere Indianer und wir mit ihnen weckten das Echo der Berge und Flußufer mit Gesängen. Wir waren sämmtlich, mit den Amerikanern zu sprechen, heiter und festlich gestimmt und freuten uns auf das Wiedersehen unserer Schiffe. Ich merkte mir die Melodie eines Indianergesanges, den unsere Bootsleute, gewöhnlich einstimmig, sangen, und biete ihn hier den Lesern als „Lied ohne Worte" dar:

Lento. Tremolando.



Man erklärte das Lied für ein sehr altes, da die Worte den gegenwärtigen Anwohnern des Jukon nicht mehr verständlich seien.

Am 17. erreichten wir um drei Uhr Morgens Jakutzkelignik, ein augenblicklich unbewohntes Indianerdorf, und kamen an diesem Tage später noch an mehreren andern Dörfern vorbei. Das bedeutendste war Shaglook, das am westlichen Ufer, der Mündung eines Flusses gleichen Namens gegenüber und an einer Stelle liegt, wo der Jukon einen Sumpf bildet. In mehreren Dörfern erhielten wir frische oder gedörrte Lachse und in einem einen weißen Schwan, der sehr zäh war. Am Abend kamen wir zu Stromschnellen, von denen die Russen die übertriebensten Schilderungen gemacht hatten. Eine steile Klippe springt in den Strom vor, und da kein Leinpfad existirt, so wird das Schiff-

ziehen sehr schwierig, aber im Uebrigen bemerkten wir blos eine ungewöhnlich starke Strömung ohne alle Schnellen.

Folgenden Tages wurden wir durch Gegenwind so gehindert, daß wir beim Dorfe Anvic an der Mündung eines Flusses von demselben Namen Halt machten. Dies ist eine der größten Niederlassungen der Indianer am untern Jukon. Wir sahen hier selbstgefertigte und hübsch geformte Töpfe und Krüge von Thon, welche die Indianer in der Küche benutzten. Hier wie am ganzen untern Flusse sahen die Eingeborenen ärmlich aus und waren schlecht gekleidet. Händler kommen zu ihnen seltener als zu den Indianern weiter oben. S[illegible]a mit dem, was wir ihnen für Fische u. s. w. zahlten, in hohem Grade zufrieden. Für fünf und noch weniger Nadeln erhielten wir einen Lachs von dreißig Pfunden und Taback stand höher im Preise, als es mir jemals vorgekommen war. Glazunaw, der erste russische Erforscher des Jukon, hat diesen Punkt 1835 von der nördlichen Flußmündung aus erreicht.

Am folgenden Tage hatten wir wieder ungünstigen Wind. Wir sahen unterwegs drei Dörfer und darunter eines, in welchem die in dieser ganzen Gegend in Gebrauch befindlichen contogs oder hölzernen Näpfe gemacht werden. Der Stamm, der diesen Theil des Landes bewohnt, ist unter dem Namen der Primoske-Leute bekannt. Am 20. erreichten wir morgens um halb fünf Uhr die „Mission," die früher ausschließlich den Zwecken gedient hat, die der Name bezeichnet, jetzt aber die Residenz eines Priesters der griechischen Kirche und der einzige russische Handelsposten am untern Jukon ist. Wir trafen den Priester oder Popen,* wie die Russen ihn nennen, später in St. Michael und

* Zum Verständniß des Folgenden erinnert der Uebersetzer daran, daß pope im Englischen Papst heißt.

lernten in ihm einen sehr scheinheiligen und bärtigen Mann kennen, der der Flasche gar nicht abgeneigt sein sollte. Die niedrigen Geistlichen der griechischen Kirche sind, wenn ich nach meinen Erfahrungen urtheilen darf, gesellige und heitere Leute. In Petropawlowsk war bei einem Feste einer der Vertreter der Kirche der Betrunkenste von der ganzen Gesellschaft. Es kam uns sehr sonderbar vor, wenn wir die fremden Kaufleute Madame N. N. als die „Frau des Popen" bezeichnen hörten, obgleich wir sehr gut wußten, daß der niedern griechischen Geistlichkeit das Heirathen gestattet ist. Bei einer Gelegenheit hatte ich die Ehre, mit der Tochter des „Popen" zu tanzen.

Die Russen hatten ihre Kräfte von Andreawski, dessen ich später gedenke werde, und von der Kolmakow-Redoute am Flusse Koskequim fortgezogen und in der Mission vereinigt. Von diesem Platze machten sie von Zeit zu Zeit Handelsreisen.

Die meisten Russen hatten gerade ihren jährlichen Ausflug nach St. Michael gemacht. Die Zurückgebliebenen, drei an Zahl, stellten sogleich den Samovar auf den Tisch und schenkten uns das unvermeidliche Theetrinken nicht. In der Nacht zuvor hatten sie einen Erdbebenstoß gefühlt. Uns war es auf dem Wasser so vorgekommen, als wenn unser Canoe plötzlich mit einem Felsen oder einem festsitzenden Baumstamm in Berührung gekommen wäre. Die bei der Mission aufsteigende Klippe ist, wie die von Michael, von Höhlen durchzogen, aber von starker bröcklender Beschaffenheit. Die Ansiedlung umfaßt eine Capelle nebst zwei anstoßenden Gebäuden, die dem Priester gehören, und drei Blockhäuser der Pelzgesellschaft. Ein Fort oder einen sonstigen befestigten Raum giebt es nicht. Unmittelbar neben dem Orte liegt ein Primosken-Dorf mit Häusern über der Erde, welche denen von Sitka sehr ähnlich sind.

Wir ruhten drei Stunden aus, setzten unsere Fahrt dann fort und kamen an mehreren Indianerhütten und an einem Dorfe gleich dem eben erwähnten vorbei. Die Indianer ruderten mit Fischen, Enten und Gänsen an unsern Kahn heran und schienen mit dem, was wir ihnen dafür gaben, immer zufrieden zu sein. Daß sie uns um keine Geschenke baten, überraschte und freute uns zugleich, da wir fast keine Waaren mehr hatten. Alle waren ärmlich und blos an Fischen reich, die im Sommer wie im Winter ihre Hauptnahrung sind. Diese besitzen sie in solcher Menge, daß sie selten auf die Jagd gehen, obgleich die Gegend so aussieht, als ob sie für Rennthiere sehr geeignet sei. Sie ist bewaldet, doch sind die Berge mehr oder weniger nackt.

Von Nulato abwärts fuhren wir fast ausschließlich am westlichen Flußufer hin. In der Nacht vom 20. auf den 21. geriethen wir in einen dicken Nebel, so daß wir nicht bis zur Kahnspitze sehen konnten und uns der Strömung ganz überlassen mußten. Der Morgen war schön und brachte uns einen heißen Tag mit 76 Grad Fahrenheit im Schatten. Die Ufer des untern Flusses sind stark bewaldet. Lange Striche einer wenig einladenden Gegend, Inseln und unzählige Wasserlachen machten unsere Fahrt eintönig. Die Strömung war nicht mehr so lebhaft, obgleich sie in der Stunde gewiß durchschnittlich drei Knoten betrug. Im Frühling ist sie ungleich stärker. Ein Dampfer mit guter Pferdekraft, der seine zehn bis zwölf Knoten machte und auf die amerikanische, für einen seichten und raschen Fluß passendste Weise, also mit flachem Boden und mit einem Rade hinten, gebaut wäre, könnte im Jukon 1800 Meilen hinauffahren und den ganzen Pelzhandel des Gebiets an sich reißen. Die Kaufleute von San Francisco wollen den Versuch machen. Wenn die Unionsregierung im Interesse der Wissenschaft einen Dampfer

auf den Jukon schickte, so ließe sich mit verhältnißmäßig geringen Kosten eine Aufnahme des Flusses und der umliegenden Gegend sehr leicht ausführen.

Am 22. früh morgens erreichten wir das verlassene Fort Andreawski (Andreas Adanotchke) und fanden dort blos einen einzigen Weißen nebst einem Indianer. Er befand sich in der jämmerlichsten Lage, die es für einen Russen giebt — er hatte keinen Thee! Da wir in der Lage waren, ihm mit einer Kleinigkeit auszuhelfen, so erfreuten wir sein Herz. Bald war er damit beschäftigt, grobes Brot und rohe gesalzene Fische herbeizuholen. Dieser Platz besitzt eine regelrechte Umwallung, aber keine Bastionen. Zwei alte Geschütze lagen müßig und eingerostet im Hofe.

Wir borgten uns den einzigen Gefährten des Russen, um uns den Eingang zum Aphun, oder zur nördlichen Jukon-Mündung von ihm zeigen zu lassen. Dieser Flußarm geht ziemlich in nordnordwestlicher Richtung zum Meer, aber die andern Mündungen biegen sich stark gegen Westen und Südwesten. Diese Mündung zeichnet sich vor den andern durch Weiden und größere Bäume an den Ufern aus. Die andern Oeffnungen sind breiter und seichter und nähren auf ihren Inseln und Ufern wenige Pflanzen. Die Aphun-Mündung ist schmal und von verwickelter Natur, da Flüsse und Canäle von der Kwich-pak-Mündung kommend in sie eindringen. Für die schwerfällige Schaluppe oder Barkasse, welche die Russen jährlich hierher schicken, hat sie Wasser genug und ist der Ebbe und Fluth unterworfen.

Herr Everett Smith, ein Seemann von Fach und ein Mitglied unserer Expedition, hat die Kwich-pak-* oder Jukon-Mün-

* Kwich-pak (sprich: Kuif-pak) ist der Name, den die Indianer der Nachbarschaft dem Flusse gegeben und die Russen angenommen haben. Am

dungen sehr sorgfältig untersucht und aus seinen Niederschriften, die er mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat, entnehme ich die folgenden Angaben.

Herr Smith ermittelte, daß ein Schiff in die Kusilwak-Mündung, die Sondirungen von zwei und einem halben bis zu neun Faden liefert, nicht anders einlaufen kann, als indem es zuerst eine Strecke weit ins Meer hinausfährt. Die zwischen dieser und der Aphun-Mündung liegenden Eingänge sind zu seicht, und er kam deshalb zu der Ueberzeugung, daß die Aphun-Mündung allein benutzt werden könne. Seine Kartenskizze, die ich bei der meinigen benutzt habe, weist zwischen den Mündungen unzählige Canäle nach. Er fand sie bis zum 1. Juni mit Eis verschlossen. Im Allgemeinen war das Wasser draußen außerordentlich seicht. Smith erkannte es zehn Meilen draußen im Meer noch als süß und wahrscheinlich behält es diese Eigenschaft noch auf eine viel weitere Strecke hinaus. Die Indianer treiben den Baluga oder weißen Nordcaper in die Untiefen des Kwich-pak hinein und erlegen ihn dort mit Speeren. Sie behaupten, daß Walfische aus dem Behrings-Meer in die Mündungen hineingehen, um dort zu kalben. Gänse und Enten sind zu Zeiten überaus zahlreich. Einige brüten hier, aber die meisten ziehen zum arktischen Meere weiter. In drei Tagen schoß Smith deren hundertundvier. Mein Freund, Herr Dyer, unser Quartiermeister von Nulato, der Herrn Smith bei der Untersuchung der Mündungen eine Zeit lang begleitete, sagte mir, Eier von wilden

obern Flusse nennen die Co-Jukons und andere Indianer ihn „Jukona," und diesen Namen hat die Hudsonsbai-Gesellschaft angenommen. Beide Bezeichnungen bedeuten „großer Fluß." „Jukon" entspricht der richtigen Aussprache vielleicht am besten. Den Geographen ist der Name noch nicht vertraut und wird daher sehr verschieden geschrieben: Jukon, Jucon, Joukon und Joucon.

Gänsen und Enten seien so massenhaft vorhanden gewesen, daß er sie von den Indianern zu Hunderten bekommen und für zehn Stück eine Nadel gegeben habe.

23. Juli. In Pastolik, einem Küstendorfe vorn an der Aphun-Mündung und fünfundsechzig Meilen von St. Michael entfernt, schliefen wir seit unserer Abfahrt von Nulato zum ersten Male auf dem Lande. Dieser Ort ist wegen seiner Fellboote berühmt, und wir sahen bei den Eingeborenen auch eine Anzahl kleiner Beinschnitzereien, von denen wir einige für Nadeln und dergleichen kauften. Am Morgen des 24. mietheten wir eine zweite und seetüchtigere Baidarre, theilten unsere Mannschaft und segelten in Gemeinschaft weiter. Nachdem wir bei dem Malemuten-Dorf Pikmigtalik vorbeigefahren waren, erreichten wir am Abend den „Canal." So nennen die Russen das Gewässer, welches die Insel St. Michael vom Festlande trennt und wirklich nicht viel mehr als ein Canal ist. Wir mußten uns theilweise an der Schiffsleine hindurchziehen lassen, fuhren die ganze Nacht durch und waren am 25. um drei Uhr Nachmittags in der Redoute St. Michael. Unsere etwa 1300 Meilen lange Reise hatte blos fünfzehn und einen halben Tag in Anspruch genommen, nämlich fünf Tage und zwanzig Stunden von Fort Jukon nach Nulato und von da bis hierher neun und einen halben Tag.

Unsere Freunde von der Expedition empfingen uns mit Wärme und benachrichtigten uns, daß Major Wright in der Barke Clara Bell in St. Michael angesprochen und uns den Befehl zur sofortigen Abfahrt überbracht habe: der Telegraphenplan sei aufgegeben worden.

Während des Winters hatten sich unsere Leute mit dem Bau des Telegraphen beschäftigt und ganze Wochen hintereinander

bei einer Temperatur, die das Thermometer häufig unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers fallen ließ, im Freien gelagert. In einem solchen Klima war ihre Aufgabe kein Spaß und schon die gewöhnliche Arbeit, ein Loch für eine Telegraphenstange zu graben, war ein schwieriges Unternehmen, wenn der Boden durch den Frost zu einem Felsen mit fünf Fuß Schnee darauf geworden und Spitzhaue und Brecheisen brauchbarere Werkzeuge waren als Spaten und Schaufel. Häufig bildete der Schnee über solchen Löchern leichte Decken und es kamen manche komische Unfälle vor, indem die Leute in Vertiefungen, welche sie selbst gemacht hatten, kopfüber hineinstürzten oder am Rande ausglitten und halb begraben wurden. Gewöhnlich waren die Löcher, die je nach der Natur des Bodens wechselten, drei Fuß tief, und sechs zu graben und den aufliegenden Schnee zu entfernen, wurde als eine gute Tagesarbeit betrachtet. Im Herbste von 1865 besuchte Oberst Bulkley die beiden Seiten der Behrings-Straße. Im Grantley-Hafen (Port Clarence im russischen Amerika) sah er, daß der Boden, der mit dickem Moos in abgesonderten buschigen Massen bedeckt war, etwa zehn Zoll tief aufgethaut und darunter festgefroren geblieben war. Leichter Boden am Jukon war, wie wir uns überzeugten, im Sommer fünfzehn bis achtzehn Zoll tief aufgethaut, während auf der sibirischen Seite der Behrings-Straße die verwitterten losen Felsentrümmer drei Fuß tief aufgethaut waren. Die letztern waren fast von allem Pflanzenwuchs entblößt.

Unsere Leute machten ferner die Erfahrung, daß ihre Beile und andern Werkzeuge, wenn sie gegen gefrorenes Holz oder solchen Boden benutzt worden waren, die Schneide verloren und in Folge der Einwirkung der strengen Kälte in Stücke zersprangen. Sie hatten aber muthig ausgeharrt und ein gutes Stück

der Linie fertig gemacht. Ich verstehe die Gefühle, welche diese Männer, als sie in Unalachleet am Norton-Sunde von der Abberufung unserer Arbeiter hörten, vermochten, die Telegraphenstangen mit schwarzem Tuch zu bekleiden.

Einige der Leute hatten an Frostbeulen und Scorbut gelitten. Was die letztere schreckliche Geißel betrifft, so ist bemerkenswerth, daß unsere Arbeiter in Port Clarence, die am schlechtesten von allen versorgt waren und lange Zeit von der landesüblichen Kost, Walrosse und Seehundsspeck, leben mußten, gar nicht litten, während die Leute am Norton-Sunde, die von den russischen Posten viel Mehl u. a. m. bekamen, von der Krankheit ernstlich befallen wurden.

Nachdem wir schon mehrmals durch die falsche Nachricht: „Ein Schiff draußen!" in Aufregung versetzt worden waren, kam die Clara Bell an. Am 29. desselben Monats waren wir noch einmal in der Plover-Bai an der asiatischen Küste gegenüber versammelt, um auf die Ankunft unseres größten Schiffes, der Nachtigall, zu warten.

In der Plover-Bai lagerten jetzt hundertundzwanzig Leute, die an so weit von einander entfernten Stellen wie dem Anadyr, der Plover-Bai selbst und im russischen Amerika überwintert hatten. Major Wright und Capitän Norton von der Clara Bell verdienen wegen der Energie, mit der sie die Aufgabe des Sammelns Aller ausgeführt hatten, das größte Lob. Den meisten Stationen hatten sie zwei Besuche machen müssen, den ersten natürlich zu dem Zwecke, die im Innern Beschäftigten benachrichtigen zu lassen. Von allen Leuten, die in diesen fast arktischen Gebieten überwintert hatten, war nur ein einziger gestorben, während ein zweiter, von den Reizen irgend einer lieblichen wilden Schönen besiegt, den Entschluß gefaßt hatte, als freiwilliger

Verbannter im östlichen Sibirien zu bleiben. Capitän Kelsey, der für die Station in der Plover-Bai zu sorgen hatte, that alles Mögliche, uns unsere Lage so behaglich wie möglich zu machen. Rohe Häuser von Leinen, Segeln, Pfählen und Brettern zogen sich am Ufer des kleinen Hafens hin und unser Aufenthalt in Kelsey-Ville* wird von uns nicht so bald vergessen werden. Während unseres Aufenthaltes kam Capitän Redfield von der Manuella an. Nachdem er seine Geschäfte mit den Eingeborenen besorgt hatte, gab er ihnen ein Feuerwerk mit blauem Licht u. s. w., wie es die Walfischfänger häufig veranstalten. Das Schauspiel fand an einem schönen Abend statt und wirkte in Folge des ruhigen Wassers der Bai prächtig.

Als wir in der Plover-Bai lagerten, fanden einige unserer Leute ein Fäßchen mit Naturalien in Spiritus, welches einem unserer Smithson'schen Sammler gehörte. Da sie sich der geistigen Getränke lange hatten enthalten müssen, so war die Versuchung für sie zu groß, und sie machten sich über den Inhalt her. Nachdem sie nach Herzenslust getrunken und sichtbare Wirkungen davon verspürt hatten, hielten sie es für Schade, den übrigen Inhalt des Fäßchens verkommen zu lassen, und stillten ihren Hunger mit den Eidechsen, Schlangen und Fischen, die für einen ganz andern Zweck in Spiritus gelegt worden waren. Die Wissenschaft rächte sich an ihnen durch die Folgen, und sie werden den Versuch wohl nicht wieder machen.

Meine Freunde Bush, Mac Crea und Farnham erzählten mir, am Anadyr hätten im Winter so fürchterliche Schneestürme gewüthet, daß man es nöthig gefunden habe, zwischen Blockhäusern, die nicht mehr als hundert Ellen von einander entfernt gewesen

* Dieser Name figurirt bereits auf einer vom Staatsdepartement in Washington herausgegebenen Karte.

seien, ein Seil auszuspannen, um den Leuten als Führung zu dienen. Eine unserer Barken, die Golden Gate, war vorigen Herbst in der Anadyr-Bai auf folgende Art gescheitert. Sie war auf eine Sandbank gerathen und das Eis hatte sich um sie aufgethürmt, ehe sie sich losmachen konnte. Später wurde das Meer durch einen starken Wind sehr unruhig, und das Eis stieß von allen Seiten gegen das Schiff an und rief nicht blos einen starken Leck hervor, sondern fügte auch dem Rumpf die schwersten Beschädigungen zu. Alles an Deck, das Takelwerk, die Segel wurden fortgerissen, aber zum Glück wurde durch diesen Schiffbruch kein Mensch getödtet oder verletzt. Fleisch gab es am Anadyr in Menge. An einem einzigen Tage kauften unsere Gefährten 150 Rennthiere und erhielten das Fleisch in gefrorenem Zustande Monate lang. Die in diesem Theil von Sibirien wohnenden Tschuktschen besaßen Heerden, deren Thiere nach Tausenden zählten.

Am 6. September kam Oberst Bulkley mit der Nachtigall an und kaum war Alles fertig und an Bord, so segelten wir nach San Francisco ab und erreichten nach einer herrlichen zweiundzwanzigtägigen Fahrt unser Ziel.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Werth Alaska's. — Der Ursprung der Eskimos im nördlichen Alaska und in Grönland.

Der Werth Alaska's. — Die Pelze und Fische. — Der Ankauf war ein Act der Gerechtigkeit gegen Rußland. — Die Aleuten. — Vulcane. — Die Insel Bogoslow. — Der asiatische Ursprung der Eskimos. — Die Tschuktschen. — Seetüchtige Canoes. — Die Reisen der beiden japanischen Dschonken. — Die Verbindungsglieder zwischen den Tschuktschen und den Eskimos. — Die Sprache. — Entartung der Eskimos. — Gütergemeinschaft. — Der Schamane und der Angekok.

Daß das russische Amerika für die Union zu einem schlechten Geschäft werden könne, will mir nicht in den Kopf. Der im höchsten Norden liegende Landestheil mag völlig werthlos sein, doch in den mittleren Gebieten giebt es, wie die vorangegangenen Schilderungen bewiesen haben, Pelze in Ueberfluß, und der Handel mit ihnen, der wahrscheinlich noch weiter entwickelt werden kann, muß in amerikanische Hände fallen. Die südlichen Theile des Landes haben denselben Charakter wie das benachbarte englische Gebiet und besitzen muthmaßlich ebenso viele mineralische Reichthümer, während das Bauholz, obgleich es in Folge der höhern Breite nicht so lang wird, durchaus nicht werthlos ist.

Die Fischereien können von großer Bedeutung werden. Vor

den Aleuten und vor vielen Theilen der Küste giebt es ausgedehnte Stockfischbänke. Der Lachs ist in allen Flüssen des nördlichen Stillen Meeres der gewöhnlichste Fisch und wird daher als eine Nahrung betrachtet, die nur für diejenigen paßt, welche nichts Besseres bekommen können. In Alaska wie in dem britischen Columbia kann man den Fisch in ungeheuren Mengen bekommen und hat blos Arbeitslohn an die Eingeborenen zu bezahlen. Fügt man dazu die Kosten für Salz oder Essig, für Tonnen und Fracht, so sieht man, mit wie geringen Kosten dem armen Europa eine Speise zugeführt werden könnte, die dort für einen Luxus gilt.*

Es giebt noch einen weitern Grund, weshalb die Vereinigten Staaten wohl gethan haben, dieses Gebiet zu kaufen. Es ist ein Act der Gerechtigkeit gegen die russische Regierung. In den letzten zwanzig Jahren hatten die Walfischfänger der Behrings-Straße und des Arktischen Meeres, die hauptsächlich Amerikaner sind, an gewissen Theilen der Küste Handel getrieben und dadurch den Nutzen der russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft bedeutend geschmälert. Dem Namen nach Walfischfänger, waren sie ziemlich alle zugleich Händler. So gastfrei die Russen stets sind,

---

* In Petropawlowsk sagte mir ein Kaufmann, daß er an Lachsen in einem Sommer sechstausend Dollars verdient und dabei nicht mehr Arbeit gehabt habe, als die eingeborenen Arbeiter ein wenig zu beaufsichtigen. Die unternehmenden Amerikaner sind nicht die Leute, die einen so reichen Verdienst verschmähen.

Eine neue Zeitung, der „Correspondent," spricht sein Erstaunen aus, durch die neuesten Nachrichten aus Sitka zu erfahren, daß ein Hirschziemer noch für drei bis vier Dollars und ein Schneehuhn oder ein Lachs für fünfundzwanzig Cents zu haben sei. Diese Thiere sind aber noch heute in Victoria und in den Städten an den Flüssen Columbia und Fraser nicht mehr werth und waren zur Zeit meines Besuches in Sitka für einen abgetragenen Rock, eine Schnur Perlen, oder ein paar Ladungen Pulver zu bekommen.

hatten sie doch viel dagegen, daß diese Schiffe in ihre Häfen einliefen und vor ihrer Nase Handel trieben. In Folge dessen besuchte ein großer Theil der Walfischfänger die größern russischen Ansiedlungen wie Sitka, Unalaska, St. Paul und St. Michael zuletzt nicht mehr. Jetzt sind ihnen diese und viele andere Häfen völlig frei und sie haben außerdem noch den bedeutenden Vortheil, ihre Ladungen von Pelzen, Walroßzähnen, Thran u. s. w. nach San Francisco und jeden andern Hafen der Union zollfrei einführen zu können.

Die Kette der Aleuten, die aus vier Gruppen, nämlich den Fuchs-, Andreanoff-, Ratten- und Blignie-Inseln* besteht, ist ein werthvoller Theil der neuen Erwerbung. Die Welt verdankt ihre Entdeckung dem unglücklichen Behring (1741). Fast unmittelbar nach ihm, nämlich vom Jahre 1745 an, begannen russische Kaufleute aus Sibirien mit den Aleuten zu handeln und machten uns mit dem größten Theil der Kette bekannt.

Wie werthvoll die Pelzladungen waren, die man sich damals dabei verschaffte, erkennen wir daraus, daß von 1745 bis 1778 unter elf namentlich angeführten Reisen** fünf entschieden unglücklich waren, indem sie entweder mit Schiffbruch oder mit der Ermordung eines Theils der Mannschaft endeten, und daß die Russen diesen Handel trotzdem fortsetzten. Heutigen Tages findet man Eingeborene der Aleuten oft als Matrosen auf Walfischfängern und andern Schiffen des nördlichen Stillen Meeres.

---

* Sarytschew, der Begleiter Billing's auf dessen Expedition 1791 und 1792, hat die geographische Lage von vielen dieser Inseln bestimmt. Cook, Kotzebue, Lütke und Andere haben für denselben Zweck mehr oder weniger gethan.

** Coxe's „Russische Entdeckungen."

Bis auf die neueste Zeit wurden sie von der russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft als ihre unmittelbaren Unterthanen betrachtet und jeder Mann mußte ihr drei Jahr lang dienen. Die Gesellschaft hatte auf diesen Inseln mehrere Stationen, unter denen Unalaska die bedeutendste war.

Die Aleuten haben nicht blos eine gewisse Handelsbedeutung, indem sie noch immer viele Pelze von amphibisch-lebenden Thieren liefern, sondern bieten auch noch manches andere Interessante dar. Auf fast allen existiren thätige oder erloschene Vulcane und auf einer oder zweien hat man Geyser und heiße Quellen entdeckt. Man berichtet von vielen starken Erdbeben, welche die russischen Händler und die Eingeborenen gefühlt haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wie in Sicilien große Schwefellager vorkommen. Auf den folgenden Inseln der Gruppe existiren große vulcanische Kegel u. s. w.:

Unimak. Der Vulcan Chichaldinskoi, aus dem Rauch aufsteigt. Ein zweiter Vulcan in seiner Nähe scheint noch nicht benannt worden zu sein. Der Vulcan Pogrommoi.

Akun. Ein (rauchender) vulcanischer Kegel, heiße Quellen.

Akutan. Ein thätiger Vulcan.

Umnak. Die Vulcane Wzewidowskoi und Tulikskoi; Geyser.

Bogoslow (Joan Bogoslow). Eine ganz vulcanische Bildung.*

* „Nördlich von Umnak läuft in ziemlich genau nördlicher Richtung sechsundzwanzig Meilen weit ein langes Riff, an dessen äußerm Endpunkte der Schiffsfelsen liegt. Cook hat ihn so benannt und er ist wie ein Thurm gebildet.

„Zweihundert Faden innerhalb des Schiffsfelsens liegt die kleine Insel Joan Bogoslow. Sie ist vulcanischen Ursprungs und zeigte sich erst 1796 nach einem Erdbeben. Die Länge dieser kleinen Insel beträgt 1¾ Meilen. Nach den Beobachtungen des Capitäns Wasiliew ist der Bergkegel in der Mitte der Insel 2240 Fuß hoch. Diese Insel wird mit Umnak durch ein Felsenriff verbunden, welches seine Entstehung ohne Zweifel einer ähnlichen Ursache verdankt, denn 1778 ist Cook und dreißig Jahre später Sarighschew

Amuchta. Erloschene Vulcane.

Segunam. Rauchende Berge, heiße Quellen u. s. w.

Atcha. Verschiedene Vulcane, unter ihnen der Korowinskoi und der Klutchewskoi.

Kanaga. Ein rauchender Vulcan.

Tanaga. Erloschene Vulcane.

Gorelow. Vulcan desselben Namens, der der höchste auf der Kette der Aleuten sein soll.

Semisopochnoi. Verschiedene Vulcane.

Die Quellen, denen das obige Verzeichniß entnommen ist, findet man in Findlay's „Directorium für die Schifffahrt auf dem Stillen Meere" angeführt. Die Werke von Krusenstern, Lütke und Cook befinden sich darunter.

Ich brauche nicht zu sagen, daß die Aleuten, die so nahe bei einander liegen, von einem wissenschaftlichen Reisenden, der auf einer von ihnen höchstens zwei Jahre seinen Wohnsitz nähme,

---

zwischen dem Schiffsfelsen und der Insel Umnak durchgesegelt. Baranow, der Gründer von Sitka, hat Krusenstern über dieses Phänomen die folgenden Nachrichten gegeben, die der Letztere in seine berühmten „Hydrographischen Denkschriften" aufgenommen hat: „Im Jahre 1806 wurde jener Kegel zuerst bemerkt. Am 1. Mai hörte man während eines heftigen Sturmes aus dem Norden in Unalaska ein rumpelndes Geräusch und Entladungen gleich Donnerschlägen in der Ferne. Am Morgen des dritten Tages ließ der Sturm nach und die Luft wurde hell. Nun bemerkte man zwischen Unalaska und Umnak nördlich vom letztern Ort eine Flamme aus dem Meer schlagen, auf die bald Rauch folgte, und dies setzte sich zehn Tage fort. Darauf sah man einen weißen runden Körper aus dem Meer steigen und an Größe rasch zunehmen. Am Ende des Monats hörte die Flamme auf, aber der Rauch wurde bedeutend stärker und die Insel fuhr zu wachsen fort. Am 1. Juni 1814 schickte man einen Kahn zur Untersuchung ab, aber dieser konnte wegen der heftigen Strömung unter spitzen Felsen kaum landen. Die Insel hatte viele hohe, mit kleinen Steinen bedeckte Stellen und aus einem Krater fanden noch immer Ausbrüche statt. 1815 fand ein zweiter Kahn die Insel weit niedriger als im vorigen Jahr und ihr Ansehn gänzlich verändert. Die Höhen waren zum Theil eingestürzt und bröckelten noch immer ab." Findlay's Directorium.

leicht untersucht werden könnten. Daß sie große Aufmerksamkeit verdienen, läßt sich kaum bezweifeln.

Man möge mir hier eine Abschweifung erlauben. In mehreren der früheren Capitel habe ich von den Tschuktschen, von dem Handel über die Behrings-Straße hinüber und von der Küstenbevölkerung des nördlichen Alaska gesprochen. Was ich beobachtet habe, wird, gering gesprochen, die Wahrnehmungen und Theorien früherer Reisenden und Schriftsteller bestätigen.

Die Männer der Wissenschaft sind jetzt hinsichtlich des asiatischen Ursprungs der Eskimos, selbst derjenigen, welche bis Grönland gewandert sind, einer Meinung.* An dem mongolischen Ursprung der Tschuktschen kann Niemand, der einmal Leute dieses Volks gesehen hat, einen Augenblick zweifeln. Ein Tschuktschen-Knabe, den Oberst Bulkley von der Plover-Bai nach San Francisco mitnahm und dort von einer wohlwollenden Dame pflegen und erziehen ließ, wurde, wenn er europäische Kleider trug, stets für einen gebildeten Chinesen gehalten und mit zweien von unsern Matrosen von den Aleuten kamen oft ähnliche Mißverständnisse vor. Ich muß bemerken, daß dies in einer Stadt geschah, wo es von Chinesen und Japanern wimmelte. Daß die Bewohner der Aleuten ebenfalls orientalischen Ursprungs sind, steht für mich unzweifelhaft fest.

Der Verkehr, der regelmäßig jedes Jahr über die Behrings-Straße hinüber stattfindet, jetzt aber durch die amerikanischen Händler, die gewiß in Menge herbeieilen, einen schweren Stoß bekommen wird, führt den Beweis, mit welcher geringen Schwierigkeit eine Colonie „wandernder Tschuktschen" von Asien zu den

* Siehe Markham: „Ueber die Eskimos in Grönland" in der „Zeitschrift der Königlichen Geographischen Gesellschaft" von 1865.

nördlichen Küsten Amerika's hinübergehen und diese bevölkern konnte. Offene Fellkähne, welche zwanzig und mehr Personen mit ihrem Gepäck aufnehmen und mehrere Masten und Segel aufrichten können, sieht man noch heute bei den Tschuktschen an der Küste und bei den Bewohnern des nördlichen Alaska häufig. Ich habe sogar Canoes gesehen, die man voll betakelt nennen konnte, da sie ein Haupt-, Gaffel- und Sprietsegel führten, doch waren diese wahrscheinlich neuern und fremden Ursprungs.* Man mag mich entschuldigen, wenn ich mich hier auf zwei vollständig bewiesene und oft angeführte Thatsachen beziehe. In den Jahren 1832 und 1833 wurden von Dschonken zwei merkwürdige und unabsichtliche Seereisen ausgeführt, beide von Japan aus, und zwar die eine, die mit einem Schiffbruch endete, zur nordwestlichen Küste von Amerika** und die zweite nach den Sandwichs-

* In einer neuern Nummer von „Harper's Magazin" erzählt mein Freund Knox, der 1866 mit uns über das Stille Meer fuhr, daß er in Sibirien von einer eigenthümlichen Art von Versicherung gegen Seeschaden gehört habe, die unter den Tschuktschen gebräuchlich sei, aber bei den amerikanischen Matrosen wohl schwerlich zur Beliebtheit gelangen werde. Wenn ein Capitän und Schiffseigenthümer über die Behring-Straße fährt und es entsteht ein Sturm, so denkt er an das deutsche Sprüchwort: „Selbst ist der Mann" und wirft seine Matrosen einen nach dem andern über Bord, um seine Waaren zu retten. Die Leute lassen sich mit einer Gefälligkeit ersäufen, die unter christlichen Nationen unbekannt ist. Ich will die Geschichte übrigens nicht verbürgen und mein Freund wird das wohl auch nicht wollen.

** Siehe Washington Irving's „Astoria" und auch Sir Edward Belcher's „Reise des Sulphur," wo es heißt: „Von Beamten des Hudsonsbai-Postens erhielten wir mehrere japanische Porzellansachen, die von einer japanischen Dschonke, welche bei Cap Flattery Schiffbruch gelitten hatte, an die Küste gespült worden waren. Herr Birnie wußte von dem Unfall wenig zu erzählen, aber in dem Anhang zu Washington Irving's „Felsengebirge" erhalten wir in einem Briefe des Capitäns Wyeth folgenden Bericht: „Im Winter von 1833 ging eine japanische Dschonke an der Nordwestküste in der Nähe der Königin-Charlotten-Insel unter und mit Ausnahme von zwei Leuten wurde die ganze Mannschaft, die bei der langen Irrfahrt im Stillen

Inseln. Die letztere Dschonke war zehn bis elf Monat zur See und hatte neun Japaner an Bord, die übrigens wohlbehalten ankamen und im Hafen Waialea auf Oahu ankerten. Als die Sandwichs-Insulaner, die Hawaier oder Kanakas, wie man sie in Californien nennt, diese Fremden sahen, die ihnen in vielen Beziehungen sehr ähnlich waren, sagten sie: „Jetzt ist es klar, daß wir aus Asien stammen." Wir können uns mithin leicht erklären, wie fast alle Inseln und Küsten des Stillen Meeres bevölkert worden sind.

Thatsachen wie diese — die Fahrten verhältnißmäßig gebrechlicher Fahrzeuge, die von Teifuns oder andern ungewöhnlich heftigen Stürmen ihren heimischen Küsten entführt und längere Zeit in der Irre umhergetrieben werden, um schließlich doch fremde Küsten zu erreichen, zwischen denen und ihrem Vaterlande Tausende von Meilen liegen — Thatsachen wie diese sollten uns in unserm Urtheil über die Grenzen, die Einwanderungen vom Meer aus gesetzt sind, vorsichtig machen.

Auf welchem Wege und zu welcher Zeit die abenteuernden oder unzufriedenen oder rebellischen Tschuktschen, Onkilonen oder Tungusen nach Grönland gewandert, auf Schlitten gefahren oder

---

Meere durch Hunger und Krankheit schon sehr herunter gekommen war, von den Eingeborenen getödtet. Die Beiden gelangten an die Hudsonsbai-Gesellschaft und wurden nach England geschickt." Birnie sagt, daß der Unfall nicht dort, sondern am Cap Flattery stattgefunden habe, und wegen seiner genauen Ortskenntniß verdient er den meisten Glauben. „Es waren," sagt er, „zwei Männer und ein Knabe, die von den Eingeborenen gekauft wurden. Sobald man erfuhr, daß Schiffbrüchige von den Eingeborenen zu Sklaven gemacht worden seien, schickte die Hudsonsbai-Gesellschaft ihr Schiff Lana ab, um die Leute einzutauschen. Den Knaben zu bekommen, machte einige Schwierigkeiten. Später schickte man die Japaner nach England und von dort in ihre Heimath, aber ihre Landsleute verweigerten ihnen die Aufnahme! Etwas Weiteres konnte mir mein Gewährsmann nicht mittheilen."

gerudert sind, wage ich nicht zu entscheiden. Der Gegenstand hat bereits die Aufmerksamkeit gelehrter und gereifter Schriftsteller auf sich gezogen und am gründlichsten von allen hat Herr Markham ihn erörtert. (Zeitschrift der Königlichen Geographischen Gesellschaft von 1865.) Er hat gezeigt, daß die Auswanderungen aus Asien, welche die Küsten des nördlichen Amerika und Grönland bevölkerten, in der Periode begannen, [illegible] der Togrul Bei, Dschingis Khan und andere minder berühmte Fürsten Asien durch ihre Eroberungslust beunruhigten. „Jahr auf Jahr fuhren die vordringenden Tataren einen Druck zu üben fort. Scheibani Khan, ein Enkel des mächtigen Dschingis, führte 15,000 Familien in diese nordischen Wildnisse und deren Nachkommen, die Jakuten, drangen noch weiter gegen Norden, bis sie schließlich zu den Mündungen der Flüsse gelangten, die ins Polarmeer fallen." Diese Einwanderer waren keineswegs die ersten Bewohner des Landes an den Ufern des Anadyr oder der Kolyma. Andere und ältere Völker, die jetzt verschwunden sind, haben in diesem ganzen Gebiet bis zur Behrings-Straße und zum Cap [illegible]skoi im Norden ihre Spuren (Ruinen von Jurten ꝛc.) hinterlassen.*

Mit der Mehrzahl unserer besten arktischen Autoritäten** glaubt Herr Markham an die Existenz eines Landes rings um den Pol, das vielleicht nahe an Sibirien und Grönland heranreicht und die Straße sein kann, welche die abenteuernden Wanderer eingeschlagen haben. Allerdings liegt zwischen den Hindeutungen auf ältere Bewohner, die man rings um Cap Schelagskoi findet, und denen, welche man auf den Parry-Inseln wahrgenom-

* Wrangell, S. 372 der Uebersetzung von Mistreß Sabine. Siehe auch Seite 95 dieses Werkes.

** Siehe Capitän Sherard Osborn's Artikel in den „Verhandlungen der Königlichen Geographischen Gesellschaft" vom 7. Mai 1868.

men hat, eine Lücke von 1140 Meilen, in der man keine solche Spuren aufgefunden hat, aber dies ist nach aller Wahrscheinlichkeit blos unserer Unbekanntschaft mit jenen Breiten zuzuschreiben.

Die Grönländer können diesen Weg wirklich genommen haben, aber die Eingeborenen des nördlichen Alaska haben ohne Zweifel die geradeste und kürzeste Richtung, d. h. die Behrings-Straße, benutzt.

Indem mein Bruder, der während eines Theils derselben Zeit, welche ich in Alaska verlebte, in Grönland mit Forschungen beschäftigt war, und ich unsere Niederschriften verglichen, stellten wir manche Aehnlichkeit fest, die zwischen den Eskimos auf der einen Seite und den Malemuten und Tschuktschen auf der andern Seite existiren. Einige dieser Aehnlichkeiten liegen klar auf der Oberfläche da, lassen sich auf den ersten Blick erkennen und sind bereits früher besprochen worden. Die Nahrung, die Tracht, die Häuser, die Werkzeuge und Waffen beider Gruppen stehen einander im Charakter sehr nahe, doch läßt sich diese Uebereinstimmung durch die Gleichartigkeit der Bedürfnisse und durch die ähnliche Natur der Länder, welche die genannten Völker bewohnen, erklären. Verpflanzten wir eine europäische Colonie in solche Länder und schlössen sie von allem Verkehr mit der übrigen Welt ab, so würden ihre Mitglieder in einem oder zwei Menschenaltern eben so leben wie die heutigen Eingeborenen. Diese auf der Oberfläche liegenden Aehnlichkeiten können mithin nicht viel beweisen. Viele unserer älteren arktischen Reisenden und der neueren Erforscher der Telegraphenlinie haben in jenen Gegenden ganz auf landesübliche Art gewohnt, sich genährt und gekleidet.

Wollen wir zur Gewißheit gelangen, so müssen wir auf physische Charakterzüge, auf die Sprachen (die heimischen, nicht die eingeführten), die Gebräuche und die Eigenthümlichkeiten der

Stämme achten. Die Sprache der Tschuktschen soll mit jener der grönländischen Eskimos eine große Aehnlichkeit haben. Ueber diesen Punkt will ich nicht sprechen, da ich der sibirischen Küste blos in der Eile ein paar kurze Besuche gemacht habe, und da dieser Gegenstand bereits von ausgezeichneten Autoritäten erörtert worden ist.* Wohl aber möchte ich die Aufmerksamkeit derer, welche der Gegenstand interessirt, auf die folgenden Wörter der Malemuten- und Eskimo-Sprache lenken:**

	Malemuten.	Grönländische Eskimos.
Ich	Wounga	U-anga.
Er	Oona	Una.
Wir . . .	Wurgut	U-agut.
Du	Itlepit	Iblet. Illipse.
Mensch . .	Inuet	Angut. Innuit.
Frau . . .	Achanuk	Arnak.
Tag . . .	Oblook	Utlok.
Sonne . . .	Sickunyuk . . .	Sekkinek.
Wasser . . .	Imuk	Imek (Salzwasser: Imak).
Schnee . . .	Kanik	Kannik.
Eis	Seko	Sikko.
Kopf . . .	Neakuk	Niakok.
Gesicht . . .	Keenyuk	Kenak.
Mund . . .	Kanuk	Kannek.
Zähne . . .	Keeutik	Kigutit.
Holz . . .	Kushuk	Kessuk.
Canoe . . .	Omeuk-puk . . .	Oomiak.

* Billings (den Wrangell auf S. 372 der Uebersetzung von Mistreß Sabine citirt) und Wrangell an mehreren Stellen. Hooper's „Zelte der Tschuktschen." Markham in der „Zeitschrift der Königlichen Geographischen Gesellschaft" von 1865. Balbi's „Ethnographischer Atlas" und Klaproth's „Sprach-Atlas."

** Der Verfasser macht in einer Anmerkung aufmerksam, daß die Eskimo-Wörter von Dänen niedergeschrieben sind. Wir setzen hinzu, daß die Malemuten-Wörter von einem Engländer niedergeschrieben sind, so daß ein deutscher Leser an die doppelte fremde Schreibart zu denken hat.

Und so weiter. Ich weiß sehr wohl, daß man diesem Gegenstande schon früher Aufmerksamkeit geschenkt hat, aber ein besonderes Wörterbuch der Sprache der Malemuten am Norton-Sunde existirt nicht, während man sich mit den benachbarten Dialekten des Kotzebue-Sundes u. s. w. eingehender beschäftigt hat.

Daß die grönländischen Eskimos sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung etwas entartet sind, will ich gern glauben. Die durchschnittliche Höhe des heutigen Grönländers steht etwas unter dem europäischen Mittelmaße, während viele Tschuktschen dasselbe übertreffen. Dieser Punkt ist übrigens von keiner Bedeutung. Es mag sein, daß Grönland kein schlechteres Land als das nördliche Sibirien ist, aber was mögen die Eskimos auf ihrem Wege dorthin, namentlich wenn sie nach Markham's Vermuthung auf der Nordpolar-Straße gegangen sind, erduldet haben, und wie leicht ist es möglich, daß sie durch größere Kälte und schlechtere Nahrung, als sie in ihrer Heimath gekannt hatten, in Verbindung mit unerhörten Drangsalen verdummt und zu Zwergen gemacht worden sind! Man sagt, daß sie außerordentlich einfache und kindliche Menschen sind, in großer Harmonie leben, selten streiten und viele andere gute Züge haben. Der Leser braucht blos in Hooper's „Zelten der Tschuktschen" zu blättern, so findet er von diesen dasselbe gesagt, und ich selbst habe auf mancher der früheren Seiten über die Stämme in Alaska dieselben Bemerkungen machen müssen.

Wie mein Bruder erzählt, herrscht bei den Eskimos in Grönland Gütergemeinschaft und der fleißige Jäger muß das ganze Dorf ernähren, ohne daß er dafür Lob erwartet und erhält. Je mehr er schießt, um so schlimmer ist er daran. Dieser Zug, der bei allen Küstenstämmen des nördlichen Stillen Meeres wiederkehrt, gilt besonders für das nördliche Alaska, das Gebiet am

Jukon und am Norton-Sunde, wo die Häuptlinge, die ohne Ausnahme gute Jäger oder Fischer sind, durch periodische Vertheilungen ihrer Sachen sich häufig ihre Stellung verschaffen und sichern. Nicht selten haben sie die schlechteste Kleidung und Nahrung von allen Einwohnern. Freigebigkeit ist bei diesen Stämmen die Regel, nicht die Ausnahme. Keinem Mann, keiner Frau und keinem Kinde fehlt es an Wohnung, Wärme und Nahrung, wenn es im Dorfe Häuser, Lebensmittel und Feuer giebt.

Der Schamane oder mit Zauberkraft begabte Priester, von den Tschuktschen und auch von den Stämmen in Alaska Medicinmann genannt, wurde in Grönland und wird vielleicht noch heute von dem „Angekok" repräsentirt, der eine ähnliche Macht besaß und ihr entsprechend verehrt oder gefürchtet wurde. Mein Bruder sagt: „Die dänischen Pfarrer und Glaubensboten glauben, daß der Angekok ausgestorben sei. Oeffentlich ist dies der Fall, aber man weiß von den Eingeborenen, daß sie geheime Zusammenkünfte halten, von denen merkwürdigerweise kein Däne Genaues erfährt, und bei diesen soll der Angekok noch thätig sein." Sein Beruf, der die Heilung von Krankheiten und Beschwörungen in sich schließt, bezieht sich hauptsächlich auf das Machen von Regen und Wind.

In Grönland haben die Eskimos ihren alten Gebrauch, den Todten unter einen Steinhaufen zu betten, aufgegeben und die dänische Begräbnißweise angenommen. Am Anadyr sah ich Tschuktschen-Gräber, die mit Haufen von Rennthierhörnern bedeckt waren. Die Särge auf vier Pfählen, die ich bei den Völkern im nördlichen Alaska gesehen habe und die wahrscheinlich spätern Ursprungs sind, können ihre Entstehung den folgenden Ursachen verdanken. Steine sind wenigstens am Norton-Sunde, in Port Clarence und am Jukon seltener als Erde, während die letztere

zu allen Jahreszeiten wenige Zoll unter der Oberfläche gefroren ist. Die daraus entstehende Schwierigkeit, ein Grab zu graben, hat in Verbindung mit der natürlichen Faulheit der Eingeborenen zur Annahme einer neuen Begräbnißart geführt.

Daß eine künftige Nordpol-Expedition alle Geheimnisse aufklären wird, welche die Straße umgeben, auf der die Eingeborenen aus einem öden Lande in das andere gewandert sind, glaube ich unbedingt, doch hat die Frage, so interessant sie ist, keine große Bedeutung.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Telegraphenarbeiten in Asien.

Major Abasa erhält die Oberleitung. — Ankunft in Petropawlowsk. — Reisen in Kamtschatka. — Ghijega. — Die Stadt u. s. w. — Straße von Ghijega nach Ochotsk. — Mahood's und Bush's Forschungen. — Nikolajewsk und die Mündung des Amur. — Reise nach Ochotsk. — Ritte auf Rennthieren. — Die Tungusen. — Ajan. — Ochotsk. — Mac Crea's und Arnold's Wanderungen unter den Tschuktschen. — Anadyrsk.

Die Forschungsreisenden der Telegraphen-Gesellschaft machten in Asien viele wichtige und interessante Reisen, die wohl einer Erwähnung werth sind. Ihre Wahrnehmungen vollständig wiederzugeben, kann ich nicht behaupten, doch verbürge ich mich für die Richtigkeit der folgenden kurzen Angaben, welche ich unmittelbar von ihnen selbst erhalten und zu denen ich einige Zusätze gemacht habe, die ich den veröffentlichten Schilderungen meines Freundes Knox aus Neu-York verdanke, der uns, wie man sich erinnern wird, im Jahre 1866 begleitet hat.

Im Jahre 1865 wurde der Major Abasa, ein höchst gebildeter und energischer russischer Edelmann, der viele Reisen, namentlich in den Vereinigten Staaten, gemacht hatte, mit der Leitung der Erforschungen in Asien betraut, die unsere Gesellschaft angeordnet hatte. Am 8. August desselben Jahres traf der Major

mit den Herren Kennon, Mahood und Bush auf der Brig Ochotsk aus unserm Hauptquartier San Francisco in Petropawlowsk ein. Die beiden letzteren Herren wurden sofort zur See an den Amur befördert, während der Major, Herr Kennon und ein dritter Beamter der Expedition ihre Vorbereitungen für eine Reise nach Ghijega (Gischiginsk) an der Spitze des Meeres von Ochotsk trafen. Sie wollten zu Lande, über Kamtschatka, nach jenem Orte gehen.

Major Abasa und seine Gefährten verließen Petropawlowsk am 25. August, also in einem Monat, der in Kamtschatka oft außerordentlich warm ist und wo in den Niederungen kein Schnee mehr liegt. Sie folgten der östlichen Küste der Halbinsel, bis sie beim Dorfe Sharon den Fluß Kamtschatka erreichten. Dieses nicht beträchtlichen Flusses, der einen gewundenen Lauf hat, erwähnte ich bereits, als ich Behring's Leben erzählte. Bis hierher führte ihr Weg sie über wellenförmige Ebenen, die mit viel Moos, Gras und Unterholz bewachsen, aber mit großen Bäumen spärlich bedacht waren. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Kamtschatka's, daß die Wälder dichter und die Bäume größer werden, je weiter man nach Norden kommt. Es wird allgemein behauptet und auch von den im Lande wohnenden Fremden geglaubt, daß der Boden von unterirdischem vulcanischen Feuer erwärmt und dadurch der Getreidebau in den kurzen Sommern unmöglich gemacht wird, weil die Körner vor der Zeit keimen würden. Gewiß ist, daß der Schnee im Winter zuweilen stellenweise da schmilzt, wo er den Boden berührt, während einen Fuß höher die weiße Decke liegen bleibt. Dieser Schnee, der unterhöhlt ist, bricht häufig zusammen, wenn Jemand darüber weggeht, und der Fuß findet dann seine Grundlage etwas tiefer, als sich erwarten ließ.

Nachdem die Gesellschaft dem Fluß Kamtschatka eine Strecke weit gefolgt war, wendete sie sich gegen Westen und durchwanderte ein unebeneres Gebiet, um das Dorf Tigil am Strande des Meeres von Ochotsk zu erreichen. Hier traf sie auf viele Schwierigkeiten. Die Straße war eine Reihenfolge von Felsen und Sümpfen, auf denen nasser Schnee lag, und selbst die sicher gehenden kleinen sibirischen Packpferde, die mit den Sachen der Reisenden beladen waren, hatten fortwährend zu kämpfen. Bald fielen sie in Löcher von unbekannter Tiefe, bald mußten sie sich gegen die reißenden Bergströme behaupten, welche sie durchwateten, und dann wieder stürzten sie beim Klettern über schlüpfrige Felsen auf die Knie. Schließlich erreichten sie Tigil, welches auf dem Wege, den sie gemacht hatten, 1200 Werst weit war.

Von Tigil meldete Major Abasa dem Isprawnik oder ersten Beamten von Ghijega, daß er unterwegs sei, und bat ihn, den unter seiner Gerichtsbarkeit stehenden Einwohnern den Befehl zu geben, den Reisenden jede Hülfe zu leisten. Der Brief wurde nach Seßnoi, dem letzten Kamtschadalen-Dorfe auf der Straße geschickt und ging von dort an einen Koriaken-Stamm nach dem andern, bis er seine Bestimmung erreichte. Abasa hatte die Vorsicht getroffen zu erklären, daß er sich aller Eingeborenen „erinnern" werde, welche die Ueberlieferung seiner Botschaft erleichtert hätten, und deshalb erreichte der Brief Ghijega sehr schnell. Der Isprawnik erließ sofort die nöthigen Befehle.

Von Tigil bis Seßnoi reiste die Gesellschaft an oder nahe dem Strande und erreichte den letztern Ort glücklich. Da man wußte, daß die Straße nördlich von Seßnoi außerordentliche Schwierigkeiten darbiete, so theilte man die Kräfte. Der Major und einer seiner Leute gingen mit Eingeborenen in einem Walfischboote und einem Canoe von Fellen zur See weiter, während

Kennon es übernahm, den Packzug über die gebirgige Küste zu schaffen. Beide Theile hatten Unglück, denn die Seefahrer wurden von schlechtem Wetter getroffen und Kennon fand den neugefallenen Schnee für seine Pferde zu weich und zu tief. Alle kehrten also nach Seßnoi zurück, um dort bis zum Herbst zu warten, und benutzten ihre Zeit zum Ankauf von Hunden und zum Bau von Schlitten. Sie fanden es sehr schwierig, die Kamtschadalen dahin zu bringen, daß sie sich von ihren Hunden trennten. Häufig wiesen die letztern eine Summe von zweihundert Silberrubeln für einen Zug von zehn Hunden zurück.

Während Major Abasa in Seßnoi war, hatte er mit Häuptlingen der Koriaken und Tschuktschen einige höchst interessante Zusammenkünfte. Es war die Periode, in der sie jährlich gen Süden zu wandern pflegen, um auf den Ebenen und in den Gebirgen Kamtschatka's den Zobel zu jagen. Im Januar versammeln sie sich bei Tigil, um ihre Pelze gegen Thee, Zucker, Kaffee, Pulver und Blei auszutauschen. Auch diese Leute wurden durch das schlechte Wetter in Seßnoi zurückgehalten und durch Geschenke mittheilsam gemacht. Sie riethen dem Major, von Seßnoi aus nicht der Seeküste zu folgen, sondern sich gegen Osten zu wenden und durch das Land zu reisen, welches den Weißen verhältnißmäßig wenig bekannt sei. Als Alles fertig war, verließ die Gesellschaft am 20. October Seßnoi und ging auf einer sehr schlechten Straße über die Berge. Vier Tage später wurde Bodkaguernaja erreicht. Die Temperatur war in der Nacht bereits auf 40 bis 45 Grad unter Null gefallen. Nördlich von Bodkaguernaja nahmen die Berge allmälig ab und die Gegend wechselte zwischen Ebenen, die mit Moos bedeckt waren, und Höhenzügen mit niedrigen Büschen, die zuweilen auf den Namen kleiner Bäume Anspruch machten. Von einem hohen

Punkte aus gesehen, hatte das ganze Gebiet ein wahrhaft ödes Aussehen. Bewohnt wurde es von Koriaken, von denen einige Stämme umherwanderten, während andere feste Wohnsitze besaßen. Die wandernden Koriaken waren freundlich, gastfrei und friedlich, die ansässigen das Gegentheil. Die russische Regierung muß sich unter ihnen stärker und wirksamer vertreten lassen. Dem Namen nach steht das Land der Koriaken und die Bezirke Ghijega und Anadyr unter dem Isprawnik von Ghijega, der blos über fünfundzwanzig Kosaken verfügt und weder die Zeit noch die Mittel besitzt, auch nur den hundertsten Th[illegible]ines Bezirks zu bereisen.

Im ersten Lager der Koriaken, hundert Werste von Bodkaguernaja entfernt, vertauschte Major Abasa seine Hunde gegen Rennthiere und fuhr mit den letztern nach Kammenoi, wo er am 16. November ankam. Er wollte von da nach Anadyrsk gehen, aber die Eingeborenen weigerten sich, ihn dort hinzuführen. Sie hatten ihre Absicht auf Ghijega gerichtet und in der That waren sie vom Isprawnik angewiesen worden, die Gesellschaft nach diesem Orte zu geleiten. In Kammenoi befanden sich die russischen Händler, welche die Küsten des Behrings-Meeres zu besuchen pflegen, und diese Leute wünschten die Koriaken zu begleiten, sollten es aber nicht früher thun, als bis Major Abasa weiter gereist sei. Nach einem anstrengenden Marsche erreichte man endlich am 22. November Ghijega, wo der Major seinen dauernden Wohnsitz nahm. Er hatte auf diese Weise die ganze Halbinsel Kamtschatka durchschritten.

Dieses unbedeutende Dorf mit zweihundert bis dreihundert Einwohnern hat etwas mehr Bedeutung, als man nach seiner Größe vermuthen sollte. Erstlich ist es der Sitz der Localregierung, zweitens der Mittelpunkt des Pelzhandels des Bezirks

und schließlich der einzige Ort auf mehrere hundert Meilen in der Runde, wo der arme russische Ansiedler und der halbgebildete Kamtschadale Thee, Zucker und Branntwein bekommen kann. Da Branntwein gelegentlich zu haben ist, so bedarf es keiner Bemerkung, daß ein ehrwürdiger Priester der griechischen Kirche beständig anwesend ist.

Ghijega liegt an dem Flusse gleichen Namens und ist von der Küste des Golfs von Gischiginsk, eines Armes des Meeres von Ochotsk, etwa acht Meilen entfernt. Als ein irdisches Paradies beschreibt Herr Knox, der ihm im Sommer von 1866 einen Besuch machte, es nicht. „Die flachen Ebenen oder Tondern," sagt er, „enthielten in offenen oder versteckten Vertiefungen viel Wasser. Jedes kleine Mooskissen war einem wohlgefüllten Schwamm zu vergleichen. Als ich von einer kleinen Fußwanderung zurückkehrte, waren meine hohen Stiefeln so durch und durch naß, als wenn sie zu Wasserfäßern gedient hätten. Ein auf Rädern gehendes Fuhrwerk gab es nirgends und in einem Umkreise von fünfzig Meilen waren blos drei Pferde aufzutreiben. Auf dem Flusse fuhr kein Dampfboot und Luftballons hatte man noch nicht eingeführt."

Nachdem Major Abasa seine beiden Begleiter Kennon und Dodd nach Anadyrsk geschickt, um dort mit Mac Crea zusammenzutreffen und zu arbeiten, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die nur wenig bekannte Gegend, die zwischen Ghijega und Ochotsk liegt. Im Winter ist der Verkehr zwischen den beiden Orten ein ganz beschränkter. Die in langen Zwischenräumen fahrende Post und ein Dutzend Schlitten mit Waaren für einige wenige russische Händler stellen die ganze Verkehrsbewegung auf dieser Strecke dar. Folglich giebt es auch keine regelmäßige Straße und die Reisenden folgen keinem bestimmten Wege, sondern schlagen

gewisse Richtungen ein, indem sie sich durch die Lage von Wäldern und Bergströmen leiten lassen. Zuweilen verhüllen Schneestürme oder Nebel die Zeichen, denen der Reisende folgt, und zwingen ihn, Tage und vielleicht sogar Wochen lang an derselben Stelle liegen zu bleiben. Die Einwohner haben keine Sorge getragen, den Weg fahrbar zu machen. Sie wissen von Gegenden, die kaum vierzig bis fünfzig Meilen von ihrer Heimath entfernt sind, sehr wenig. Die ansässige Bevölkerung der wenigen Dörfer längs der Küste besteht aus einem Gemisch von Russen, Koriaken und Jakuten. Es existirt eine wechselnde Bevölkerung von sogenannten Tunguſen, die in den Gebirgs- und Waldgegenden von Kolyma bis fast zum Amur hinunter wandern. Diese Stämme bedienen sich selten der Schlitten und reiten vielmehr auf Rennthieren, von denen sie übrigens kaum so viele besitzen, als sie brauchen. Die Koriaken sind viel reicher und manche von ihnen haben tausend bis zweitausend Rennthiere.

Bis jetzt haben sich die Tunguſen nicht willig gezeigt, die Russen mit den besten Straßen durch das Land bekannt zu machen, und die Pfade, welche sie als die brauchbarsten benutzen, geheim gehalten. Major Abasa fand sie gegen den Telegraphenbau nicht feindlich gestimmt, wenn sie auch befürchteten, daß ihre Jagdgründe an Werth verlieren würden. Es gelang ihm, freundschaftliche Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen und sie zu überzeugen, daß der Schaden, den sie in dieser Beziehung zu erwarten hätten, durch den entstehenden Verkehr mit den Forts der Gesellschaft mehr als ausgeglichen werden würde. Ihre Theilnahme ging aber in Folge ihrer Trägheit und Sorglosigkeit nicht weiter, als daß sie sich neutral verhielten, denn beim Bauen der Linie halfen sie nicht.

Am 22. Februar 1866 kamen Mahood und Bush, die an

den Amur geschickt worden waren, von Nikolajewsk* in Ochotsk an. Der Commandant der Küstenprovinzen des östlichen Sibiriens (Gouverneur Fulyhelm) hatte ihnen alle Hülfe geleistet, die in seiner Macht stand, aber die Straße vom Amur gegen Norden bot die größten Schwierigkeiten dar. Ueberdies wählte Capitän Mahood eine neue und directere Linie, als die von den Russen bisher benutzte, da er die Bedürfnisse des Telegraphendienstes im Auge hatte.

Gouverneur Fulyhelm schickte den Tunguſen, die hundert Werst weiter gegen Norden wohnen, den Befehl zu, für Capitän Mahood's Expedition Rennthiere herbeizuschaffen. Man brachte diese an den See Orelle, nördlich vom Amur, und dahin begab sich die Expedition, nachdem sie alle ihre Vorbereitungen beendet hatte. Am See fand man die Tunguſen mit zwanzig Rennthieren. Nach einigem Verzuge, der durch die Vertheilung der

* Nikolajewsk, eine Stadt sehr modernen Ursprunges, liegt an der Mündung des Amur, mit dem Atkinson und Andere uns etwas bekannt gemacht haben. „Nikolajewsk," sagt Knox, „ist im höchsten Sinne des Wortes eine Regierungsstadt, denn drei Viertheile der Einwohner stehen direct oder indirect im Dienste des Kaisers. Es hat einen „Hafen," d. h. eine Marineanstalt, welche Werften, Maschinenhäuser, Gießereien und alle die Lagerhäuser, Werkstätten und Schuppen besitzt, welche zu einer Marinestation gehören. Alle Häuser der Stadt sind von Holz und meistens aus Baumstämmen, behauenen und unbehauenen, erbaut. Am Flusse nehmen die Straßen einen großen Anlauf und versprechen weit mehr, als sie halten. Die beiden ersten Häuservierecke sind gut, das dritte geht noch an, das vierte ist mit Baumstümpfen angefüllt und wenn man das fünfte und sechste erreicht, so ist von Straßen wenig mehr zu sehen. Ich habe nie eine bessere Illustration jener berühmten Straße gesehen, die als Boulevard mit einer Doppelreihe schattiger Bäume beginnt und stetig bescheidener wird, bis sie in einem Eichhörnchenwege endet und an einem Baume hinaufläuft." Harper's Magazin, Augustheft von 1868.

Auf dem Amur fahren jetzt Dampfschiffe in großer Anzahl, doch ist die Zeit, während der der Fluß offen ist, auf ein halbes Jahr beschränkt.

Ladungen entstand, brach man auf. Jeder Mann ritt auf einem Rennthiere und zwölf der letztern trugen das Gepäck und die Lebensmittel. Der Rennthiersattel liegt auf dem Widerrist des Thieres, da der Rücken desselben nicht stark genug ist, das Gewicht eines Mannes zu tragen. Er ist ein bloßes Polster und hat keine Bügel, so daß man immer damit beschäftigt ist, das Gleichgewicht zu behalten. Wer in dieser Reitkunst ein Neuling ist, der kann darauf rechnen, mehrere Purzelbäume zu schlagen, ehe er sich auf dieser Art vom Pferd einrichten lernt. Das Rennthier wird mit einem Halter und einer einfachen Leine gelenkt. Es erfordert große Geschicklichkeit, ein Rennthier ohne Beihülfe von Steigbügeln zu besteigen. Man braucht dabei die Hülfe einer Stange. Der Packsattel liegt auf den Schultern des Thieres und kann mit fünfundsiebzig bis hundert Pfund belastet werden. Ein Tunguse reitet ein Rennthier und führt dabei einen Packzug von vier bis zwölf Thieren; der Halfter jedes derselben ist an das vorangehende befestigt.

Zwischem dem Amur und Ochotsk giebt es nichts, was eine Straße genannt werden kann, und hat nie so etwas gegeben. Die Führer nehmen einen Weg, den sie für den gangbarsten halten, und erinnern sich stets der allgemeinen Richtung. Das Rennthier trabt durch Wälder, über Berge und an langen offenen Einöden hin. Wenn die Flüsse seicht sind, so werden sie durchwatet, und verbietet sich das wegen ihrer zu großen Tiefe, so baut man für Menschen und Gepäck ein Floß und läßt die Rennthiere durchschwimmen. Im Winter bildet das Eis eine feste Brücke und in der kalten Jahreszeit läßt es sich viel besser reisen als im Sommer. Fast überall an der Straße finden die Rennthiere Futter, so daß man sie im Sommer wie im Winter blos frei zu lassen braucht und sie am Morgen wohlgenährt findet.

Capitän Mahood spricht in seinem Tagebuch häufig vom Setzen über Flüsse, vom Klettern über Berge und vom Wandern durch Wälder und Tundern oder lange Strecken öden Landes. Mehrmals wurde er aufgehalten, weil er sich nicht genug Rennthiere verschaffen konnte, denn bald waren seine Thiere erschöpft, bald war die Zeit abgelaufen, für die er sie gemiethet hatte. Zuweilen fehlte es ihm an Führern und er mußte sie dann aus beträchtlicher Entfernung herbeischaffen lassen.

In Ajan zeigte es sich, daß die russisch-amerikanische Gesellschaft, welche früher hier einen Posten unterhielt, fortgezogen war und alle Geschäfte an dieser Küste aufgegeben hatte. Der Agent der Gesellschaft war mit einem einzigen Gehülfen zurückgeblieben und beide waren zu jeder Unterstützung bereit. Der erstere schickte dem „Tartoften" von Nelkan sofort den Befehl, Leute und Rennthiere bereit zu halten, um unsere Freunde nach Ochotsk zu geleiten, wo sie schließlich, wie bereits erwähnt, glücklich ankamen.

Ochotsk ist ein Ort, dessen Schimmer nach der Entstehung der neuern Stadt Nikolajewsk ziemlich erblichen ist. Es soll fünfhundert Einwohner haben, aber einschließlich der Hunde, welche die menschliche Bevölkerung an Zahl übertreffen. Seine interessantesten Erinnerungen knüpfen sich an Behring's Reisen.

Die dritte und letzte im Dienst unseres Unternehmens ausgeführte Reise, über die ich zu berichten vermag, ist die, welche die Herren Mac Crea und Arnold von 1865 zu 1866 von der Mündung des Anadyr-Flusses nach Anadyrsk und Ghijega machten. Von dem Lager, welches der erstgenannte Herr am Anadyr errichtet hatte, sprach ich bereits mit einigen Worten.

Nachdem Mac Crea und seine Gefährten an der Mündung des Anadyr vorläufig Quartier genommen hatten, begannen sie

sofort Vorbereitungen für ihre Forschungsreise zu treffen. Am 1. November lag für Schlitten Schnee genug. Capitän Mac Crea wünschte bald aufzubrechen und versuchte Rennthiere zu kaufen. Die Tschuktschen haben ein Vorurtheil, lebende Rennthiere zu verkaufen, obgleich sie kein Bedenken tragen, ihre Thiere zu tödten und das Fleisch zu verwerthen. Capitän Mac Crea konnte sich zuerst keine Rennthiere verschaffen, doch schließlich fand er einen eingeborenen Häuptling, mit welchem er über den Transport nach Anadyrsk über die Tschuktschen-Dörfer im Süden der Anadyr-Bai unterhandelte. Nach einigen Weiterungen führte dieser Mann den Capitän und Arnold zu dem großen Rennthier-Häuptling, welcher diese Herren einlud, sich den Tschuktschen bei deren Winterreise nach Anadyrsk anzuschließen; da es keine andere Art gab, die Reise zu machen, so nahmen sie den Vorschlag an und brachen nach einiger Zeit auf. Sie kamen langsam vorwärts, etwa acht Meilen täglich, denn die Tschuktschen legen auf die Zeit keinen besondern Werth und können nicht begreifen, wie Jemand es eilig haben kann. Die Reise kostete zweiundvierzig Tage und zweiundzwanzig hatte man bis zum Lager des Rennthier-Häuptlings gebraucht, so daß Mac Crea und Arnold im Ganzen vierundsechzig Tage unter den Tschuktschen verlebten. Man behandelte sie freundlich, obgleich die Einrichtungen nicht vom feinsten Charakter waren und die Küche für gebildete Gaumen nicht recht paßte. Nicht blos die Langsamkeit der Eingeborenen, sondern auch die sehr gewundene Beschaffenheit des Weges machte die Reise länger, als sie sonst gewesen sein würde.

Zwei große Dörfer, die zwanzig Werst von einander liegen, und drei kleinere in der Nachbarschaft sind alle unter dem Namen Anadyrsk bekannt, doch wird das erstere gewöhnlich als der Crepaß (Fort) und das zweite weiter oben am Flusse gelegene

als die Markowa bezeichnet. In jenem letztern Dorfe fand Capitän Mac Crea die übrigen Mitglieder seiner Gesellschaft, welche auf dem directen Wege von der Flußmündung dahin gekommen waren.

Von dort gingen Mac Crea und Arnold nach Ghijega weiter. Oberhalb Markowa sind die Ufer des Anadyr gut bewaldet.

Wie man sich erinnern wird, gingen Kennon und Dodd von Ghijega nach Anadyrsk, und auf dieser Reise war es, daß der erstere einen Fluß Namens Myan entdeckte, der in den Gebirgen nahe an den Quellen des Flusses Penschinsk entspringt und einer der Hauptzuflüsse des Anadyr ist. Auch von Herrn Bush sagte ich bereits, daß er von Ghijega zur Anadyr-Mündung wanderte und so eine längere directe Reise als irgend ein anderer unserer Forscher, nämlich von Nikolajewsk bis zur Anadyr-Bai, machte. Später, von 1866 zu 1867, machten viele der oben erwähnten Herren nebst Anderen mehreren Theilen des Landes Besuche, doch handelte es sich bei diesen Reisen mehr um die Geschäfte der Gesellschaft, die Beförderung von Waaren u. s. w., als um Entdeckungen.

Ich habe hier blos die allgemeinen Umrisse dieser asiatischen Reisen gezeichnet. An den Betheiligten ist es, uns vollständigere Berichte zu geben, und ich hoffe, daß Einige von ihnen dies thun werden.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Californien.

Californien im Jahre 1849 und heute. — Fortschritte des Ackerbaues. — Der Weinbau. — Das Klima. — Untercalifornien. — San Francisco. — Kein Papiergeld. — Die Münzen. — Zunahme. — Allgemeiner Wohlstand. — Mangel an Arbeitern. — Das Miethen eines Dienstboten. — Die Genüsse des Landes. — Die Mission. — Hotel-Speisekarte. — Heimath für Betrunkene. — Wunsch nach Einwanderung. — Die Zeitungen. — Die chinesische Bevölkerung. — Ihre Zahl. — Der Chinese als Bergmann. — Der todte Chinese. — Ein chinesisches Gastmahl. — Der Kaufmannszopf.

Vor zwanzig Jahren lag Californien, eines der reichsten und fruchtbarsten Länder der Welt, völlig unbeachtet da. In weiten Zwischenräumen über seine Oberfläche zerstreut, bestand seine Bevölkerung aus einigen faulen spanischen Ansiedlern und aus einer noch kleinen Zahl von Amerikanern. Jetzt wird es von einer halben Million Menschen bewohnt und ruft immer noch mehr herbei.

Als das Goldfieber 1849 mit voller Gewalt ausbrach,*

* Bekanntlich wurde die erste wichtige Goldentdeckung 1848 gemacht, und zwar von Marshall, einem Arbeiter des Hauptmanns Sutter aus der Schweiz, der sich 1839 hier angesiedelt hatte. Die Californier datiren aber den Aufschwung ihres Landes gewöhnlich von 1849.

lenkte es die Aufmerksamkeit auf dieses Land und Tausende ließen sich von dem allgemeinen Magnet anziehen und wurden zu ständigen und wohlhabenden Bewohnern. Wenige kennen Californien, ohne eine warme Anhänglichkeit zu bekommen; und im Lande selbst ist es eine wohlbekannte und oft erwähnte Thatsache, daß die meisten von denen, welche nach einem längeren Aufenthalte fortgehen und ihre alte Heimath in einem anderen Welttheile aufsuchen, bald zu ihrer „ersten Liebe" zurückkehren.

Man glaubt in England über dieses glückliche Land Alles zu wissen, weil zur Zeit des Goldfiebers Buch auf Buch die Presse verlassen hat, um von dem Golde, von den unruhigen Geistern, die aus allen Theilen der Welt herbeiströmten, von der vorherrschenden Gesetzlosigkeit und von den unerhörten Preisen aller Lebensbedürfnisse zu erzählen. Einige dieser Werke sprachen auch von den Naturwundern dieses Landes, von den Geysern, von dem großen Yosemite-Thal und von den „dicken Bäumen" bei Calaveras und Mariposa. Alle gaben zu, daß es ein fruchtbares Land sei, aber von Aussichten, daß es jemals ein ergiebiges Feld für den Landwirth werden könne, hörten wir wenig oder nichts.

Gegenwärtig liefern Gold, Silber, Quecksilber und Kohlen bedeutende Erträge und werden durch den solideren Fortschritt des Landes in der Bearbeituug des Bodens dennoch in Schatten gestellt. Man baut so viel Korn, daß man nicht nur Europa versorgen hilft, sondern selbst den östlichen oder atlantischen Staaten der Union manches schickt und dabei oft die kostspielige Straße über die Landenge von Panama benutzt. In der amtlichen Statistik von 1866 wird die Menge des gewonnenen Weizens*

* „In Californien genügt ein Pflügen und Säen für zwei Ernten. Der „freiwillige" Weizen des zweiten Jahres liefert vielleicht nur ein Fünftel

zu 14,000,000 Bushels und die der Gerste fast eben so hoch angegeben. Der Weinbau hat sich rasch zu einem Hauptzweige des Gewerbfleißes erhoben und liefert jährlich 3,000,000 Gallonen. Diese Quantität wird noch bedeutend zunehmen. Die Pflege der Rebe und die Kunst der Weinbereitung liegen in einem Lande, das selbst so jung ist, natürlich noch in den Windeln, aber einige Weine können sich mit den deutschen und französischen Weinen ohne Furcht messen, obgleich man den Californiern nachsagt, daß sie ihre Weine nach Boston und Neu-York schicken und selbst fremde Weine trinken. In San Francisco ist dies in einem gewissen Grade wahr, aber nicht in den Weinbezirken, wo man bei dem eigenen Product wohl gedeiht. Man bereitet viele Arten, weißen, rothen und Schaumwein. Auch die Bereitung von Traubenbranntwein in großem Maßstabe hat begonnen. Weinbeeren, Feigen, Pflaumen, Pfirsiche und Aepfel werden in Menge getrocknet. Das californische Klima ist so mild, daß die empfindlichsten europäischen Traubenarten, die Oliven, Orangen und Mandeln in freier Luft reifen. In Untercalifornien, wo fast ein tropisches Klima herrscht, hat man mit dem Bau von Kaffee, Cacao, Palmen und Bananen erfolgreiche Versuche gemacht. Von jenem Lande, das noch dünn bevölkert ist, geht die allerdings sehr unverbürgte Sage, daß seine Bewohner ihre Morgenzeitungen (wenn sie welche bekommen können) bis an den Hals im Wasser stehend (wenn sie Wasser finden können) lesen. Handtücher sind ein unnützer Luxus, da das Wasser, kaum daß man sich gewaschen hat, in der Sonnenhitze sofort verdunstet. Hängt man ein Bündel Kerzen auf, so läuft in wenigen Stunden aller Talg von ihnen ab, und man hat

der ersten Ernte, verursacht aber dafür gar keine Kosten." (Overland Monthly, San Francisco, August 1868.)

blos die Dochte. Man muß deshalb die Kerzen in Eis legen, bis man sie braucht. Dürren sind gewöhnlich und Branntwein ist wohlfeiler als Wasser. Ist das richtig, so erklären sich einige der anderen Angaben leicht.

In den Jahren 1862 bis 1867 habe ich San Francisco wiederholt besucht und jedesmal wirkliche und rasche Fortschritte wahrgenommen. Dieses ehemalige häßliche Zelt- und Schuppen-Dorf ist jetzt zu einer schönen Stadt von 140,000 Seelen geworden. San Francisco's beste Straßen sind fast den Parisern zu vergleichen, seine öffentlichen Gebäude würden jeder Stadt zur Ehre gereichen und seine Hotels haben bessere Einrichtungen an Möbeln als die Neu-Yorker, die doch so hoch stehen. Eine Schutzmauer gegen das Meer und Docks, die man so lange vermißt hat, sind jetzt im Bau begriffen.

Der Staat Californien hat die Einführung von „Greenbacks", welche von unehrerbietigen Menschen auch wohl Schienbeinpflaster genannt werden, beharrlich abgelehnt. Diejenigen, welche ihre Schulden mit solchem Papiergeld zu dessen Nennwerth zu bezahlen versuchen, werden in allen Zeitungen des Landes mit ihrem Namen genannt. Geld unter einem „Stückchen," wie man das Zehncentstück nennt, ist nicht in Umlauf, während die Californier in ihrem Zwanzigdollar-Stück die schönste Goldmünze der Welt besitzen. In früheren Tagen gab es eine noch größere Münze, nämlich ein Fünfzigdollar-Stück, einen achteckigen „Klumpen," der den japanischen Münzen nicht unähnlich war. Man schlug diese Münze so nachlässig, daß sie häufig einen oder zwei Dollar Gold über den Nennwerth enthielt. Die Juden pflegten sie so lange zu feilen und „in Schweiß zu bringen," bis sie nicht vierzig Dollar mehr werth war. Aus diesem Grunde stellte man das Prägen solcher Münzen ein.

Die einzige Stadt in den Vereinigten Staaten, die sich außer Neu-York hinsichtlich der raschen Bevölkerungszunahme mit San Francisco vergleichen kann, ist Chicago in Illinois. San Francisco ist ebenso der Mittelpunkt der amerikanischen Interessen am Stillen Meer, als Neu-York der Mittelpunkt der atlantischen Interessen ist, und seine gegenwärtige Bevölkerung ist genau so groß, wie jene der letzteren Stadt 1820, zweihundert Jahre nach ihrer Gründung.

Wenn es möglich wäre, die mexikanischen Städte jener Küste durch Galvanismus zum Leben zu bringen, oder wenn Victoria auf der Insel Vancouver eine gute Umgebung hätte, so könnte San Francisco einen glücklichen Nebenbuhler bekommen. Wie die Sache nun einmal ist, steht es allein und ist der große Stapelplatz der ganzen Küste. Ferner ist Fr'isco, wie die Bürger der Stadt sie liebkosend nennen, der Endpunkt des großen Unternehmens der pacifischen Eisenbahn und von 1870 an wird der Handel China's, Japans und Ostindiens mit den Staaten und zum Theil auch ihr Handel mit Europa höchst wahrscheinlich hier durchgehen. Schon jetzt fahren prächtige Dampfer regelmäßig zwischen San Francisco, China und Japan.

Der allgemeine Wohlstand des Volkes tritt sehr hervor; wo sonst in der Welt sieht man den Hafenarbeiter oder den Austräger mit einer Cigarre für zehn Cents im Munde umher schlendern? Wo sonst wird man nicht in jeder Straße von Bettlern angefallen und an jeder Ecke durch einen Straßenkehrer belästigt? Das Betteln ist nicht verboten, es existirt nicht. Wohl gab es einen „Kaiser Norton," einen halbverrückten Kerl, der in Uniform ging, pomphafte Aufrufe erließ und davon lebte, daß er diejenigen, welche an seinen Narrheiten Gefallen fanden, brandschatzte und bei den „unentgeltlichen Frühstücken" in den

Schenken erschien. Wohl gab es eine mächtige Mexikanerin, die ewig Cigaretten rauchte oder Früchte kaute, während sie eine Hand nach Almosen ausstreckte, aber die häßliche Bettelei, die sich in jedem alten Lande so breit entwickelt hat, ist hier unbekannt. Mit Ausnahme der Matrosenquartiere im untern Theile der Stadt wird man von keinen gefallenen Frauen angeredet oder belästigt. Allerdings giebt es so viele von ihnen als anderswo, aber sie sind nicht so tief gesunken. Die Dienstmädchen bekommen monatlich fünfundzwanzig Dollar und gehen nicht in Dienst, sondern nehmen sich eine Herrschaft. Der Arbeiter auf einem Landgute oder Rauch, wie man hier unabänderlich sagt, bekommt dreißig Dollar monatlich und ist in Kost und Wohnung „eigen."

Weibliche Arbeit ist bis jetzt noch so selten, daß ich die folgende Anekdote, die ich einer californischen Zeitung entnehme, für wahr halte.

„Ein wohlhabender Bürger von San Francisco, dem ein Dienstmädchen fehlte, wurde von seiner Frau gebeten, eine junge Dame zu besuchen, die ihre Bereitwilligkeit erklärt hatte, einen Theil ihrer Zeit in der Wohnung einer gut empfohlenen und hochachtbaren Familie gegen eine Anerkennung zu verleben. Er sprach bei der interessanten Erscheinung vor und fand sie so, wie er sie sich gedacht hatte und noch etwas besser, nämlich als ein Meisterstück der Künste der Putzmacherin, des Friseurs, des Juweliers, des Malers und des Chemikers. Nach einer Unterhaltung von wenigen Minuten wußte er, daß er die Unterhandlung auf einer falschen Basis eröffnet habe, und in der That war er derjenige, welcher in Dienst genommen werden sollte, und nicht die hochfahrende Dame vor ihm, welche keine Frage beantwortete und ihn mit der ganzen Unbefangenheit eines alten Roßtäuschers aushorchte. Die Unterredung schloß auf folgende Weise:

Die Dame: Wo leben Sie?

Der Bürger: Nun, hübsch nahe an der Mission Dolores.*

Die Dame (mit einem bedenklichen Kopfschütteln): Das ist weit von der Montgomery-Straße, fast zu weit, fürchte ich. Wie viele Kinder sind in der Familie?

Der Bürger (bescheiden): Wir haben vier, Madam.

Die Dame: Vier! Das ist viel zu viel.

Der Bürger (nimmt beschämt und gedemüthigt den Hut in die Hand und wird nervös): Nun, Madam, würden Sie mit zwei bis drei Kindern auszukommen glauben?

Die Dame: Das könnte ich vielleicht, aber Sie sagen ja, daß Sie vier haben.

Der Bürger (zieht sich gegen die Thür zurück): Ja, Madam, ich sagte vier, aber ehe sie Ihnen einen Anstoß giebt und es auf ein Fehlschlagen dieser Unterhandlungen ankommen läßt, faßt meine Frau vielleicht den Entschluß, eines oder zwei zu ersäufen.

Mit einem Blick verletzter Würde erhob sich die Dame und schüttelte die Hand, als wollte sie sagen: „Das thun Sie doch nicht! Gehen Sie mir aus den Augen!“ und der Bürger ver-

---

* Dies ist das Quartier rings um die alte Mission San Francisco, welche 1765 durch die Spanier entstand und von älteren Schriftstellern über die Küste, wie Vancouver, Humboldt, Wilkes, Beechey, Forbes u. s. w. wiederholt erwähnt wird. Die alte Kirche existirt noch und man findet dort eine Anzahl spanischer Handschriften und alte Bücher. Das Quartier ist vom Herzen der Stadt etwa zwei Meilen entfernt, bildet aber einen Bestandtheil derselben. Zu ihm fahren Pferde- und Dampf-„Karren,“ wie zu jedem anderen Stadttheil. Ueber die ersten Zeiten der Mission laufen lustige Geschichten um, z. B. daß die Indianer blos so lange an Adoben (an der Sonne getrockneten Ziegeln) arbeiteten, als die guten Väter ihnen etwas vorsangen. Man zeigt noch große Kessel, in denen für die Indianer zuweilen ganze Ochsen gekocht wurden. S. Hutching's „Scenen in Californien.“

ließ sie und fühlte sich in seinen Augen um tausend Procent kleiner und geringer als er sich jemals vorgekommen und als er wirklich war. Er sagt, daß er mit dieser Erfahrung beim Miethen von Dienstmädchen vollauf genug hat und nie wieder damit zu thun haben will."

Selbst wenn diese Geschichte nicht wahr ist, entspricht sie doch den Verhältnissen. Wer Dienstboten unter denselben angenehmen Bedingungen wie in Europa bekommen und behalten will, der bleibe daheim. Dienstmädchen sind so selten, daß in der Stadt wie auf dem Lande zu jeder größeren Haushaltung ein oder zwei Chinesen gehören. Hat man besonderes Glück, so bekommt man vielleicht eine Irländerin, aber eine geborene Amerikanerin findet man höchst selten in irgend einer niedrigeren Stellung.

Die Californier brauchen eine starke Einwanderung und wünschen sie sehr, denn der Mangel an Arbeitern hindert den Fortschritt des Landes sehr empfindlich. Wer mit etwas baarem Gelde in der Hand hierher kommt, der kann leicht selbst ein behäbiger Grundbesitzer werden. Er befindet sich in einem Lande, dessen Klima das italienische oder südfranzösische ist und wo die Luxusartikel anderer Breiten gewöhnliche Erzeugnisse sind. Ich könnte keine Eßwaaren nennen, die in gewissen Jahreszeiten auf dem Markte von San Francisco häufiger wären als Lachs, Wildpret, Schildkröten, Pfirsichen und Trauben, also lauter Dinge, an die der Feinschmecker nicht denken kann, ohne daß ihm der Mund wässert. Lachs wird gewöhnlich für acht bis zehn Cents das Pfund verkauft und von Trauben bekommt man oft fünf Pfund für fünfundzwanzig Cents. Wem diese Dinge noch nicht gut genug sind und wer ein etwas zähes und unschmackhaftes Essen vorzieht, der kann sich jeder Zeit ein „königliches" Gericht, d. h. einen Stör, verschaffen.

Die Speisekarte eines Hotels erster Classe vereinigt die Leckerbissen von London, Paris, Neu-York und Neu-Orleans zu einem harmonischen Ganzen. Wenn der Fremde einen verdorbenen Magen nicht scheut, so kann er in Waffeln, Plinzen, gebratenen und gekochten Pilzen, Maispudding, französischen und spanischen Eierkuchen, unreifem Korn, Wildpret von Elenn, californischen Wachteln, Kürbispasteten und einer Unzahl von Süßigkeiten und Eisarten schwelgen. In solchen Häusern bezahlt man für Kost und Wohnung zwei bis drittehalb Dollar täglich, oder fünfundfünfzig bis sechzig Dollar monatlich. Dies ist um den dritten Theil billiger als in Neu-York. Nebenausgaben finden nicht statt, doch macht der Wein natürlich eine Ausnahme. Für Bedienung wird nichts angesetzt und die Leute erwarten auch blos für besondere Dienste eine Bezahlung. Wolltest du in San Francisco einem Aufwärter nach europäischer Weise ein Trinkgeld anbieten, so würde er dich wahrscheinlich über den Kopf schlagen oder dir den Rücken kehren. Einen „Schluck mit dir trinken" würde er auf der Stelle.

Man bemerkt in San Francisco wenig Betrunkene, obgleich es von Schenkzimmern und holländischen Lagerbierkellern wimmelt. Die Deutschen werden hier sämmtlich Holländer genannt und denselben Titel giebt man auch gewöhnlich den Norwegern, Schweden und Dänen, ja selbst den Schweizern, wie ich einmal selbst gehört habe. Zum Theil rührt jene Erscheinung ohne Zweifel daher, daß die Amerikaner wenig auf einmal und oft trinken. Es giebt in der Stadt eine Anstalt, die ihr wohl eigenthümlich sein wird, nämlich eine Heimath für Betrunkene. Sie ist, was der Name besagt, ein zeitweiliges Unterkommen für stark oder bewußtlos Betrunkene und für Opfer des Säuferwahnsinns. Wir hatten oder haben noch ein Asyl für „heimath-

lose Hunde," aber gegen unsere Betrunkenen sind wir nicht so barmherzig.

San Francisco hat acht täglich und zwölf wöchentlich erscheinende Zeitungen.* Eine derselben enthält die neue Rubrik „Scheidungen," die mit den Geburten, Hochzeiten u. s. w. eine Spalte einnimmt, so daß die Ueberschrift lautet: „Geburten, Heirathen, Scheidungen und Todesfälle." Mit Nachrichten ist diese neue Rubrik immer gut versehen. Eine Zeitung der Fenier soll mit grünen Buchstaben erscheinen, doch habe ich sie nirgends auffinden können.

Die chinesische Bevölkerung tritt stark hervor und soll gegen 60,000 Köpfe zählen. „John Chinaman" ist überall zu finden, als Bedienter, Koch, Ackerknecht, Bergmann und selbst als Eisenbahnarbeiter.** Er verrichtet die meisten Reinigungsarbeiten und gewährt einen eigenthümlichen und nicht gerade hübschen Anblick, wenn er neben einer großen offenen Pfanne mit heißen Kohlen Kleider bügelt und sie so besprengt, daß er seinen

---

* „Alta California," „Bulletin," und „Sacramento Union" sind Zeitschriften höheren Ranges und stehen in Druck und Papier über den Zeitungen von Neu-York und Boston. Ein neues Magazin, das „Overland Monthly," das dem Atlantic Monthly sehr gleicht, ist eben (Juli 1868) in England eingetroffen. Es tritt mit viel Geist auf.

** Beim Bau der Eisenbahn waren mehrere Tausend thätig. In einer Nummer des „Bulletins" von San Francisco heißt es: „Als Tunnelarbeiter ist der Chinese unschätzbar. Während des Baues des Gipfeltunnels (durch die Sierra Nevada) fand in mehreren Nevadaminen eine Arbeitseinstellung statt und eine Anzahl von englischen Bergleuten bot sich der Gesellschaft an. Es fand sich jedoch, daß die Chinesen bedeutend mehr Arbeit verrichteten und die ungesunde Luft unter der Erde viel besser vertrugen. Die Engländer versuchten es eine Weile, überließen dann aber das Durchbohren des Granitgebirges den geschickteren Chinesen und gingen unmuthig davon."

In der Tuchfabrik der Mission zu San Francisco fertigen dreihundert Chinesen aus californischer Wolle Tuch, Flanell und Decken.

Mund mit Wasser füllt und es als feinen Regen durch die Zähne spritzt.

In jeder Nebenstraße sieht man Firmen der Chinesen mit ihren wirklichen Namen Gö, Wo, Hop, Chang, Cum, Sing ꝛc. Sehr stark riecht das besondere chinesische Quartier mit seinen seltsamen kleinen Läden, Speisewirthschaften und Waschhäusern, wo unter zehn Personen, denen man begegnet, neun aus dem „blumigen Lande" sind, und wo man nicht umher wandern kann, ohne auf die Idee zu kommen, daß man sich nach Canton oder Peking verirrt hat.

Die Chinesen besitzen mehrere „Joß-Häuser" und zwei Theater, deren Vorstellungen unbeschreiblicher Natur sind, da sie die ganze Regierung eines Kaisers umfassen und sie einen Abend nach dem andern im Einzelnen durchspielen. Ihre Spielhäuser sind zahlreich und locken ihr Publicum durch Wein, Weiber und Opium an. Die Polizei bekommt mit diesen Anstalten wegen lärmender Auftritte, die nicht „himmlischer" Natur sind, viel zu thun. Man sagt, daß die hiesigen Chinesen mehr Opium rauchen als in ihrer Heimath. Sie können es sich hier leichter verschaffen und es geht ihnen wie manchem bessern Mann, der, wenn er von seinen Verwandten getrennt und auf sich selbst angewiesen ist, seine Mußestunden mißbraucht.

Die meisten armen Chinesen in Californien werden von fünf oder sechs Gesellschaften, die aus ihren reicheren Landsleuten bestehen, eingeführt und leben lange Zeit nach ihrer Ankunft in einer Art von Leibeigenschaft, da sie ihre Ueberfahrt u. s. w. abarbeiten müssen.

Jeder Chinese muß dem Staat ein monatliches Kopfgeld von vier Dollar bezahlen und ein so nützliches Mitglied der Gesellschaft er auch ist, kann man doch nicht sagen, daß er in

Californien angenehm lebt. Der „arme Weiße" sieht in ihm einen Eindringling, der das Tagelohn herunterdrückt und folglich der schlimmsten Verfolgung werth ist. Der „gemachte" Spieler in den Minen kommt mit einem Heft Papier und einem Dintenfaß herbei und erhebt für seine eigene Rechnung von seinem arglosen Opfer eine Steuer, mit der er zu Monte oder Pharao zurückeilt. Der Indianer sieht in ihm seine rechtmäßige Beute und erschlägt ihn, wo er Gelegenheit dazu findet. Es ist bemerkenswerth, daß alle Indianer der Küste, wie ich wenigstens stets beobachtet habe, auch den Neger als ein gänzlich untergeordnetes Wesen betrachten. Als Bedienter ist „John" dem Neger unbedingt vorzuziehen, da er auf sein Geschäft achtet und nicht so laut ist. Auf der neuen Dampferlinie zwischen San Francisco und China sieht man blos chinesische Aufwärter.

In den Bergwerksbezirken sieht man „John Chinaman" im Lande umher wandern und seine Sachen an den beiden Enden einer langen Stange tragen, wie wir dies auf den Bildern der Theekisten von unserer frühesten Jugend her kennen. Auf diese Weise trägt er größere Lasten als ein gewöhnlicher Wanderer. Ich erinnere mich, einem Chinesen begegnet zu sein, der an dem einen Ende seiner Stange einen Sack mit Reis, eine Haue und Schaufel, ein paar Reservebeinkleider, eine Bratpfanne und einen Kochtopf trug, während an dem anderen Ende ein Korb mit Hühnern und Küchlein hing, für die John eine große Schwäche hat. In dieser Beziehung ist er klüger als vornehmere Leute, denn während der „ehrliche Bergmann" von Bohnen, Schinken und Thee lebt, hat er zu seinem Reis Eier und junge Hühner und weiß wilde Zwiebeln, Beeren und Wurzeln zu finden und nutzbar zu machen. Im Jahre 1865 kamen verschiedene Chinesen auf Schiffen in verschiedenen Zwischenräumen in Victoria an und

waren stets einige Stunden nach der Landung auf dem Wege in die Wälder oder an den Strand, wo sie Muscheln und viele Arten von Seegras sammelten, welche sie auf diese oder jene Weise dünsteten oder rösteten.

Obgleich John nichts dawider hat, in Californien zu leben und oft dort auch stirbt, so will er doch nur in seinem „blumigen Lande" begraben werden. Jedes Schiff, das nach Hong-Kong oder Shanghai geht, nimmt eine Ladung todter Chinesen mit. Die Reichen werden in Spiritus gesetzt oder einbalsamirt.

In San Francisco existiren große und einflußreiche Firmen oder Gesellschaften von Chinesen der besseren Classen, welche ausgezeichneten Fremden zuweilen ein Fest geben. Im Juni 1866 fand ein „hochfeines und elegantes" Gastmahl, wie man in Californien zu sagen pflegt, zu Ehren der Unionsgesandten für China und Japan statt, welche auf ein Schiff warteten, das sie ihrer Bestimmung zuführen sollte. Auf der Speisekarte figurirten Haifischflossen, Vogelnester-Suppe, Rennthier-Sehnen, Geranium- und Veilchenkuchen und Rosenwein, doch fehlte es auch nicht an den guten Dingen unserer Küche, die von Champagner in beliebigen Mengen begleitet wurden. Ein Hoch für den Gesandten in China schloß mit der echt amerikanischen Phrase: „Wir wünschen Ew. Excellenz zehntausend goldene Freuden und eine glückliche Reise nach dem blumigen Reiche der Mitte."

Die reichen chinesischen Kaufleute, unter denen viele sehr intelligente Männer sind, tragen häufig europäische Kleider und wickeln dann ihre Zöpfe am Hinterkopfe in hübsche Chignons (das ist ja wohl das richtige Wort?). Der Zopf ist aber immer da und sie trennen sich um nichts in der Welt von ihm.

Wenn sie von Natur kurzes oder dünnes Haar haben, so flechten sie dünnen schwarzen Seidenzwirn oder auch wirkliches Haar hinein. Ich habe mir sagen lassen, daß neuerdings bei meinen Landsmänninnen etwas Aehnliches Mode geworden ist, glaube aber nicht daran.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Californien (Fortsetzung).

Die Gesellschaft von San Francisco. — Redensarten. — Die Damen von Fr'isco. — Der Sonntag der Stadt. — Freie Urtheile über Geistliche. — Die Lage. — Steile Straßen. — San-Francisco-Waden. — Erdbeben. — Häuser auf dem Marsche. — Löschvereine. — Wells Fargo's Expreß. — Die Dreicentmarken. — Die Männerwelt.

Die Gesellschaft der Bai-Stadt ist allerdings noch etwas gemischt, aber im Allgemeinen aufrichtiger, fröhlicher und herzlicher als irgendwo sonst. Die Californier nehmen keine vornehmen und großartigen Manieren an. Sie nennen das „Halskrausen anlegen," bezeichnen ein solches Benehmen als „abgespielt" und empfehlen Jedem, der es annimmt, „den Rauch von draußen anzusehen," d. h. sich zu entfernen. Fragt man sie, wie sie sich befinden, so lautet die Antwort: „O, heiter und festlich!" und gewöhnlich wird die Bekräftigung hinzugefügt: „Darauf können Sie Ihre Stiefel verwetten!" Wenn ein Prediger, Schauspieler oder Schriftsteller übertreibt, so sagen sie: „Er thürmt sich auf," oder: „Er hat einen ausgebreiteten Adler," oder: „Er hat einen hochgeschorenen Stil." Viele der üblichen Ausdrücke sind den Arbeiten und Schicksalen des Bergmannes entliehen. „Ich habe gut gewaschen" heißt: „Ich habe viel verdient." „Schein" oder

„Farbe," wie man die Andeutung nennt, daß der Sand oder Kies Gold enthält, sind Worte, die man in mehrfachem Sinn benutzt. „Ich habe keinen Schein," ist dasselbe wie: „Ich habe keine Aussicht." „Wir haben die Farbe seines Geldes noch nicht gesehen," soll heißen: „Er hat noch keinen Pfennig bezahlt." „Prospecten" — nach Gold suchen — wird in verschiedenem Sinn gebraucht. Frägt man, ob eine Speculation Aussicht verspricht, so wird vielleicht geantwortet: „Sie prospectet gut, wenn wir das Wehr gut herunterkommen." Das letzte Wort deutet auf die Stromschnellen oder sogenannten Wehre hin, die in den Flüssen vorkommen. Bin ich in meinen Erwartungen getäuscht worden, so bin ich auf Grundgestein gestoßen und habe es taub gefunden.

Sieht Jemand ängstlich aus, so sagt man: „Auf der Seele des alten Mannes liegt ein Haufen Unruhe," und trägt Jemand schöne Wäsche und ein Ofenrohr (Angströhre sagen wir für einen solchen Hut) nebst einem neuen Anzuge, so ist man im Stande, ihn zu fragen: „Sie haben sich wohl hübsch ausgebreitet, haben Sie nicht?" Die meisten Männer lassen sich rasiren und die Stadt wimmelt von Barbierläden, wo man sich rasiren und zugleich die Stiefel wichsen lassen kann. Diese Läden sind häufig mit Luxus ausgestattet und übertreffen Alles der Art, was man in den östlichen Staaten sieht. Die meisten Ausdrücke klingen vornehmer als bei uns. Ein Schenkzimmer ist stets ein Salon, ein Speisehaus ein Restaurant und ein Laden ein Magazin. Ein gutes nachhaltiges Mahl ist auf der ganzen Küste ein „Quadrat-Essen" und dieselbe Bezeichnung wird auf viele andere Dinge angewendet. Ein „Quadrat-Schluck" ist ein richtiger tiefer Trunk und eine gute „Quadrat-Hauerei" ist ein Kampf, bei dem die Gegner Ernst machen. Einige dieser Ausdrücke

kommen in allen westlichen Staaten und Gebieten vor, können aber nicht als Vollblut-Amerikanismen betrachtet werden. Bei „östlichen Leuten," die in Californien reisen, erregen sie dasselbe Aufsehen wie bei Europäern.

Hört man in den Straßen einen Zank, so nennt der Eine den Andern „ein reguläres todtes Vieh," worauf dieser mit der Drohung antwortet, daß er „ihm einen Kopf aufsetzen werde." Wenn Jemand im Kampfe „schwach" wird und Lust verräth, „einzusinken" oder davonzulaufen, so „stäubt" er. Sein Gegner hat dann die Aufgabe, ihn in eine Ecke zu „corralen." Der Ausdruck ist spanisch und bezeichnet das Eintreiben und Einschließen des Rindviehs in ein Gehege. Diese letzte Phrase wird auf die verschiedenste Weise gebraucht. Ein Polizeidiener corralt einen Verbrecher, ein gefräßiger Mann corralt bei Tisch alle Leckerbissen und ein Makler corralt den ganzen Vorrath einer Gesellschaft.

Um den Californiern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich hinzufügen, daß die besseren Classen sich mit solchen Ausdrücken blos bekannt machen, um sie zu vermeiden. Ein Fremder kann lange im Lande leben, ehe er die oben angeführten Redensarten alle hört. Ein Theil derselben kommt übrigens häufig genug vor.

Ein San Franciscaner würde ohne Zweifel in unserm Londoner „Slang" etwas ebenso Auffallendes finden. Dieses Kauderwelsch ist bei uns, wie wir Alle wissen, nicht auf die untern Classen beschränkt und bricht vielmehr beständig in der Unterhaltung der jungen Herren und leider auch der jungen Damen „der Periode" hervor.

Obgleich sich Vieles seit der Zeit geändert hat, in der ein Goldgräber zwanzig Meilen weit wandern konnte, ohne ein

weibliches Wesen zu erblicken, und ein Dampfboot ankündigte: „Vier Damen unter den Passagieren!" um dadurch den Herren einen unwiderstehlichen Köder hinzuwerfen, so stehen die Frauen noch heute nicht unter Pari und behaupten an keinem Orte der Welt eine höhere Stellung. Daß man von ihrer Eitelkeit, Schwäche und Verschwendungssucht mehr hört und sieht als anderswo, ist vielleicht die Folge davon. Ich kann mich auf die beste Autorität berufen, wenn ich behaupte, daß die Damen keiner andern amerikanischen Stadt sich für die Oper, eine Gesellschaft, einen Ball so „aufdonnern" wie hier. Wenn aber auf der Oberfläche auch viel Schaum sichtbar wird, so giebt es hier ebenso viele gebildete, geistvolle und tugendhafte Damen wie irgendwo sonst und die in Californien geborenen Mädchen tragen in Amerika, das wegen seiner hübschen Damen berühmt ist, den Sieg davon, während ihre Mütter in einem gewissen Alter voller und unbeholfener werden, als die Matronen der atlantischen Staaten.

Hier und da findet man allerdings einen angesehenen Bürger, der in alten Zeiten seine Wäscherin geheirathet hat, weil keine bessere Frau zu finden war, und die Californier sagen selbst, daß die Herren auf einer höhern Stufe zu stehen scheinen als die Damen. Trotzdem bin ich überzeugt, daß eine gemischte Gesellschaft von San Franciscanern von einer ähnlichen in Neu-York, wo die „Lumpen- und Petroleum-Aristokratie" zu stark hervortritt, vortheilhaft abstechen würde. In den ländlichen Bezirken sind Damen, welche am Tage ihre Milchkammer und ihren Garten besorgen und Abends die Gesellschaft mit der neuesten und besten Musik erfreuen und von der Literatur des Tages mehr als die meisten Männer wissen, durchaus nicht selten.

In San Francisco herrschen die Pariser Moden und an jedem schönen Nachmittag sieht man an der Montgomery-Straße

— denn in diesem Lande wohnt man stets *an*, nicht *in* oder *auf* der Straße — die schönsten Pelze in Masse ausgelegt. Pelze scheinen in einem so warmen Klima nicht am rechten Platze zu sein, aber man braucht sie wirklich, denn gegen Abend, besonders im Sommer, weht regelmäßig ein kalter Wind durch die Stadt. Manche ziehen den Winter dem Sommer vor, doch ist das Klima von San Francisco und dessen Umgegend dem allgemein californischen nicht gleich. Die Ursache liegt ohne Zweifel in der Lage der Stadt am Meere.

Der Sonntag hat in dieser Stadt eine entschieden ausländische Färbung, so viele Kirchengänger es auch giebt. Als ich zuerst dort war, veranstaltete man am Sabbath Stiergefechte und ließ Luftballons aufsteigen. In den Straßen zogen Musikcorps mit Blechinstrumenten umher und Ausflüge jeder Art wurden gemacht. Dies hat sich etwas geändert und in der That muß man San Francisco für eine sehr fromme Stadt erklären, wenn man nach der Menge von Kirchen und Capellen der Bischöflichen, Methodisten, Independenten, Unitarier und Katholiken urtheilt. Die letztern sind zahlreicher als die andern Secten und auch die Juden, von deren Synagogen eine zu den stattlichsten Gebäuden der Stadt gehört, sind stark vertreten.

Man verlangt in San Francisco freisinnige Geistliche von hoher Bildung, die eine schöne Rednergabe besitzen müssen. Nach dem zu urtheilen, was ich gesehen habe, giebt es wenig Sectengeist, wenigstens habe ich in den Häusern von Methodisten Katholiken gesehen, ebenso umgekehrt, und beide freundschaftlich mit einander umgehen sehen. Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch einen Punkt hervorheben, nämlich die große Freiheit, mit der die Prediger in Privatkreisen wie in der Presse beurtheilt werden. In einem amerikanischen Werke, das eben

vor mir liegt, wird von Sr. Ehrwürden Dr. — gesagt: „Er macht jetzt sein Debut als Pastor bei den Presbyterianern und füllt das Haus." Der einzige Vorwurf, der sich den californischen und allen nordamerikanischen Predigern überhaupt machen läßt, ist der, daß sie in die Religion Politik mischen. In einem Lande, wo die Kirche in gar keiner Verbindung mit dem Staate steht, ist diese Erscheinung eine seltsame.

Man wählte für die „Goldene Stadt" ihren Platz mehr wegen seiner „Wasserfronte" als wegen seiner Vorzüge an sich. San Francisco ist auf Sand gebaut, den man immer vor und in den Augen hat. Es ist einer der staubigsten Plätze der Welt, obgleich sonst eine reinliche und freundliche Stadt. In den Vorstädten sieht man zuweilen eine eingefriedigte, aber herrenlose Baustelle, an deren Planken der Sand bis zu der Spitze hinaufgeweht ist. Die Straßen sind mit Steinen, Holzblöcken und Asphalt gut gepflastert, aber wenn man sie behufs der Ausbesserung aufreißt, so sieht man die richtige Grundlage der Stadt. Die besten Geschäftslagen sind ebene Straßen, aber die Seitengassen und die Vorstädte laufen an den Bergen hinauf, und zwar oft in Winkeln von dreißig Grad, so daß man selbst auf dem hölzernen Pflaster der „Nebengänge" nicht leicht Fuß fassen kann. An manchen Stellen scheinen sich die Häuser nur mit Mühe zu behaupten und sehen aus, als ob ein Sturm oder ein Erdbeben sie herunterschütteln und unten zu einem einzigen großen Haufen machen könnte. Wenn man heutigen Tages die Straßen „abstuft," so geschieht es häufig, daß die älteren Gebäude oben in der Luft auf einem Felsenvorsprunge fünfzig bis hundert Fuß über dem Fahrwege kleben bleiben, und daß ihre Eigenthümer, die früher aus der Hausthür gleich auf die Straße traten, jetzt auf einer Reihe von Stufen zu ihr hinuntersteigen müssen.

Diese körperliche Uebung ist für die Beine der San Franciscaner sehr wohlthätig und entwickelt die Waden der Kinder herrlich. Da die Damen von Fr'isco den Beinen ihrer Pianos und ihrer Eßtische keine musselinenen Beinkleider anziehen, wie ihre zimperlichen Schwestern in den neuenglischen Staaten thun sollen, so kann ich mir diese Anspielung wohl erlauben. Für Mitglieder eines pacifischen Alpenclubs wäre San Francisco als Vorschule besonders geeignet.

Von Erdbeben zu sprechen, ist San Francisco durch schwache Stöße, welche in Mauern Risse gemacht und Schornsteine heruntergeworfen, aber bis jetzt weiter keinen Schaden angerichtet haben, in manchen Schreck versetzt worden. In dem Augenblicke aber, wo diese Blätter zur Presse gehen, unterrichtet mich der Telegraph von einem californischen Erdbeben ernsterer Natur (21. October). Ich hoffe und glaube, daß die Berichte über die in San Francisco vorgekommenen Eigenthumsbeschädigungen sich als übertrieben erweisen werden, und daß die unbestimmten Hindeutungen auf Menschenverluste gar keinen Grund haben. Das letzte schreckliche Erdbeben in Peru lebt gewiß noch in der Erinnerung jedes Lesers. Die Gewalt der unterirdischen Erschütterungen an der Westküste des amerikanischen Continents scheint gegen Norden immer mehr abzunehmen, obgleich mehr oder weniger beängstigende Stöße am ganzen Stillen Meer, im Norden wie im Süden, gewöhnlich sind. Ich habe sie in Californien, auf der Insel Vancouver und im russischen Amerika empfunden.*

* Es ist allgemein bekannt, daß man in Californien, Oregon und im britischen Columbia wie auch auf den Sandwichs-Inseln Erdstöße fast gleichzeitig empfunden hat. Als 1865 eines der schlimmsten Erdbeben eintrat, welche San Francisco jemals erschreckt haben, stürzte einer der beiden Gipfel des Baker-Berges (eines sehr schönen Vulcans im Gebiet Washington, den man im Golf von Georgien fast überall sieht) theilweise ein. Aus diesem

Neulich hat man in San Francisco die Theorie aufgestellt, daß sie einfach das Resultat von Gewitterwolken sind, die über das Land ziehen, doch werden wohl nicht Viele dieser Ansicht beistimmen. *

Ein gutgelegenes Grundstück wird in dieser Stadt sehr theuer bezahlt und die Kosten einer Haushaltung verleiten Tausende von wohlhabenden Leuten, in den Hotels zu leben, welche denen jedes andern Landes gleich stehen. Trotzdem sind die Vorstädte mit Landhäusern und Gebäuden höherer Classe gefüllt und manche derselben werden von schönen Gärten umgeben. So wie die Straßen sich verbessern, werden die ältern Häuser von Brettern und Schindeln auf Rollen und häufig auch auf breiten, weiten und niedrigen Karren mit kleinen Rädern, vor die man fünfzehn bis zwanzig Pferde spannt, an den äußersten Umkreis geschafft. Zuweilen bleibt die Familie gemüthlich sitzen und man sieht aus

---

Berge steigen Rauch und Dampf auf, aber Asche und Lava hat man ihn, so viel ich weiß, noch nie auswerfen sehen. Herr E. T. Coleman in Victoria, ein würdiger Pionier des Londoner Alpenclubs, dessen Mitglied er ursprünglich war, hat die Besteigung des Baker-Berges zweimal versucht und hofft ihn ohne Zweifel noch zu erreichen, obgleich es ihm bis jetzt nicht gelungen ist. Die Schwierigkeiten, auf die er traf — dichte Wälder, Bergströme und Mangel an Führern — sind ein hübsches Beispiel der Hindernisse, mit denen der Reisende in diesen halb entwickelten Ländern überall zu kämpfen hat. Es ist fast ebenso schwer, den Fuß als den Gipfel des Berges zu erreichen.

* Eine der letzten Nummern eines Neu-Yorker Blattes enthält das folgende Telegramm aus Californien: „Am 15. August (1868) kam vor San Pedro im südlichen Californien ein ähnliches Fluthphänomen vor. Eine Reihe von Wogen stürmte gegen die Küste heran und trieb die Fluth dreiundsechzig bis vierundsechzig Fuß über die gewöhnliche Hochwassermarke empor, worauf ein Fallen des Wassers erfolgte, das eben so tief unter den gewöhnlichen niedrigsten Stand hinunter ging. Dieses Steigen und Fallen wiederholte sich Stunden lang regelmäßig jede halbe Stunde und erregte unter den Bewohnern des ganzen Küstenstrichs in der Nähe große Unruhe."

der „Ofenröhre" oder dem Schornstein des reisenden Hauses Rauch aufsteigen. Die Möbeln und der sonstige Hausrath bleiben immer „wo sie waren," und werden mit dem Hause zusammen versetzt. Die Karawane eines Hausirers fällt in England mehr auf als in San Francisco dieses „Häuser versetzen," welches übrigens in allen westlichen und pacifischen Städten gebräuchlich ist. Oft setzt man ein Haus für die Nacht an einer Ecke oder mitten in der Straße ab.

Die „Feuerleute" von San Francisco waren lange eine der interessantesten und achtbarsten Erscheinungen der Stadt und ihre hell angestrichenen, mit Messing oder Silber beschlagenen Dampf- und gewöhnlichen Feuerspritzen und Apparate wetteiferten mit den besten, die man in den andern amerikanischen Städten sehen konnte. Die ersten Häuser waren alle von Holz und noch heute sind die der Vorstädte von demselben Material. Feuer entsetzlicher Art haben die Stadt heimgesucht und sie in ihren jungen Tagen dreimal beinahe zerstört.

Damals waren die „Feuergesellschaften" natürlich Einrichtungen von nicht geringem Werth. In ihrer glänzendsten Zeit umfaßten sie drei Viertel der besten Bürger, lauter Freiwillige. Es gab auch ausgesuchte Gesellschaften, zu denen zu gehören eine Ehre war, und der Oberingenieur zählte zu den ersten Personen. Als San Francisco aber an Größe zunahm, verschlechterten sie sich und das „Rowdy-" oder Strolchelement schlich sich ein. Die Folge war, daß nicht selten Löschvereine, die sich begegneten, an einer Straßenecke oder vor der Brandstätte mit Messern und Revolvern gegen einander kämpften, während das Feuer ungestört weiter brannte. Man mußte eine Aenderung treffen und hat die Sache jetzt regelmäßig organisirt. Man bezahlt jetzt eine Löschanstalt, die sich gut bewährt. Jede Woche und häufig jeden

Tag geschieht es, daß man plötzlich die Sturmglocken hört. Der Stadttheil, wo es brennt, wird durch die Zahl der Schläge angedeutet.

Eines der hervorragendsten Institute Californiens und der gesammten Küste, ja in geringerem Grade sogar der gesammten Vereinigten Staaten ist ohne Frage das berühmte „Wells Fargo's Expreß." Ein schon früher angeführter amerikanischer Schriftsteller* sagt mit Recht: „Ein Billardzimmer, ein Restaurant und ein Wells-Fargo's-Bureau sind die drei ersten Elemente einer Bergmannsstadt an der pacifischen Küste." Jene Expreßanstalt befördert Güter überall hin und verschickt fast alle Schätze an Gold und Silber, macht große Bankgeschäfte und wird vom Publicum bei der Besorgung von Postsendungen mehr benutzt als die öffentliche Post. Diese große Firma oder Körperschaft muß zunächst Freimarken des Staats kaufen und fügt dann zu dem Couvert, das sie dir verkauft, ihre eigenen hinzu. Im Jahre 1864 hat sie 2,500,000 Dreicentmarken** und 125,000 von höherem Werth gekauft. Diese Menge hat sich jetzt ohne Zweifel bedeutend vermehrt. Die Boten der Gesellschaft reiten bewaffnet und scharf um sich sehend durch die fernen unbesiedelten und mehr

* Bowles: „Ueber den Continent."

** Die Dreicentmarken der Union stehen den englischen Pennymarken gleich. Eine solche Marke macht den Brief von einem Ende des Landes zum andern, vom Atlantischen Ocean bis zum Stillen Meer, frei. Wir sind mit Recht auf unsere wohlfeile Post stolz, aber diesen Grad von Wohlfeilheit, dreitausend Meilen für drei Cents, haben wir noch nicht erreicht. Gegenwärtig ist der amerikanische Satz kaum höher als der unsrige, da drei Cents in Papier nicht viel mehr als ein englischer Penny sind. Es findet aber ein großer Mißbrauch statt: blos in den großen atlantischen Städten werden die Briefe ausgetragen, überall sonst holt man sie ab. Jeder Geschäftsmann hat auf der Post sein eigenes Brieffach, in das man die für ihn bestimmten Briefe legt.

oder weniger unsichern Bezirke und sind auf jedem Dampfer dieser Küste anzutreffen.

Aus dieser oberflächlichen Skizze wird sich ergeben haben, daß die Küste des Stillen Meeres hinter der Zeit nicht zurück ist und vielmehr voll Leben, Thatkraft und Cultur ist. Ein älterer Schriftsteller über Californien sagt: „San Francisco besitze eine ungeheure Menge Lebenskraft in einem kleinen Raum zusammengepreßt und man lebe dort in einer Woche mehr als anderswo in einem Jahre." Dies ist noch heute wahr. San Francisco ist ein durch und durch lebendiger Platz, besitzt aber noch bessere Züge. Nirgends findet man eine größere Masse gutmüthiger und edler Menschen auf dieser Küste, die ziemlich alle eine rauhe Schule durchgemacht und dadurch größere Kraft gewonnen haben. Indem ich mich der angenehmen Tage erinnere, die ich unter ihnen verlebt habe, schließe ich dieses Capitel, indem ich aus der Tiefe meines Herzens und in ihrer eigenen Sprache rufe: „Mögen sie lange wogen!"

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Californien als Land für Auswanderer.

Frühere amerikanische Ansichten über das Land. — Californische Dampfer. — Die öffentlichen Ländereien. — Ausdehnung des Landes. — Preise. — Arbeit und Arbeitslöhne. — Der Weinbau. — Temperaturtabelle. — Für welche Classe von Auswanderern Aussicht ist. — Erziehung und Schulwesen. — Schul-Ma'ams. — Baustellen.

Daß es sich in Californien gut wohnen läßt, wird Niemand bezweifeln, der es besucht hat, und doch hat man es lange, sogar in Amerika selbst, mit ungünstigen Augen betrachtet. In der „Alta California," einem der ersten Blätter von San Francisco, wurde über das vorige Jahr gesagt: „Die meisten von denen, welche von 1849 bis 1855 nach dem Osten (d. h. nach den atlantischen Staaten) zurückkehrten, schilderten unsern Staat in der Hauptsache als eine dürre Wüste, die im Winter von Regen überschwemmt, im Sommer und im Herbst von der Sonne ausgedörrt werde und von Natur für die Landwirthschaft gänzlich untauglich sei. In jener früheren Zeit waren solche Ansichten gewöhnlich und auch sehr erklärlich, da man den Staat hinsichtlich seiner Befähigung zum Ackerbau kaum geprüft hatte. Unsere ersten Pfirsichen kamen 1854 auf den Markt und wer damals hätte voraussagen wollen, daß dieser Staat jeden Staat westlich

von den Alleghanies an Früchten und jedes Gebiet des Continents an Trauben übertreffen werde, den hätte man für einen Narren erklärt. Noch vier Jahre später führten wir sehr viel Mehl, Fleisch, Schinken, Butter, Speck und Bohnen aus den Staaten* oder aus Chili ein. Es würde nicht unvortheilhaft gewesen sein, solche Artikel hier zu erzeugen, aber die ungeheure Mehrzahl des Volkes glaubte nicht an die Möglichkeit, daß das Land sie liefern könne. Die Menschen geben alte Vorurtheile und Gewohnheiten schwer auf. Man zeige einem Eskimo den Himmel, gekleidet in das wogende Grün und die Blumengewänder, die Dante's Augen entzückten, als er ihn von den Ufern des Lethe-Stromes aus sah, und er wird ihn wahrscheinlich für ein elendes Land erklären, dem die Zierden der Dunkelheit, der Eisberge und des Walroßspecks fehlen. Daß es vom Mai bis zum November nicht regnet und der Hochgenuß eines alle zwei bis drei Tage eintretenden Gewitters entbehrt werden muß, mißfiel dem Landwirth aus dem Westen, dessen Korn, Hanf und Gemüse ohne solche Beihülfe gar nicht reifen könne.

* Die „Staaten" und der „Osten" sind Ausdrücke, welche im Munde des Californiers einfach die atlantischen Staaten von Amerika bedeuten. Californien ist so gut ein Staat wie jeder andere, aber da viele seiner Bürger aus Neu-York und den neuenglischen Staaten stammen, so sehen sie in diesen ihre alte Heimath und nennen sie stolz die „Staaten." Im Lande leben auch viele von der Westgrenze, die gleich John Brown ihr Leben lang „vorwärts gegangen sind." Vielleicht in Missouri geboren, kauften sie dort Land, bebauten es ein oder zwei Jahre und verkauften es dann. Sie gingen nun zu einer frischern und wildern Oertlichkeit weiter, und wiederholten den Proceß immer wieder, bis sie in Californien den „fernsten Westen" erreichten. Die Cultur hat aber keine Reize für sie und Viele von ihnen haben in San Francisco in einer Woche davon mehr gesehen als in ihrem ganzen frühern Leben. Sie sind dessen überdrüssig geworden und wandern nun wieder über den Continent zurück. Solche Männer verwandeln aber die Wildniß in einen Garten und sind die echten Bahnbrecher der Cultur, obgleich sie vor ihr fliehen, wie der wilde Indianer vor ihnen flieht.

So kam es, daß Californien in den ersten zehn Jahren nach der Entdeckung von Gold mehr Schmähreden als Lobreden anzuhören bekam. Es galt für eine ausgezeichnete Goldgrube und für weiter nichts." Eine solche Ansicht der Dinge konnte natürlich die Besiedlung des Landes nicht empfehlen.

Jetzt hat sich Alles geändert. Als ich im November 1867 Californien verließ, waren von Neu-York aus drei Dampferlinien im Gange: die Boote der Post und der Opposition (über Panama) und die der alten Opposition (über Nicaragua). Außerdem fuhr eine regelmäßige Post über den Continent und Alles erwartete die Vollendung der pacifischen Eisenbahn. Trotz aller dieser Reiseerleichterungen zählt die gesammte Bevölkerung des Gebiets Washington und der Staaten Californien, Oregon und Nevada noch nicht eine Million Seelen. Diese Zahl, der dritte Theil der Bevölkerung Londons, ist über Länder vertheilt, die größer sind als die, welche die ganze deutsche Familie von sechzig Millionen Menschen bewohnt.

Die Kosten* der Reise nach Californien sind ein großes Hinderniß der raschen Bevölkerungszunahme. Die Dampfschiffe zu beiden Seiten der Landenge von Panama gehören zur besten Classe und lassen sich darnach bezahlen. Man hat den Vorschlag gemacht, für Auswanderer und Fracht geringere Schiffe zu verwenden. Geschieht dies und setzt die Gesellschaft der Panamabahn

* Diese wechseln bedeutend. Ich habe Fahrpreise für die erste Cajüte gekannt, die von San Francisco bis Neu-York von fünfundsiebzig Dollar bis auf dreihundert stiegen. In Folge der übergroßen Concurrenz ging der Zwischendeckspreis bis auf fünfundzwanzig Dollar herunter, wobei die Gesellschaft zuletzte. Die Fahrt über die Landenge von Panama ist in jenen Preis immer eingeschlossen. Wenn die pacifische Eisenbahn vollendet ist, dann werden die Dampfschiffspreise wahrscheinlich stark heruntergehen. Diese Boote haben gelegentlich zweitausend und sehr häufig tausend bis tausendfünfhundert Passagiere geführt.

ihre ungeheuren Fahrpreise herunter — für jeden Passagier, gleichviel welcher Classe, fünfundzwanzig Dollars auf einer Strecke von siebenundvierzig Meilen! — dann bekommt Californien die Arbeiter, deren es so sehr bedarf.

Im vorigen Herbst schrieb eine Anzahl von Südländern, die der Politik und der Herrschaft der Neger in Orten, wo sie früher selbst regiert hatten, überdrüssig waren, an den Bürgermeister von San Francisco und baten um Belehrung über das Land. Aus der Antwort, die in den californischen Zeitungen erschien, will ich einige Angaben von allgemeinem Interesse entnehmen. Die erste Frage war die: „Sind die öffentlichen Ländereien ganz vergeben?" Die Einwanderungs-Gesellschaft, an welche die Sache abgegeben war, antwortete darauf wie folgt:

„Nein. Es giebt noch viele Millionen Acker, welche der Union gehören und für einen Dollar Gold der Acker zu haben sind. Blos in der Nachbarschaft der großen Handelsstraßen, der schiffbaren Flüsse, der im Bau begriffenen Eisenbahnen und der Bergwerksbezirke hat der Feldmesser der Regierung seinen Meßtisch bis jetzt aufgestellt. Es giebt noch eine Menge guter Stellen, die kleine Colonien von Einwanderern in Besitz nehmen und Jahre lang bebauen können, ehe der Feldmesser erscheint. Kommt er früher, so läßt sich der Dollar, den die Regierung für den Acker verlangt, aus dem Lande bald wieder gewinnen.

„Im Thale San Joaquin, sechzig Meilen hinter Stockton, einer Stadt mit fünftausend Einwohnern und von San Francisco mit dem Dampfer in einem Tage zu erreichen, kann man vom Regierungsamt in Stockton Land in Menge um einen Dollar für den Acker bekommen. Dieses Thal ist etwa hundert Meilen lang und seine Breite wechselt zwischen zehn und dreißig Meilen. Flüsse, die dem Sacramento zueilen und für flache

Boote schiffbar sind, durchziehen es. Der Boden ist tief und reich und die Marschen nahe am Wasser zeichnen sich durch besondere Fruchtbarkeit aus. In diesem Thale ist für mindestens 100,000 Ansiedler Platz.

„Auch das Sacramento-Thal, namentlich dessen oberer Theil in der Nähe der Quellen, ist für den Einwanderer ein vielversprechendes Feld. Die Grafschaften südlich von San Francisco, z. B. Monterey, das mittelst der Post von San Francisco in zwei Tagen zu erreichen ist, besitzen große Striche des reichsten Landes. Sie gehören Spaniern, welche die Bequemlichkeit lieben, und können unter vortheilhaften Bedingungen gekauft oder gepachtet werden, nämlich gekauft zu einem bis zwei Dollars für den Acker und gepachtet gegen die Abgabe des vierten Theils der jährlichen Ernte. Die meisten Kosten entstehen durch das Einhegen.

„An vielen Stellen besitzen die alten spanischen Ansiedler Grundstücke von dreißig- bis fünfzigtausend Ackern, die nicht eingehegt und nicht getheilt sind, auf denen zahllose Heerden von Schafen und Rindern weiden, sich vermehren und sterben, ohne daß der Eigenthümer, der in roher Behaglichkeit und von der übrigen Welt abgeschlossen dahinlebt, sie pflegt und sich viel um sie bekümmert. Sein Schlaf wird bald durch das geschäftige Treiben von Einwandernden, die seinem fruchtbaren Besitz zu Lande und zu Wasser zuströmen, gestört werden. Weiter nach Süden, gegen Los Angeles hin, kann man von diesen altmodischen Menschen die besten Ländereien um einen Dollar und noch weniger für den Acker kaufen. In dieser Gegend braucht man wenig Bäume zu schlagen, um den Boden frei zu machen.

„Bei der Besiedlung sollten einige Familien ein Dorf bilden, sich in Gesellschaften vereinigen, zusammen aufs Feld

gehen und sich gegenseitig unterstützen. Dieses Genossenschaftssystem muß die Einwanderer glücklich und reich machen."

Die zweite Hauptfrage bezog sich auf die Nachfrage nach Arbeit und die Antwort war so wahr, so von jeder Uebertreibung frei, daß ich sie wörtlich abdrucke:

„Wir sind von dem großen Gedanken erfüllt, zu einer starken Einwanderung aus Europa und aus den südlichen und östlichen Staaten zu ermuntern, aber wir schaudern vor dem Gedanken zurück, Jemand zu täuschen. Wir brauchen kaum zu wiederholen, daß wir auf unsern Feldern und in unsern Bergwerken für Millionen von Menschen Raum und Arbeit haben, aber die große Schwierigkeit ist die, die Leute so lange zu unterstützen, bis sie eine ihren Kräften, Gewohnheiten und Erfahrungen angemessene Existenz finden. Viele Personen, die nach Californien gehen, leben in der Idee, Gold zu suchen, glückliche Funde zu machen und später nach Europa oder den atlantischen Staaten zurückzukehren und sich ihres Reichthums zu freuen. Dieser Traum ist die unsichtbare Klippe gewesen, an der viele in dieses goldene Land Eingewanderte gescheitert sind. In die californischen Bergwerke sollten blos Bergleute gehen.*

„Nach den ersten Golddeckungen und noch mehrere Jahre später strömten Arbeiter aller Art in die Minen und thaten zum Theil sehr wohl daran. In den letzten Jahren sind aber die Chinesen erschienen und haben die „Placer" oder die goldhaltigen Flüsse in Beschlag genommen. Da sie in wohlgeordneten Gesellschaften leben und wenig brauchen, so können sie aus dem oft gewaschenen Sande der ältesten Wäschereien ihren Lebens-

* Viele Bergleute aus Wales und Cornwall sind von den ersten Tagen der californischen Geschichte an ins Land gekommen und werden als praktische Arbeiter sehr geachtet.

unterhalt noch immer herauskratzen. Jetzt wird der californische Bergbau hauptsächlich im Quarz betrieben und sieht dem Bergbau auf Kohlen oder Eisen so ähnlich wie möglich. Man muß die Eingeweide der Erde mehrere hundert Fuß tief durchbohren und die Menschen arbeiten schichtweise, so daß sie sich alle acht Stunden ablösen und die Arbeit Tag und Nacht nicht ruht. Für diese Arbeit bekommt der Bergmann vier Dollars täglich. Kost und Wohnung sind in der Nähe dieser Quarzminen theuer und müssen wöchentlich in der Regel mit acht bis zehn Dollars bezahlt werden. Der Bergmann muß also seine Löhnung von zwei und einem halben Tage für Kost und Wohnung hingeben. Auf unserer Seite der Felsengebirge wird von Chinesen und weißen Aufsehern an der pacifischen Eisenbahn stark gearbeitet. Sie bekommen dafür täglich einen Dollar. Weiße würden dazu noch Kost bekommen, aber sie wollen dafür nicht arbeiten. Ein Dollar täglich ist der niedrigste Satz, zu dem der Tagelohn eines kräftigen Arbeiters in Californien heruntergesunken ist. Gewöhnliche Arbeit wird je nach der erforderlichen Geschicklichkeit mit anderthalb bis zwei Dollars täglich bezahlt. Von der Arbeit guter Handwerker wie Zimmerleute, Maurer, Tüncher, Schmiede, Maschinisten, Gießer, Schneider und Schuster sprechen wir hier nicht. Die Arbeit solcher Leute ergiebt in allen Ortschaften und Städten unserer Küste drei bis fünf Dollars täglich. Was Schreiber, leichte Träger* und solche Leute betrifft, die stets auf ein bequemes Unterkommen und einen gelegentlichen Verdienst warten, so sind diese nicht zu ermuntern. Die Städte wimmeln

* Leichter Träger ist ein Ausdruck, der in Californien häufig gebraucht wird, um Jemand zu bezeichnen, der eine bequeme Arbeit und halben Müßiggang einer männlicherern Beschäftigung vorzieht. Schmeicheln will man mit dieser Bezeichnung nicht.

von ihnen. Diese hülflosen Leute sind das Product eines falschen Erziehungssystems, das den Knaben der Arbeit entwöhnt und den Mann zu einem unnützen beklagenswerthen Bettler gemacht hat.

„Sie wollen nun wahrscheinlich hören, welche Leute sich hier muthmaßlich wohl befinden werden, und wir antworten, Leute aller Art, Männer und Frauen, junge und alte, die zur Arbeit fest entschlossen sind.

„Unser niedrigster Arbeitslohn ist doppelt so groß wie in Neu-York, viermal so groß als in England, Irland und Deutschland. Weizenmehl kostet halb so viel als in Liverpool oder Neu-York; eben jetzt bezahlt man die Tonne von 196 Pfund mit acht Dollars. Thee, Zucker und Kaffee sind etwa ebenso theuer wie in England oder Neu-York. Kleidung und Hausmiethe kosten doppelt so viel als in England und etwa ebenso viel wie in Neu-York. Alle Preise sind in Gold zu verstehen.

„Das Gesammterzeugniß unserer Gold- und Silberbergwerke kann zu fünfzig bis sechzig Millionen Dollars jährlich angenommen werden. Unsere landwirthschaftlichen Erzeugnisse werden sehr bald, wenn es nicht bereits geschehen ist, einen Werth von fünfzig Millionen Dollars jährlich haben. Seit der letzten Ernte hat Californien für neun Millionen Dollars Weizen und Mehl verschifft. Gute Schiffe sind kaum eingelaufen, so werden sie schon zur Ausfuhr von Weizen und Mehl, Wolle und Häuten in Beschlag genommen. Die allgemeine Nachfrage nach Handwerkern aller Art war in dieser Stadt und im ganzen Staate niemals besser. Die Stufenleiter der Arbeitslöhne ist die folgende: Chinesen einen Dollar täglich, gewöhnliche Arbeiter zwei Dollars täglich, geschickte Handwerker drei bis vier Dollars täglich, bei gewissen Gewerken fünf Dollars täglich, Dienstmädchen

fünfzehn bis fünfundzwanzig Dollars monatlich nebst Kost, Ackerknechte dreißig Dollars monatlich nebst Kost.“ *

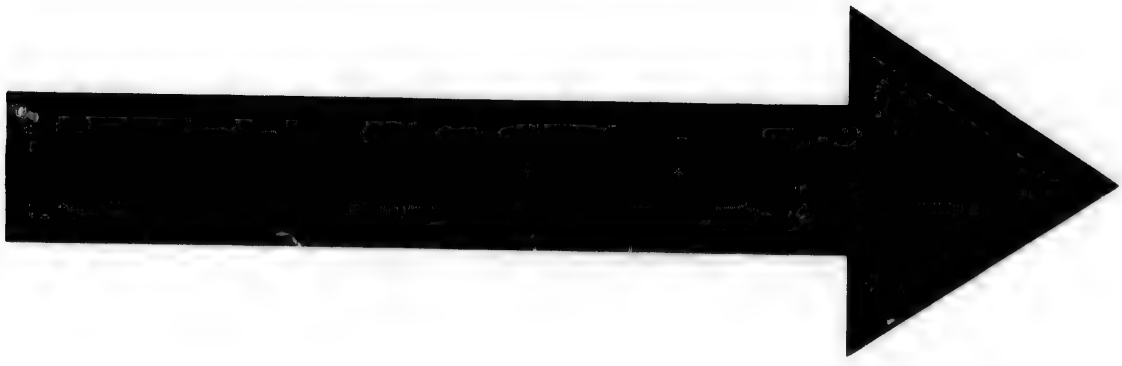
Der Weinbau, der eines der einträglichsten Geschäfte werden wird, unterliegt gegenwärtig bedeutenden Schwierigkeiten, die aus den hohen Preisen der Arbeit, des Materials und namentlich der Fässer entstehen; aber Klima, Boden und Unternehmungslust sind vorhanden und der Erfolg unterliegt keinem Zweifel.

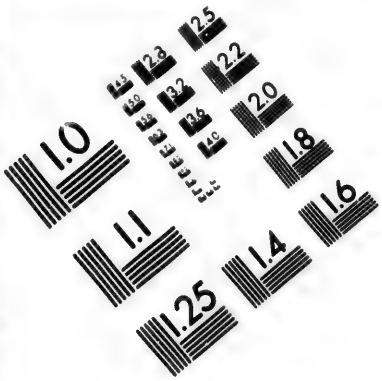
Zwischen den mittleren Temperaturen der Orte des Landes herrschen merkwürdige Verschiedenheiten und davon hängen natürlich auch die Traubenarten ab, denen man in den einzelnen Gegenden den Vorzug giebt. Ich gebe hier eine Tabelle solcher Temperaturen,** die ich einer neuen Nummer der „Alta California“ entnommen und des Vergleichs wegen mit Angaben

* Nähere und zuverlässige Angaben über das Land findet man in Hittel's „Californiens Hülfsquellen“ und in Cronise's „Californiens natürlicher Reichthum.“ Diese Werke, von denen das letzte ganz neu ist, erschienen in San Francisco, können aber von London bezogen werden.

** Temperaturtabelle.

	Bezirke.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.	Durchschnitt.
	Dijon . . .	33	36	48	51	60	66	70	72	62	53	43	35	52
	Bordeaux . .	41	45	51	56	60	66	73	73	67	58	48	43	57
	Marseille . .	43	45	48	56	63	71	75	71	68	58	50	47	58
	Madeira . .	60	60	62	63	64	67	70	72	71	67	64	60	65
Californien.	Los Angeles .	52	55	58	—	—	73	75	75	75	69	59	60	—
	San Diego .	51	53	56	61	62	67	72	73	70	65	56	51	62
	Monterey . .	52	50	51	53	56	57	58	59	59	58	54	50	55
	San Francisco	49	51	52	55	55	56	57	57	58	57	54	51	54
	Humboldt Bai	40	43	47	54	53	58	56	57	57	53	48	45	57
	Fort Yuma .	56	58	60	73	76	87	92	90	86	76	64	55	73
	Fort Miller .	47	53	56	62	68	83	90	83	76	67	55	48	66
	Sacramento .	45	48	51	59	67	71	73	73	66	64	52	45	59
	Graß Valley .	27	37	38	42	49	52	63	58	53	53	43	36	46
	Sonoma . .	45	47	51	53	62	71	66	66	67	66	58	46	58
	Meadow Valley	34	32	41	—	61	66	71	68	57	52	44	32	—





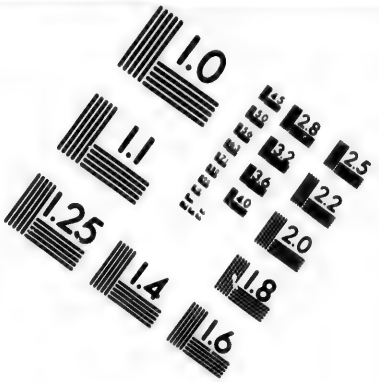
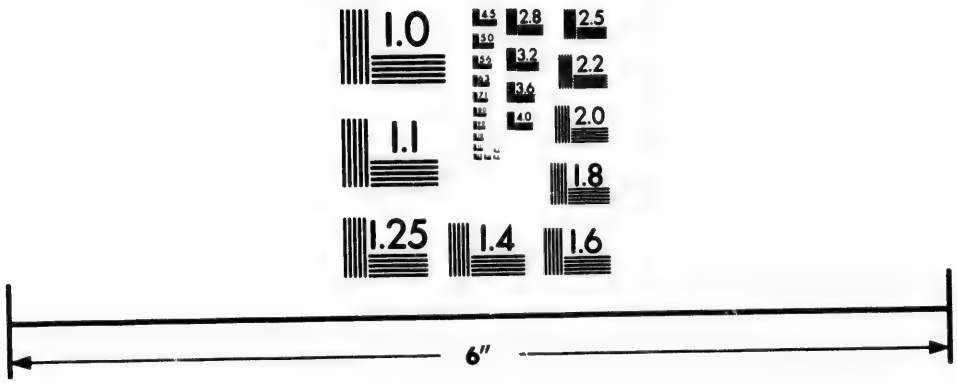
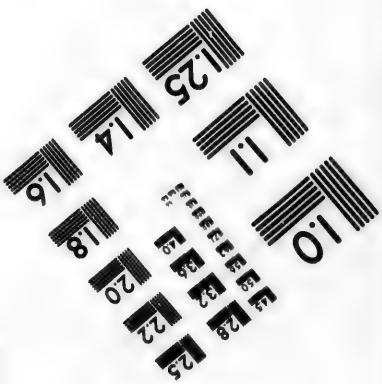


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

europäischer Bezirke vermehrt habe. Die Zahlen geben die mittlere Monatswärme in Fahrenheit'schen Graden mit Hinweglassung der Bruchtheile an.

Diese Tabelle umschließt Plätze, welche die größten Extreme des Staats repräsentiren. Die Beobachtungen über die Temperatur von Sonoma machte mein Freund Major Snyder, der einen der best gepflegten Weinberge im Lande besitzt. Dort und auf einem Weinberge eines zweiten Freundes, Herrn Craig's, wo ich manchen angenehmen Tag verlebte, wie auch auf andern Besitzungen desselben schönen Thales, hatte ich Gelegenheit, die Pflege der Weinrebe unter günstigen Umständen kennen zu lernen. Herr Craig zieht nicht blos vortreffliche Weiß- und Rothweine, sondern macht auch ziemlich den besten Traubenbranntwein im Staate, während Major Snyder's Weine, von denen manche vier bis fünf Jahr alt sind, dem besten Burgunder und Rheinwein sehr nahe stehen.* Wer Californien noch als ein Kind betrachtet — und in der That ist es kaum wenig mehr — der wird sich wundern, wenn er die nach wissenschaftlichen Grundsätzen construirten Weinpressen, Weinlager und Keller von Sonoma und Los Angeles sieht. Die meisten Weinberge Sonoma's liegen im Thal, aber auch die Abhänge werden früher oder später nutzbar gemacht werden. Reben von allen und meistens europäischen Arten werden nach allen Regeln der Kunst gesenkt, an Pfähle gebunden und sorgfältig beschnitten.

Los Angeles (Pueblo de los Angeles), „die Wohnung der Engel," ist auch die Wohnung einer großen Zahl von Winzern, die, wenn auch nicht Engel, doch wenigstens heitere Burschen

* Die Zeit wirkt Wunder. 1841 erklärte Wilkes die Weine des Landes „für elendes Zeug, das schwerlich aus Traubensaft gemacht sein werde."

sind. Es liegt an der südlichen Küste und in einer Grafschaft, welche den meisten Wein liefert. Die Grafschaft Sonoma nimmt die zweite Stelle ein und Santa Clara die dritte. Wie meine Tabelle beweist, ist es in Los Angeles weit wärmer als in Sonoma und die feinsten und empfindlichsten Trauben kommen dort zu vollständiger Reife. Die einheimischen amerikanischen Trauben (Delaware, Clinton, Perkins, King ꝛc., lauter harte Beeren) werden in Californien nicht sehr geschätzt, doch ist der Catawba in einer oder zwei Grafschaften ein großer Liebling. Die Muscateller-, Isabellen- und Missionsrebe sind die gewöhnlichsten Arten und werden in großen Mengen gezogen. Der Stock giebt, wenn er fünf Jahre alt ist, einen reichen Ertrag. Man erzählte mir von einer Isabellenrebe, die in ihrem vierten Jahre tausendfünfhundert Trauben trug, welche vierhundertundzwanzig Pfund wogen.*

Hopfen und Taback werden jetzt in ansehnlichen Mengen gewonnen und mit dem Bau von Baumwolle wie der Zucht von Seidenwürmern hat man Versuche gemacht.

Wie ich bereits gesagt habe, sind Einwanderer in Californien sehr willkommen, und es handelt sich nun um die Frage, welche Bevölkerungsclassen gute Aussichten haben. Vor allen

* Hittell erzählt in seinem Buch „Californiens Hülfsquellen" Folgendes: „1765 ritt Señora Dominguez, eine Mexikanerin, die in der Grafschaft Santa Clara wohnte, von Monterey nach Haus und schnitt sich vor dem Aufbruch einen Rebenschößling ab, um ihn als Peitsche zu gebrauchen. Als sie zwanzig Meilen weit geritten war, sah sie, daß ihre Peitsche Knospen trieb. Sie schonte den Schößling also und pflanzte ihn, als sie ihr Haus erreichte, in den Garten. Die Rebe wuchs und jetzt hat ihr Stamm einen Durchmesser von sechzehn Zoll und die Ranken werden von einem Baum unterstützt, dessen Zweige sich auf einer Seite hundertundvierzehn Fuß und auf der andern achtundsiebzig Fuß ausbreiten. Der Stock liefert jährlich drei bis vier Tonnen Trauben.

Andern ist der Landwirth zu nennen. In England ist die Landwirthschaft kein so schlechtes Geschäft, wie manche Schwarzseher uns einreden wollen, aber für den kleinen Mann kein sehr lohnender Erwerbszweig. Wenn unsere Bauern mit einigem Capital nach Californien kommen, so werden sie bald zu Wohlstand gelangen. Zunächst folgen Diejenigen, welche einen bestimmten Beruf haben, ein Geschäft oder einen Handel betreiben, besonders geschickte Handwerker, die an der ganzen pacifischen Küste und nirgends mehr als in Oregon und Californien eine gesicherte Zukunft haben, und die Arbeiter und Dienstmädchen, die auf einen guten Lohn zu rechnen haben, machen den Beschluß. Junge Leute, die im Müssiggang aufgewachsen sind, Individuen ohne einen bestimmten Beruf oder Erwerbszweig, kleine Schreiber, Ellenreiter und alle Lobredner einer „gentilen" Thätigkeit bleiben am besten wo sie sind. Californien ist für sie kein Land, wenn sie sich nicht vollständig bessern. Schon jetzt ist der Markt mit solchen Menschen überfüllt.

Obgleich Californien während des letzten amerikanischen Bürgerkrieges ein loyaler Staat war, herrscht doch eine sehr liberale Gesinnung und es wird nicht so heftig politisirt wie in den atlantischen Staaten. Der Engländer* findet viele Landsleute und kann das Wagniß der Auswanderung getrost übernehmen. Geht er nach Californien, so bin ich sicher, wegen meiner Empfehlung keine Vorwürfe zu bekommen.

---

* Was den Weinbau und die Kellerwirthschaft betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Auswanderer aus den europäischen Weingegenden, gleichviel ob kleine Besitzer oder Winzer, besonders willkommen sein, in den californischen Weinbergen lohnende Beschäftigungen finden und früher oder später zu eigenem Besitz gelangen werden. Viele intelligente Deutsche, Franzosen und Ungarn sind bereits da, aber die Arbeiter sind hauptsächlich Chinesen. Nach Aufsehern in Weinbergen ist große Nachfrage.

Hinsichtlich der Erziehung, die für jeden mit Familie Auswandernden ein wichtiger Punkt ist, steht Californien hinter dem übrigen Amerika, das auf sein Schulwesen stolz sein kann, durchaus nicht zurück. Von den vielen Privatschulen und Gymnasien zu schweigen, giebt es vortreffliche öffentliche Freischulen, in denen man Kinder wohlhabender Leute und arme Kinder neben einander findet. Die Lincoln-Schule in San Francisco, die tausend Kinder aufnimmt, ist ein Gebäude, welches überall Aufmerksamkeit erregen würde, und die übrigen Schulen der Stadt werden von achttausend Kindern besucht. Den Unterricht besorgt eine Lehrerschaft von hundertundachtzig Herren und Damen. Die meisten stammen aus Boston, dem amerikanischen Mittelpunkt für Cultur, Bildung und Erziehung. Unter den verschiedenen Zügen des amerikanischen Erziehungswesens tritt besonders der hervor, daß es einer großen Anzahl junger Mädchen einen ziemlich einträglichen Beruf verschafft. Die „Schul-Ma'ams," wie man sie gewöhnlich nennt, sind in der Regel amtlich geprüfte und hochgebildete junge Damen, welche in den Städten die jüngeren Kinder unterrichten, auf dem Lande aber zuweilen eine ganze Schule übernehmen und oft bessere Erfolge als das stärkere Geschlecht erzielen. Ich bin gegen Californien nur gerecht, wenn ich sage, daß diese verständigen und gut unterrichteten, gelegentlich freilich etwas „blauen," aber häufig sehr liebenswürdigen Damen hoch geachtet werden. Ich habe keinen Zweifel, daß bei uns dasselbe eintreten würde, wenn wir in England ein ähnliches System hätten.

Ueber Capitalanlagen in San Francisco ist zu bemerken, daß die mittleren Theile der Stadt gegenwärtig einen außerordentlich hohen Werth haben. In den Vorstädten kann sich der Einwandernde immer noch eine Baustelle verschaffen. Wie

in England exiſtiren viele Baugeſellſchaften. Für ein Stück Land von gewöhnlichem Umfange giebt man in den äußern Stadttheilen, wenn man es als Bauſtelle kauft, gewöhnlich zwei- bis dreihundert Dollars.*

Die Seeſeite von San Francisco, die ſich in einer Länge von neun Meilen ausdehnt, iſt natürlich ſehr werthvoll und wird es noch unendlich mehr werden. Die San Franciscaner, welche glauben, daß ihre Stadt als der beſte Hafen der Küſte und der natürliche Mittelpunkt des Handels und der Gewerbe gegen Neu-York in die Schranke treten könne, möchten dieſe Seeſeite noch viel länger haben. So ſchlecht die Lage in manchen Beziehungen ſein mag, giebt es an der Bai keine beſſere. Das Wachsthum der Stadt muß in der bisherigen Richtung weiter gehen, und wer ſich an den jetzigen Endpunkten ankaufen und zehn bis fünfzehn Jahre warten kann, der wird ſich reich belohnt ſehen.

In der erſten Zeit kaufte ein Matroſe in einer der beſten Lagen von San Francisco eine Bauſtelle, ging wieder Jahre lang auf See und war, als er zurückkehrte, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen ein reicher Mann. Der Sandhaufen, den er in trunkener Laune kaufte und für den er am nächſten Morgen ſein Geld weggeworfen zu haben glaubte, liegt jetzt im Herzen der Stadt und trägt ſchöne Häuſer und eine öffentliche „Plaza“ mit Gebüſchen u. ſ. w.

---

* Kein achtbarer Mann wird es ſchwer finden, ſich durch jene Geſellſchaften ein Haus zu verſchaffen, das er in monatlichen Raten bezahlt, welche die gewöhnlichen Miethpreiſe wenig überſchreiten. Die allgemeinen Ausgaben ſind in San Francisco ziemlich hoch und man zahlt für ein gewöhnliches Haus oder eine Villa in den Vorſtädten durchſchnittlich doppelt ſo viel als in den äußeren Bezirken Londons.

In Neu-York hat sich der Werth des Grundeigenthums innerhalb der letzten dreißig Jahre verdoppelt und nochmals verdoppelt, und in San Francisco wird trotz aller Ungläubigen, die selbst in Californien krächzen, derselbe Fall eintreten.

Wer in solchen Dingen ängstlich und zweifelsüchtig ist, der wird sich bekehren, wenn er die folgende Anekdote über Neu-York liest, die ich neulich in einer amerikanischen Zeitung gelesen habe.

„Eine Baustelle am Broadway, in bester Lage der Stadt, war für hunderttausend Dollars verkauft worden. Mehrere kluge und wohlhabende Bürger besprachen die Sache und wußten natürlich, daß der Kaufpreis den Werth weit übersteige und der Käufer sein Geld niemals wiedersehen werde. Ein ältlicher Herr, der in der Nähe saß, wartete, bis Alle ihre Meinung ausgesprochen hatten, und sagte dann ruhig: „Ich habe diese Baustelle noch als Feld gekannt. Als sie zum ersten Male verkauft wurde, kostete sie dreihundert Dollars. Als die Stadt wuchs, ging die Baustelle oft von Hand zu Hand und wurde mit zweitausend, zehntausend, dreißigtausend, sechzigtausend und nun mit hunderttausend Dollars bezahlt. Jedesmal wurde der Käufer ein Narr gescholten."

Ich hoffe, diese Zeilen werden bewiesen haben, daß Californien und die Küste des Stillen Meeres im Allgemeinen dem Mann der Wissenschaft, dem Künstler und dem Reisenden, wie dem Capitalisten, dem Landwirth und dem Auswanderer ein weites und neues Feld darbieten. Wenn San Francisco nach der Vollendung der pacifischen Bahn von London in sechzehn Tagen und von Neu-York in einer Woche zu erreichen ist, dann

läßt sich wohl mit Grund erwarten, daß jene Küste so bekannt werden wird, als sie verdient.*

* Der Verfasser spricht in seiner letzten Anmerkung von den raschen Fortschritten, welche die Bahn mache. Bekanntlich ist sie inzwischen vollendet worden und auch den Indianern, welche Eisenbahnzüge zum Entgleisen zu bringen und die Reisenden zu ermorden pflegten, setzt man so stark zu, daß die Bahn in Kurzem eine ungeheure Wirkung auf den Welthandel und auf den pacifischen Abhang des Unionsgebiets üben wird.

Anhang.

Anhang.

1. Die projectirte Ueberlandstraße von Meer zu Meer durch britisches Gebiet.

Waddington's Plan einer Eisenbahn- und Dampfschiffverbindung zwischen Canada und Columbia, der der Königlichen Geographischen Gesellschaft vorgelegt worden ist, hat in der Presse Beachtung gefunden. Ohne in Einzelnheiten einzugehen, bemerke ich blos, daß Herr Waddington von den 3490 Meilen, die man von Montreal bis zur Spitze der Bute-Bucht in Columbia rechnet, 2400 Meilen zu Wasser zurücklegen lassen will, indem er der Kette der großen canadischen Seen, dann 1249 Meilen weit dem Saskatchewan und drüben noch 260 bis 280 Meilen weit dem Fraser folgt. Durch diese Straße wird die Ansiedlung am Red River, die jetzt isolirt ist, mit der Cultur und der Außenwelt in Verbindung gebracht.

Man hat den Plan als voreilig bezeichnet und nach unserm Maßstab gemessen ist er das auch. Bei uns setzt der Bau einer Eisenbahn eine Kette von Städten und Dörfern voraus. In Amerika ist das oft anders und die Eisenbahn der Vorläufer der Bevölkerung gewesen. Hier schafft der Verkehr die Eisen-

bahn, dort schafft häufig die Eisenbahn den Verkehr. Die Illinois-Centralbahn und manche andere Bahnen der Union liefern Beispiele. Der Staat, durch den die Bahn läuft, bewilligt der Eisenbahngesellschaft große Landstriche, die in Zwischenräumen zu beiden Seiten der Schienen laufen, und durch den Verkauf dieses Landes, dessen Werth durch die Eisenbahn wesentlich erhöht wird, verschafft man sich die ersten Dividenden. Land, das früher blos einen Nennwerth hatte und zu einem Dollar für den Acker zu haben war, steigt plötzlich auf zehn bis zwanzig Dollars für den Acker und noch höher. Man wählt zur Anlage von Städten passende Stellen aus und längs der ganzen Linie entsteht rasch eine Bevölkerung. Man baut solche Bahnen oft sehr leichtsinnig, indem man eine einfache Doppelreihe von Schienen für Alles hält, was man braucht, und sich mit der Errichtung von schönen oder auch nur bequemen Stationen und Endpunkten keine Kosten macht. Nimmt der Bezirk einen Aufschwung, so folgt die Eisenbahn in ihrem eigenen Interesse nach.

Zieht man in Betracht, daß die projectirte Linie Canada mit Columbia und dem nördlichen Stillen Meer verbinden und durch die rasch aufstrebenden Bezirke am Red River und Saskatchewan laufen würde, so sieht man, daß der Plan unter allen Umständen viel für sich hat und sich auf den ersten Blick mehr empfiehlt als manche ähnliche Linie in den Vereinigten Staaten.

In der Discussion der Geographischen Gesellschaft, welche dem Vorlesen von Waddington's Plane folgte, wies Dr. Rae auf die Untiefen des Saskatchewans hin. Es würde mir schlecht anstehen, die Angaben eines Mannes zu bekritteln, der vom nördlichsten Amerika so viel wie irgend ein Anderer und wahrscheinlich noch weit mehr gesehen hat. Auf diesen Punkt wird aber Niemand großes Gewicht legen, der mit den amerikanischen

Flußdampfern bekannt ist. Ich habe Dampfer mit flachem Boden und mit den Rädern hinten gesehen, die nicht tiefer als einen Fuß bis fünfzehn Zoll gingen. Am oberen Mississippi, am Columbia und Fraser sind solche Dampfer gewöhnlich. Ich erinnere mich, in Columbia durch eine „Plätze," wie man dort sagt, gefahren zu sein, wo man die Passagiere mehrmals bat, alle auf eine Seite zu gehen, damit das Schiff sich durch die seichtesten Stellen durchwinde, und wo ein Theil der Mannschaften und Reisenden ins Wasser stieg, um zu schieben, wie wir es mit unseren Flößen auf der Insel Vancouver machten. In Californien giebt es kleine Gewässer, wo Aehnliches vorkommt und wo man in einiger Entfernung vom Ufer glaubt, daß das Schiff über Land fahre.

In einem Aufsatze, der der Geographischen Gesellschaft am 25. Nov. 1867 vorgelesen wurde, bemerkte Herr John Collinson beiläufig, daß er Dampfer kenne, die bei voller Ladung nicht tiefer als zehn Zoll gingen.

Was die Stromschnellen betrifft, die auf den Flüssen des nördlichen Amerika das schlimmste aller Hindernisse sind, so kann ich die Versicherung geben, daß alle oder doch ziemlich alle mit nicht zu großer Mühe schiffbar gemacht werden können. Sie verdanken ihre Existenz natürlich untergesunkenen Felsen oder Sandbänken oder Haufen von Treibholz. Mit einigen hundert Pfund Pulver hat man häufig eine tosende und gefährliche Stromschnelle zu einem verhältnißmäßig ruhigen Theile des Flusses gemacht. Aber auch in dieser Beziehung wissen sich die Amerikaner zu helfen und bauen Dampfer mit tüchtiger Pferdekraft, die über Stromschnellen gehen, welche man für unfahrbar halten sollte. Vor nicht langer Zeit erklärte man es wegen der Stromschnellen oder der Emory-Barre für unmöglich, auf dem

Fraser bis zum Fort Yale zu fahren und in Folge dessen war Fort Hope lange Zeit der Endpunkt der Schifffahrt. Diese Stromschnelle wird jetzt jede Woche vielmals aufwärts und abwärts befahren. Bei niedrigem Wasserstande beseitigte man mehrere Felsen und baute für diese Strecke Boote mit flachem Boden und großer Dampfkraft. Ich habe diesen Theil des Frasers gleich den meisten Besuchern Columbia's befahren und gesehen, daß der Dampfer eine ganze halbe Stunde lang seine schwere Arbeit hatte, von einer Seite des Flusses zur andern fuhr, in allen seinen Balken bebte und seine Dampfkraft aufs Aeußerste anstrengte. Die Kunst siegte über die Natur, und schwebten wir vielleicht auch in Gefahr, aufzufliegen, so kamen wir doch glücklich über die Stelle weg. Die Aufregung allein war das halbe Fahrgeld werth.

Herrn Waddington gebührt das Verdienst, auf eine verhältnißmäßig leicht herzustellende Straße durch den Continent aufmerksam gemacht zu haben, und wenn auch die pacifische Bahn vollendet sein wird, während man seinen Plan noch überlegt, so dürfen wir doch an der Meinung festhalten, daß eine einzige Eisenbahn von Meer zu Meer für dieses ungeheure Gebiet nicht hinreichen wird. Die meisten von uns werden wahrscheinlich noch erleben, daß in der Union mehr als eine solche Linie entsteht, und daß Canada, mit England als Rückhalt, sich aufrafft und in derselben Richtung vorwärts geht.

2. Der Plan des westlichen Telegraphen.

Zu Zeiten hat man große Zweifel an der Ausführbarkeit dieses Planes ausgesprochen und für den Augenblick ist er durch den Erfolg des atlantischen Cabels vollständig beseitigt worden. Der Zweck war hier wie da derselbe, die Verbindung der alten Welt mit der neuen. Die vorgeschlagene Linie sollte die in Columbia bereits gebaute Strecke in sich aufnehmen, nordwärts durch das russische Amerika, von dort über die Behrings-Straße und dann südwärts durch das östliche Sibirien laufen, um einen Punkt zu erreichen, wo ein Anschluß an die bis zum Amur fertigen russischen Linien stattfinden könne. Da Neu-York mit San Francisco und San Francisco mit Columbia in regelmäßiger Verbindung war, so wäre der Telegraph damit fertig gewesen.

Ich will hier mehrere der Einwürfe anführen, die man zu verschiedenen Zeiten gemacht hat, von denen aber viele durch die Resultate unserer Forschungen vollständig widerlegt sind.

1. Die Schwierigkeit, eine Linie in Stand zu erhalten, die durch ein mehr oder weniger arktisches, dünn bevölkertes und unfruchtbares Land läuft.

In den Vereinigten Staaten laufen bereits mehrere der wichtigsten und einträglichsten Linien durch ziemlich werthlose und dünn bevölkerte Gegenden. Außerdem haben die Russen

eine große Linie, auf der sie zwischen Petersburg und Irkutsk telegraphiren, und unsere projectirte Linie läuft schwerlich durch wildere und unfruchtbarere Gegenden als die oben erwähnten. An vielen Stellen folgte sie in größerer oder geringerer Entfernung dem Laufe mächtiger Ströme. Darum untersuchten wir den Fraser, Jukon und Anadyr. Solche Flüsse gestatten ein rasches Fortkommen, im Sommer mit Canoes und im Winter mit Schlitten. Längs der Linie sollten in mäßigen Zwischenräumen Stationen errichtet werden, und von Zerstörungen durch Indianer und andere Eingeborene war im nördlichen Alaska und im östlichen Sibirien unendlich weniger zu fürchten, als auf den in der Union bestehenden Linien. Endlich hat sich bei Linien, die durch Alpengegenden führen, namentlich bei denen der Sierra Nevada in Californien und Nevada gezeigt, daß die Stangen, wenn sie einmal fest aufgestellt sind, in besserem Zustande bleiben als bei Linien, die durch Länder mit wärmerem Klima laufen.

2. Gegen das Führen des Kabels über die Behrings-Straße wurde bemerkt, daß es unbedingt von Eisbergen getroffen und zerschmettert werden würde. Die Antwort darauf ist leicht, da man eigentliche Eisberge sowohl in der Behrings-Straße wie im Behrings-Meer niemals gesehen hat. Die dortigen starken Strömungen gehen alle ins Arktische Meer und keine kommt aus demselben heraus. Natürlich ist im Frühsommer schwimmendes Eis mit dicken Blöcken massenhaft vorhanden und aus diesem Grunde wählte Oberst Bulkley nach sorgfältiger Prüfung zu den „Landungsstellen" die tiefsten und geschütztesten Häfen, die er entdecken konnte. Auf der amerikanischen Seite wurde Port Clarence gewählt. Dieser Hafen hat einen guten Eingang, zehn Faden Wasser und einen Schlammgrund. Auf der asiatischen Seite wurde wegen ähnlicher Vorzüge der Pentigu-Golf oder

die Aboleschew-Bai in der Seniawin-Straße gewählt. St. Lawrence und die Mechigme-Bai wurden für zu gefährlich erklärt.

Früher schon habe ich von den zahlreichen Sondirungen gesprochen, welche von Mitgliedern unserer Expedition im Behrings-Meer ausgeführt worden sind. Die mäßige Tiefe des ganzen Meeres und sein weicher Boden sind dem Legen eines Kabels günstig.

* * *

Die Zeitungen von Victoria haben neulich gemeldet, daß die fertige Telegraphenlinie von Neu-Westminster zu der Stadt an der Mündung des Quesnelle-Flusses (die erste Abtheilung unseres Telegraphen) nach Cariboo fortgeführt werden soll. Diese unzugänglichen Bergwerke, die noch vor wenigen Jahren von der Cultur so weit abzuliegen schienen, als wenn sie sich in Spitzbergen befänden, werden dann mit San Francisco, Neu-York und Europa in Verbindung treten.

Der wirkliche Nachtheil, der unserm Unternehmen besonders in Columbia und im größten Theile von Alaska entgegentrat, war die Existenz dicht bewaldeter Gegenden, wo sich befürchten ließ, daß die Bäume bei Winterstürmen oder im abgestorbenen Zustande auf die Linie fallen würden. Um dies zu vermeiden, mußte man die kostspielige Arbeit unternehmen, auf beiden Seiten der Linie einen breiten Strich waldfrei zu machen. In dieser Beziehung war der schlimmste Theil der ganzen Strecke die bereits [illegible] gebaute erste Abtheilung bis zur Mündung des Quesnelle, und da diese bisher in gutem Zustande hat erhalten werden können, so hat der Einwurf wenig zu bedeuten.

Es ist der Vorschlag gemacht worden, diese Linie bis Sitka fortzusetzen.

3. Bemerkungen über Sitka.

Lisiansky, Kotzebue und Sir George Simpson sind die einzigen Schriftsteller, welche uns über Sitka belehrt haben. Herr Robert Brown aus Edinburg hat mich benachrichtigt, daß die Flora Sitka's von Bongard in den Denkschriften der Petersburger Akademie und auch in einem besonderen Werke beschrieben worden ist, doch ist das Land im Uebrigen von Reisenden noch nicht überlaufen worden.

Bis zum letzten Jahre (1867) war Sitka ein unzugänglicher Ort und stand mit keinem Punkte in regelmäßiger Verbindung. Jetzt hat sich dies Alles geändert, denn einmal oder zweimal monatlich fahren zwischen San Francisco und Sitka Dampfer, welche auf der Insel Vancouver vorsprechen. Im Sommer kann die Fahrt leicht eine angenehme sein, aber im Herbst wird man zuweilen das Gegentheil erfahren. Die Entfernung von San Francisco beträgt annähernd fünfzehnhundert Meilen.

Sitka, das auf einer Insel erbaut ist, besitzt keine ins Inland führende Straßen, und der Reisende muß es daher wie wir in Vancouver machen, d. h. ein Canoe zu Ausflügen in die nächste Nachbarschaft miethen, oder seine eigene Yacht oder ein anderes Fahrzeug benutzen. Zu Zeiten wird er unregel-

mäßige Gelegenheiten nach der Nordküste, den Aleuten u. s. w. finden. Diese Punkte besucht man übrigens am besten von San Francisco und Honolulu aus. Dort findet man in den ersten Frühlingstagen unfehlbar Walfischfänger und Kauffahrer, die nach dem Norden gehen.

4. Port Clarence im nördlichen Alaska.

Port Clarence und der Grantley-Hafen (ein Binnenbecken) wurden 1827 von Capitän Beechey entdeckt und benannt. Die Spencer-Spitze, der Endpunkt einer ausgedehnten Landzunge, welche den Hafen schützt, ist von ihm bestimmt worden und liegt nach seiner Angabe unter 65 Grad 16 Minuten 40 Secunden nördlicher Breite und 166 Grad 47 Minuten 50 Secunden westlicher Länge. Während der Aufsuchung Sir John Franklin's wurde Port Clarence häufig besucht. Der Plover (Capitän Moore) überwinterte hier von 1851 zu 1852 und die Rattlesnake (Capitän Trollope) von 1853 bis 1854.

Während des Winters von 1866 zu 1867 und im folgenden Sommer verweilte einer unserer Telegraphenbeamten, Capitän Libby, mit etwa 40 Mann an diesem unzugänglichen Orte. Im Grantley-Hafen baute er mit seinen Leuten Theile der Telegraphenlinie und legte eine gute Station und andere Häuser an, die man dort gelassen hat. Wie bereits bemerkt, war dies die amerikanische „Landungsstelle" für das Cabel der Behrings-Straße, und auch das habe ich schon gesagt, daß hier die Eingeborenen vom Kotzebue- und Norton-Sunde zusammentreffen und mit den Tschuktschen von der sibirischen Küste Handel treiben. Um Waaren zu verkaufen besuchen alljährlich viele Walfischfänger

diesen Hafen, und vielleicht hören wir bald, daß Weiße sich hier dauernd angesiedelt haben. Die früheren arktischen Forscher und unsere Leute haben die Erfahrung gemacht, daß sich hier gut überwintern läßt. Einige der letzteren, denen die Lebensmittel zu fehlen anfingen, lebten monatelang in einem Indianerdorfe des Prinz-von-Wales-Caps. Nahrungsmittel im Lande selbst zu finden war eine sehr unsichere Sache. Von 1866 zu 1867 verhungerten die Eingeborenen dieser Gegend fast und waren einmal genöthigt, ihre alten Stiefeln und Stücke von Fellen zu kochen, um sich am Leben zu erhalten. „Dennoch," sagt ein Mitglied unserer Expedition über diese Zeit, „blieben Libby's Leute, obgleich sie wochenlang kein Brot oder Mehl hatten, vom Scorbut gänzlich frei. Die allgemeine Meinung, daß der Scorbut durch Mangel an Mehl entstehe, scheint also nicht richtig zu sein. In der Station (Fort St. Michael), wo man viel Mehl hatte und nach Gefallen benutzte, trat der Scorbut stark auf, während in Port Clarence, wo man wochenlang blos von Walrossen und Seehunden lebte, keine Spur von Scorbut bemerkt wurde."

Furchtbare Schneestürme, sogenannte Purgas, fegten im Winter zu Zeiten über die öde Landschaft dahin, aber trotzdem ließen sich unsere Leute bei ihren Arbeiten, die sich am Ende als unnütz erwiesen, nicht stören. Oft lagerten sie bei einer Temperatur, die unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers war, im Freien. In der Station vertrieben sie sich die langen Winterabende unter Anderm damit, daß sie eine Zeitung, „Der Eskimo," herausgaben, die später in San Francisco zum Andenken an die Expedition gedruckt wurde.

5. Bemerkungen über die Geologie des Jukon.

Mein Reisegefährte am Jukon, Herr Dall, hat in Silliman's Amerikanischer Zeitschrift (Januar 1868) einige Angaben über die Geologie jenes Gebietes gemacht, aus denen ich hier einige Auszüge mittheilen werde.

Von den Gebirgsschluchten der „Wälle" sagt er: „Sie bestehen ganz aus azoischem Gestein, unter dem ein silbergrüner Fels von talkartigem Ansehen, aber sehr hart, vorherrscht. Quarz in Streifen, Schiefer und Quarzite sind häufig und selten tritt neben ihnen ein Stein auf, der wie Granit aussieht, aber viel Feldspat und keinen Glimmer enthält. Die Schiefer haben gewöhnlich eine Neigung nach Nordwesten.

„Echter Granit tritt blos einmal auf, in der Nähe des Endpunktes der Wälle, wo er in einem Riff über den Fluß läuft und eine Stromschnelle bildet, die übrigens nicht gefährlich ist. Fünfzig Meilen unterhalb derselben enden die Wälle und der Tanana mündet ein. Von diesem Punkte bis zur Mündung ist der Fluß gewöhnlich breit, das rechte Ufer hoch und das linke niedrig, aber gelegentlich zeigen sich in der Ferne Berge, oder am Flusse eine Klippe. Vom Ende der Wälle bis zum Co-Jukuk (250 Meilen) sieht man auf dem rechten Ufer der Reihe nach Conglomerate, Quarzite, Klippen von gelbem Kies, blaue

talkartige Schiefer-Conglomerate, harte blaue Schiefer und quarzartiges Gestein, blaue Sandsteine und einen mattgrünen plutonischen Stein mit leicht gesprenkelten Stellen. Granit ist sehr selten und Glimmer ebenso. Am Ufer habe ich schöne Stücke Obsidian und genau oberhalb der Wälle Niagara-Kalksteine mit ihren charakteristischen Versteinerungen gefunden. Von der Flußbiegung an finden wir die folgenden Schichten: blauen Sandstein ohne Versteinerung, braunen Sandstein in Lagern von mindestens fünfhundert Fuß Dicke, in einigen Schichten mit Pflanzenresten und selten mit Abdrücken von Mollusken. Dreißig Meilen unterhalb der Biegung liegt eine dünne gewundene Kohlenschicht zwischen zwei schmalen Schieferlagern, welche sehr dürftige Pflanzenreste enthalten, und unter diesem tritt brauner Sandstein auf, blauen Sandstein bedeckend, der seinerseits auf blauem Schiefer liegt. Der Kohlenstreifen ist sehr kurz, zeigt sich an der äußersten Spitze einer Klippe und liegt größtentheils offen da. Die versteinerten Pflanzen sehen wie Schwämme aus. Die Kohlen sind gut und bituminös, backen nicht zusammen und lassen graue Asche zurück. Die Schicht ist sechzehn Fuß breit.

„Die Sandsteine laufen fünfundvierzig Meilen am Flusse fort, gewöhnlich mit einer Neigung gegen Nordwesten und stets in leichten Wellenlinien, zuweilen meilenweit ohne Unterbrechung und oft plötzlich aufhörend. Unterhalb bestehen die Felsen dreihundert Meilen weit aus Schiefern und Eruptivgestein von Nelkenfarbe und enthalten zuweilen spath-artige Mineralien. Bei der russischen Mission geht die Formation aus hartem blauen Schiefer in vulcanisches Gestein über, das von mandelförmigen und leeren Höhlungen voll ist, doch sind gewisse Theile des Felsens ganz massiv. Er ist schwarz und enthält kleine Krystalle (von Olivin?). (Auf der Stuarts-Insel im Norton-Sunde hat

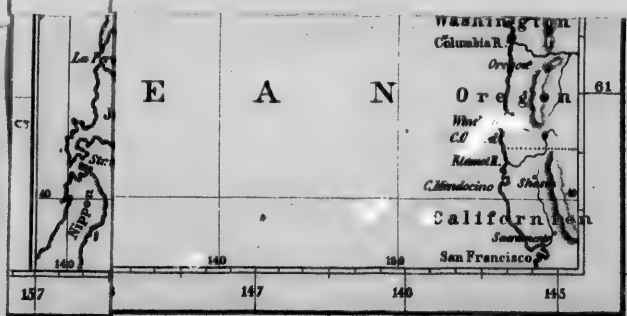
er eine echte Säulenform und bildet am Strande fünfseitige Säulen.) Von hier bis zum Meer sind die Felsbänke meistens niedrig und wo sie an den Fluß herantreten, bestehen sie unabänderlich aus blauem, hartem schiefrigen Sandstein, oder aus sandsteinartigem Schiefer, denn der Fels geht unmerklich von dem einen in den andern über. Diese Formation reicht bis zu St. Michael, in dessen Nähe der vorerwähnte vulcanische Stein an ihre Stelle tritt und etwa dreißig Meilen an der Küste des Norton-Sundes hinausläuft, wo er von hartem Schiefer und Sandstein ersetzt wird, dem ich dreißig Meilen weiter bis zum Unalachleet-Flusse gefolgt bin. Hier geht man im Winter zum Jukon hinüber und hat eine Tragstelle von zweihundert Meilen.

„Das ganze Land ist mit Ueberresten von Thieren der Pliocen-Periode (Elephas, Ovibos moschatus) bedeckt. In der Nähe von Fort Jukon befinden sich Mergellager, bestehend aus Süßwasser-Muscheln, die noch in der Nachbarschaft leben. Der Kotto-Fluß, der oberhalb Fort Jukons in den Jukon fällt, wird von den Eingeborenen wegen der ungeheueren Zahl von versteinerten Knochen, die dort existiren, mit abergläubischer Furcht betrachtet. In ähnlichem Rufe steht der Inglutalic, der sich in den Norton-Sund ergießt.

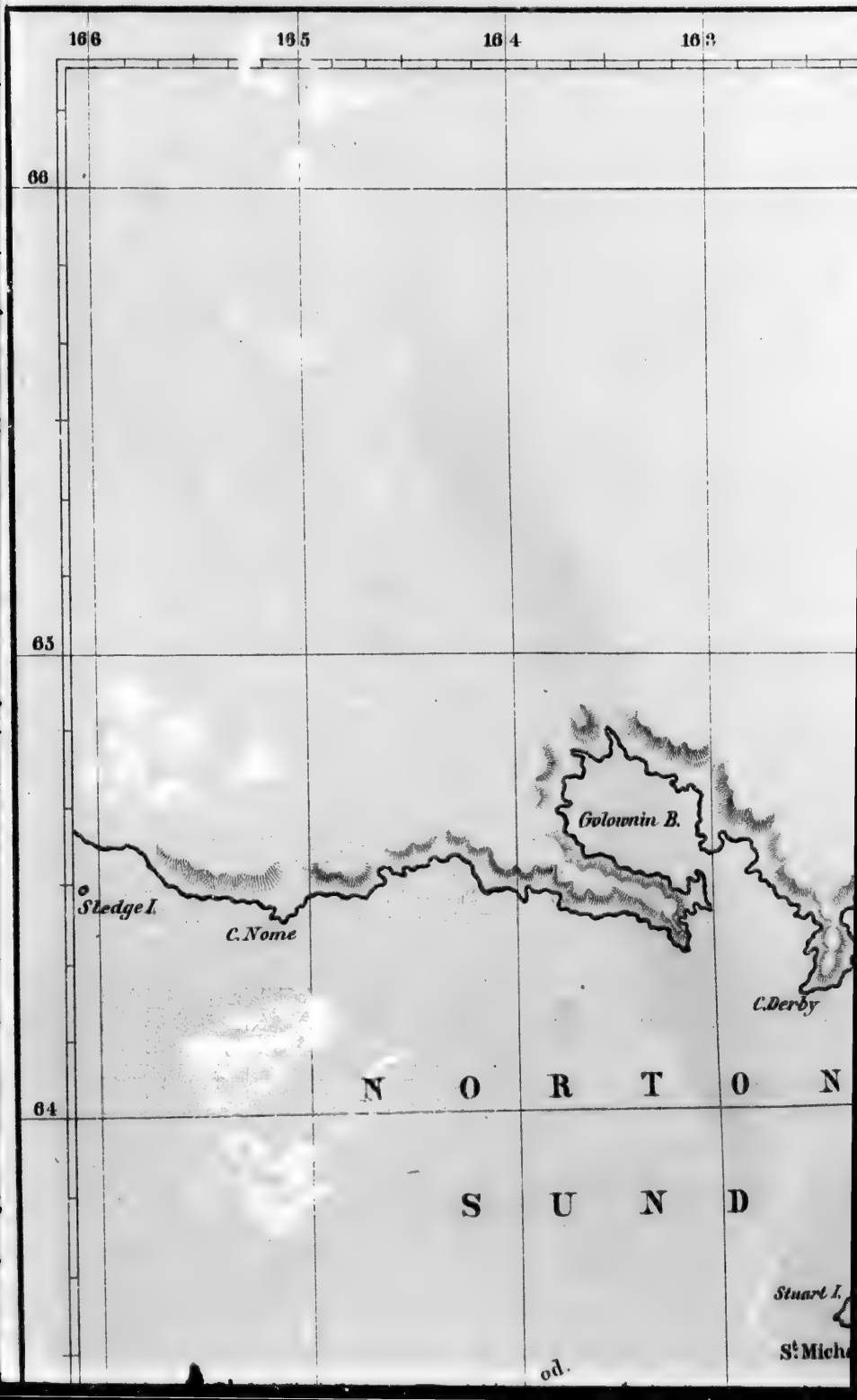
„Sorgfältig untersuchte ich das Land, welches ich bereiste, nach Hindeutungen auf Gletscher, fand aber keine Wirkungen, die sich solchen Einflüssen zuschreiben ließen.

„Nach dem, was ich auf der Westküste gesehen habe, muß ich meine Meinung, für die ich freilich keine Beweise habe, dahin aussprechen, daß das Gletscherfeld dieser Gebiete niemals westlich über die Felsengebirge hinaus gegangen sein kann, wenn auch einzelne kleine Gletscher zwischen den Ausläufern des G:-

birges, die an die Küste herantreten, existirt haben und noch existiren. Findlinge, wie sie in Neu-England gewöhnlich sind, Abschleifungen und andere Zeichen der Thätigkeit von Eis habe ich gleich allen anderen Mitgliedern unserer Gesellschaft nirgends bemerkt, so aufmerksam ich mich danach umgesehen habe."

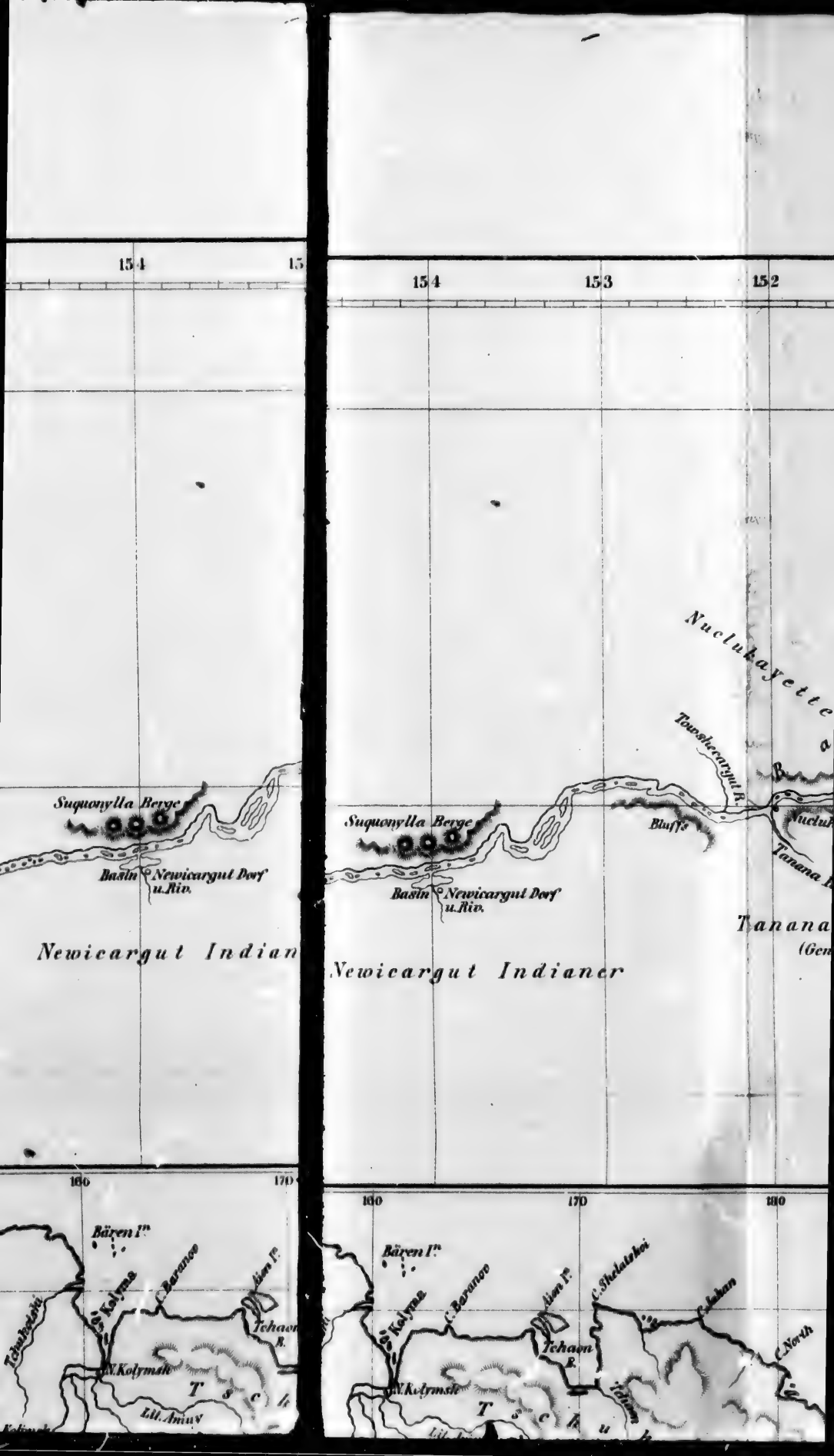


Lith Anst. v. J. O. Bach, Leipzig.

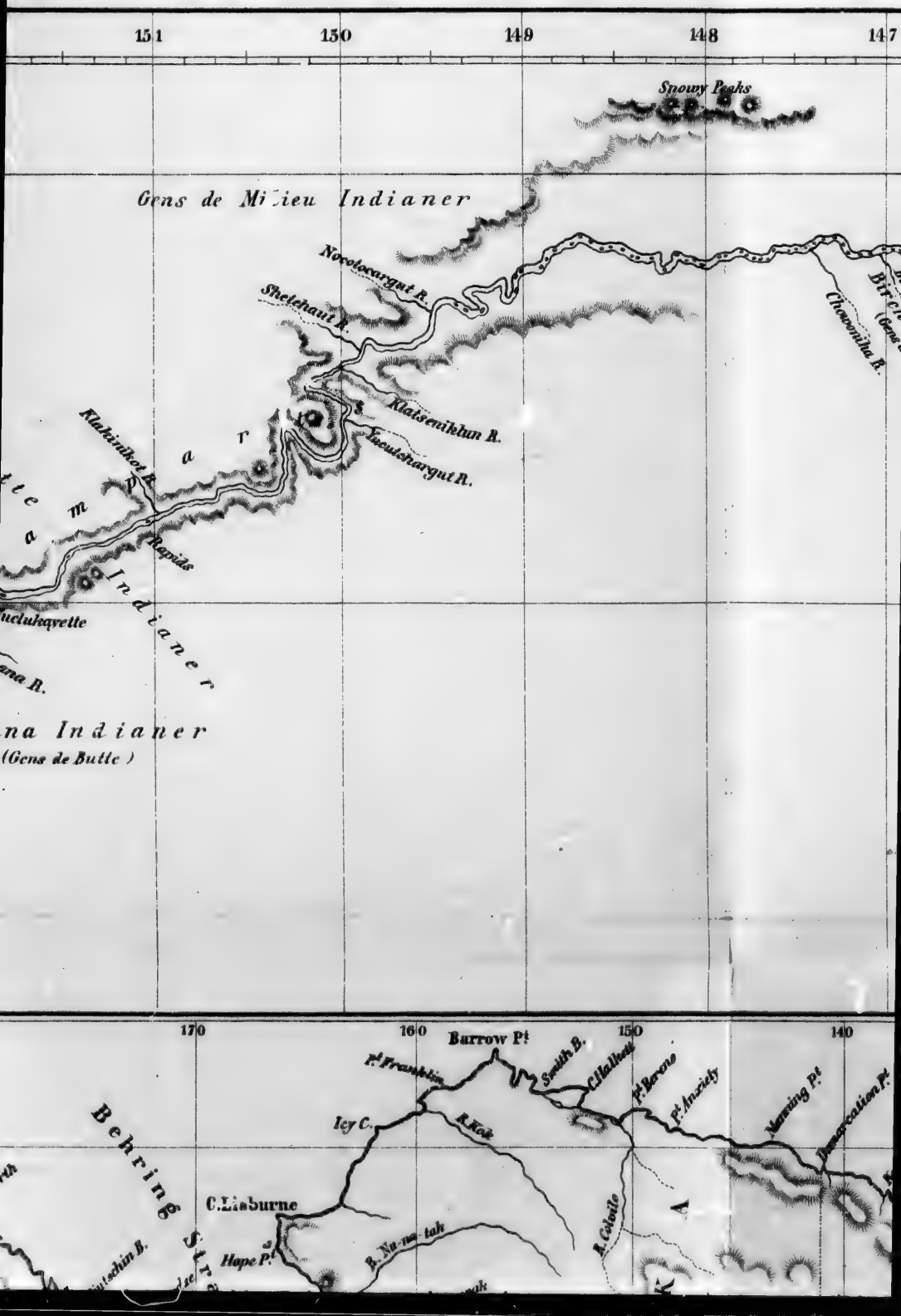

166
165
164
163
66
65
64
Golownin B.
Sledge I.
C. Nome
C. Derby
N O R T O N
S U N D
Stuart I.
St Michae

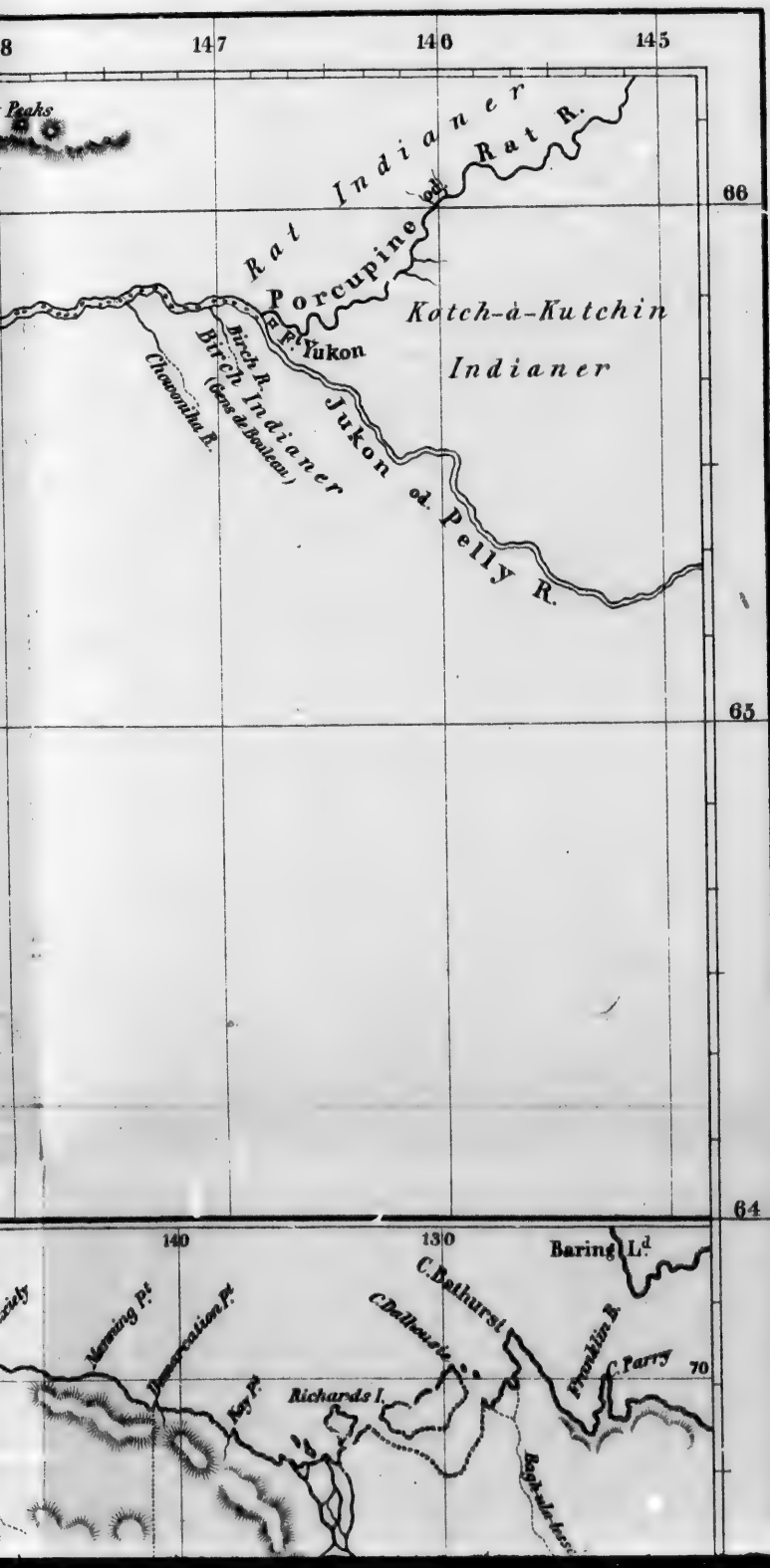
163
162
161
160
159
Koikpak R.
Co-j
Nulato R.
Nulato
Bald Hd.
Norton B.
Kaveak
Indianer
Coltog
Versola
C.Derby
C.Denbigh
Indianer
Igtigalik
Unalachleet
Besborough I.
Jakutzhelignik
Jukon R.
Malemute
Stuart I.
Egg I.
St. Michaels I.
Michaelowski

158
157
156
155
154
Co-jukuk R.
Co-jukuk M.
Co-jukuk
Indianer
Sachertelontin
Metoxekargut
Suquonylla Berge
Basin
Lagun
Newicargut
Nanatush Berge
T'Kitske
Indianer
140
160
Indigirka
Kroma
Elom
Simirtcho
Bären I.
Kolyma
Tchakotski
N. Kolymsk

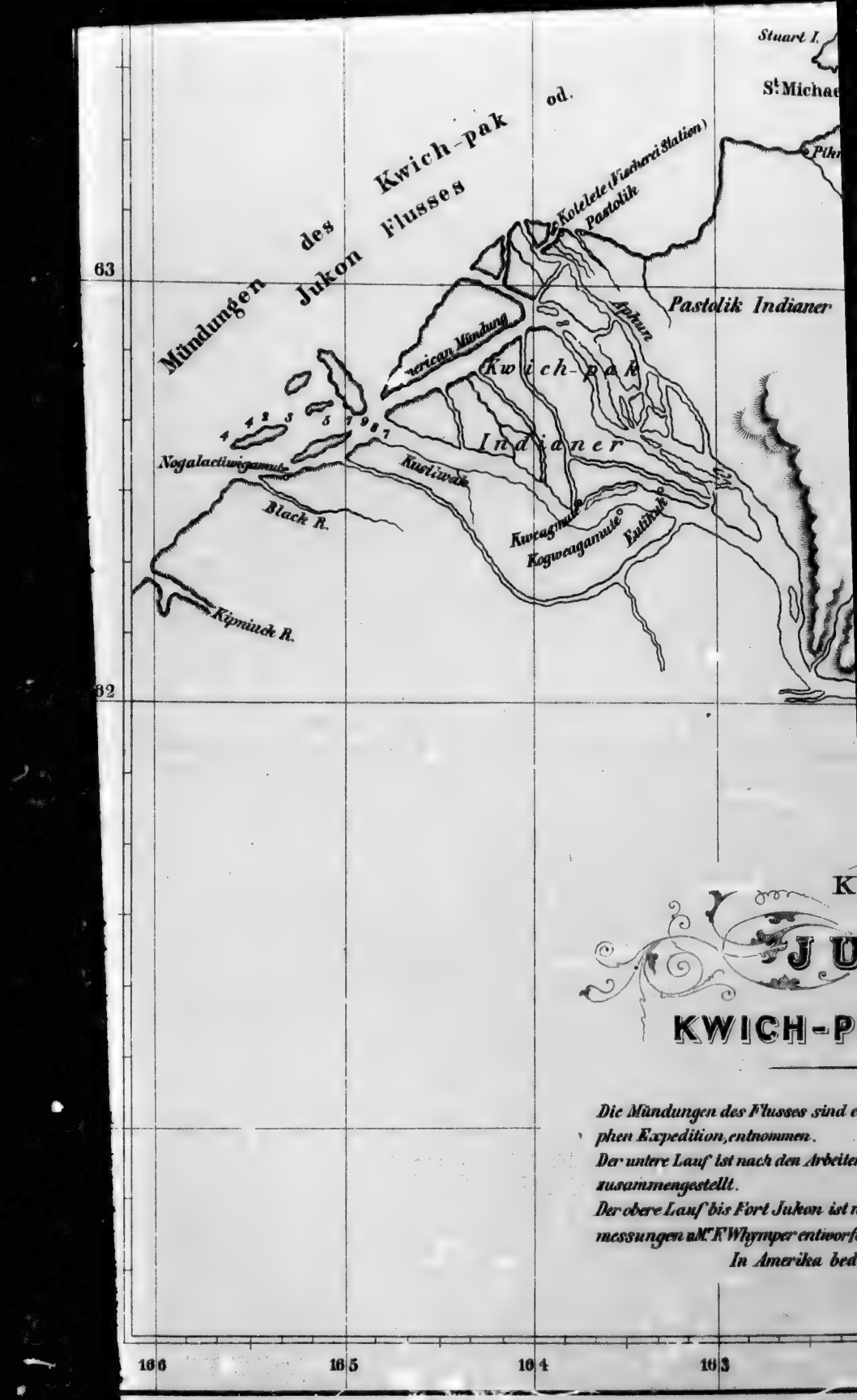


154
153
152
Nuclukayette
Towshecargut R.
Suquonylla Berge
Bluffs
Basin
Newicargut Dorf u. Riv.
Tanana
Newicargut Indianer
160
170
180
Bären I.
Kolyma
C. Baranov
Tchaon R.
N. Kolymsk
C. Shelatskoi
C. Jakan
C. North


151
150
149
148
147
Snowy Peaks
Gens de Milieu Indianer
Nocotocargut R.
Shetehaut R.
Klatseniklun R.
Yucutchargut R.
Klakinikot R.
Rapids
Indianer
Chowoniha R.
Birch
(Gens
na Indianer
(Gens de Butte)
170
160
150
140
Barrow Pt
Pt Franklin
Smith B.
C. Halkett
Pt Berens
Pt Anxiety
Manning Pt
Demarcation Pt
Icy C.
R. Kok
Behring Str
C. Lisburne
Hope Pt
R. Nu-na-tak
R. Colville



8
147
146
145
Peaks
Rat Indianer
Rat R.
Porcupine od.
66
Kotch-à-Kutchin
Indianer
Yukon
Birch R.
Birch Indianer
(Gens de Bouleau)
Chowoniha R.
Jukon od. Pelly R.
65
64
140
130
Baring Ld.
C. Bathurst
C. Dalhousie
Franklin R.
C. Parry
70
Manning Pt.
Demarcation Pt.
Kay Pt.
Richards I.



nschweig. Verlag von G. Westermann.

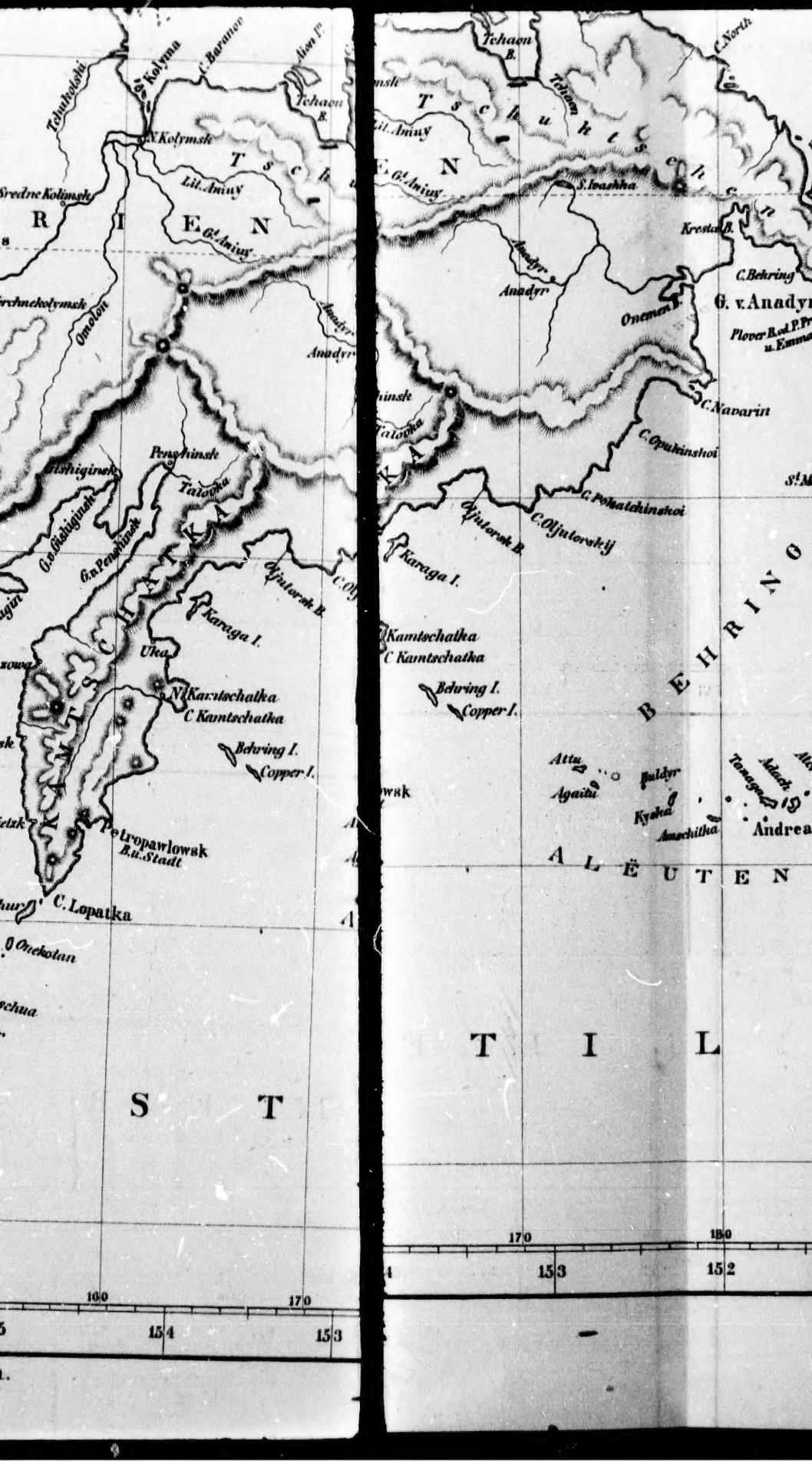
KARTE des JUKON oder KWICH-PAK FLUSSES.

ungen des Flusses sind einer Skizze von M.r E.E. Smith, von der Telegra-
edition, entnommen.
Lauf ist nach den Arbeiten von Lieutenant Zagoskin, und anderen Daten
ngestellt.
auf bis Fort Jukon ist nach den Aufzeichnungen, Winkel- u. Distanz-
n M.r F Whymper entworfen. — Entworfen u. gez. v. J. Arrowsmith.

In Amerika bedeutet das R. River - Fluss.

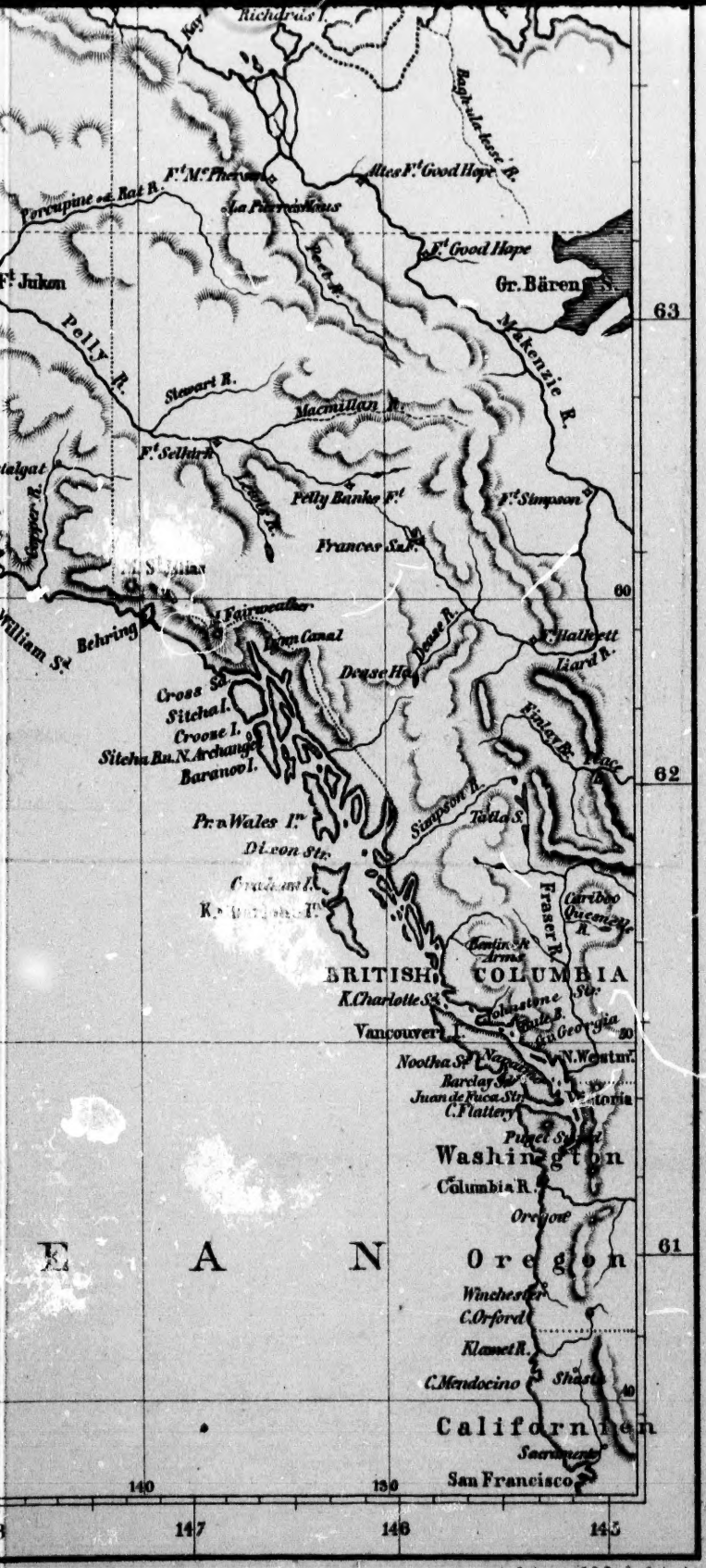
163 162 161 160 159

Zu Whymper's Alaska.



Tchuhotski
Kolyma
C. Baranov
Tchaon B.
N. Kolymsk
Lit. Amuy
Gt. Amuy
Omolon
Anadyr
Penshinsk
Gishiginsk
Talovka
G. v. Gishiginsk
G. v. Penshinsk
Oljutorsk B.
Karaga I.
Uka
N. Kamtschatka
C. Kamtschatka
Behring I.
Copper I.
Petropawlowsk
B. u. Stadt
C. Lopatka
Onekotan
Tchaon B.
C. North
Lit. Amuy
Gt. Amuy
S. Iwashka
Kresta B.
Anadyr
C. Behring
G. v. Anadyr
Onemen B.
C. Navarin
C. Opukinshoi
C. Pokatchinshoi
C. Oljutorskij
Oljutorsk B.
Karaga I.
Kamtschatka
C. Kamtschatka
Behring I.
Copper I.
Attu
Agaitu
Buldyr
Kyska
Amschitka
Tanaga
Adach
Andrea
A L Ë U T E N
T I L
S T
160
170
154
153
170
180
153
152

C.Lisburne
Hope P.t
Kaljutschin B.
C.Serdze
Ost Cap
Diomede I.n
C.Pr.v.Wales
Hotham S.d
R.Nu-na-tak
R.Ko-wak
R.Si-la-nik
R.Colville
Polarkreis
Porcupine od. Rat R.
Ft Jukon
Pelly R.
Stewart
Ft Selkirk
Nulato
Nuelukayette
Sachertelontin
Arakan I.
C.Tschukotskyi
Emma Haf.
Norton Sund
Kwich Pak
Jukon R.
Michaelowski
St Lawrence I.
C.Romanzow
Cook Str.
C.Vancouver
Nuniwak R.
St Matthäus
Kuskokwim B.
C.Newenham
Kulukak B.
Bristol B.
S.Cheleghoff
Iliamisk V.
Cook B.
Pr.William S.d
Behring
Afognak
St Paul
Kadjak
Aljaska Hl.
Moller B.
Pribülow I.n
St Paul
St Georg
C.Krenitzin
Ukamok
Ahutan
Unimak I.
Unimak
Unalaska
Amuchta
Amlja
Seguam
Fox I.n
Onga I.
Sanak od. Halibut I.
Schumagin I.n
Ft Selkirk
Natalgat
Copper R.
Ft Elisabeth
Cross S
Sitcha
Sitcha Bu.N.Arch
Bara
Pr.
dreanoff I.
INSELN
L E R O C E A
170
160
150
140
151
150
149
148
147



Lith Anst. v. J. G. Bach, Leipzig.